

TRUMAN
CAPOTE
ERHÖRTE
GEBETE
ROMAN

KEIN & ABER

Es sollte sein *Opus magnum* werden, ein schonungsloses Sittenbild proustscher Dimension, doch Capote konnte und wollte es nicht abschließen. Gleichwohl ist »Erhörte Gebete« sein konsequentestes Werk, eine giftgesättigte Abrechnung mit der feinen Gesellschaft. Hier schildert Capote die Reichen und Mächtigen, die Verrückten und Verruchten, all jene, die ihn Jahrzehntelang als ihr Schoßhündchen betrachtet hatten. Als das erste Kapitel des Schlüsselromans Mitte der Siebzigerjahre in »Esquire« abgedruckt wurde, erkannten Capotes Freunde, dass das Schoßhündchen durchaus auch zubeißen konnte: Plötzlich waren ihre intimsten Geheimnisse – vom Seitensprung bis zum ver-tuschten Mord – schwarz auf weiß nachzulesen.

»Es ist sehr schwierig, Gentleman und Schriftsteller zu sein«, hat W. Somerset Maugham einmal bemerkt. Mit »Erhörte Gebete« entschied sich Capote eindeutig für Letzteres.

TRUMAN CAPOTE • WERKE

*Zürcher Ausgabe
in neu übersetzten Einzelbänden*

TRUMAN CAPOTE

Erhörte Gebete

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von

Heidi Zerning

KEIN & ABER

*Herausgegeben von
Anuschka Roshani*

Die Originalausgabe erschien 1987 unter dem Titel »Answered Prayers« bei
Random House, New York.

Copyright © 1987 by Alan U. Schwartz

Introduction Copyright © 1987 by Random House, Inc.

This translation published by arrangement with Random House, an imprint of
Random House Publishing Group, a division of Random House Inc.

»Unspoiled Monsters«, »Kate McCloud« and »La Côte Basque« were originally
published in *Esquire*. Copyright © 1975, 1976 by Truman Capote

Neuausgabe

Alle Rechte vorbehalten

Copyright dieser Ausgabe © 2007 by Kein & Aber AG Zürich

Umschlagfoto: © Gerald Clarke/courtesy Gerald Clarke collection

Covergestaltung: Nicholas Ditzler

Gesetzt aus der Fairfield Light

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN: 978-3-0369-5164-5

www.keinundaber.ch

*Es werden mehr Tränen über erhörte Gebete vergossen
als über nicht erhörte.*

Theresa von Ávila

I N H A L T

Unverdorbene Ungeheuer 9

Kate McCloud 122

La Côte Basque 168

Anmerkung des amerikanischen Herausgebers 218

Zur Entstehungsgeschichte 231

UNVERDORBENE UNGEHEUER

Irgendwo auf dieser Welt lebt eine außergewöhnliche Philosophin namens Florie Rotondo.

Neulich stieß ich auf eines ihrer Denkergebnisse, und zwar in einer Zeitschrift, die vornehmlich das abdruckt, was Schulkinder schreiben. Es lautete: *Wenn ich was machen dürfte, würde ich in die Mitte unseres Planeten Erde reisen und nach Uran, Rubinen und Gold suchen. Auch nach Unverdorbenen Ungeheuern. Dann würde ich aufs Land ziehen. Florie Rotondo, acht.*

Florie, Schatz, ich weiß genau, was du meinst – auch wenn du es nicht so genau weißt: wie solltest du auch, mit acht?

Denn ich *bin* in der Mitte unseres Planeten gewesen; habe jedenfalls die Strapazen durchgemacht, die solch eine Reise mit sich bringt. Ich habe nach Uran, Rubinen und Gold geschürft und unterwegs andere beobachtet, die sich derselben Jagd verschrieben hatten. Und weißt du, Florie – ich bin ihnen begegnet, den Unverdorbenen Ungeheuern! Verdorbenen auch. Doch die *unverdorbene* Unterart ist die große Ausnahme: weiße Trüffel im Vergleich zu den schwarzen; bitterer Wildspargel im Gegensatz zu dem in Beeten angepflanzten. Das Einzige, was ich nicht getan habe: ich bin nicht aufs Land gezogen.

Übrigens schreibe ich das auf YMCA-Briefpapier, in einem YMCA in Manhattan, der mich den letzten Monat über in einer Zelle ohne Aussicht im zweiten Stock beherbergt hat. Ich würde den sechsten Stock vorziehen – denn wenn ich mich dazu entschlösse, aus dem Fenster zu klettern, wäre das ein lebenswichtiger Unterschied. Vielleicht wechsle ich das Zimmer. Steige auf. Wohl eher nicht. Ich bin ein Feigling. Aber nicht so feige, den Sprung nicht zu wagen.

Ich heiße P. B. Jones und bin mir nicht ganz einig – ob ich Ihnen jetzt gleich etwas über mich mitteilen soll oder ob ich damit warte und die Angaben in den Text der Erzählung einstreue. Ich könnte Ihnen auch gar nichts über mich mitteilen oder nur sehr wenig, denn ich betrachte mich in dieser Angelegenheit als Berichterstatter, nicht als aktiven Teilnehmer, jedenfalls keinen, auf den es ankommt. Aber vielleicht ist es einfacher, doch mit mir anzufangen.

Wie gesagt, ich heiße P. B. Jones; ich bin entweder fünfunddreißig oder sechsunddreißig Jahre alt: der Grund für diese Ungewissheit ist, dass niemand weiß, wann ich geboren wurde oder wer meine Eltern waren. Wir wissen nur, dass ich als Baby im zweiten Rang eines Variétés in St. Louis zurückgelassen wurde. Das geschah am 20. Januar 1936. Katholische Nonnen zogen mich in einem asketischen Waisenhaus auf, einem roten Backsteinbau am Ufer des Mississippi.

Die Nonnen hatten mich gern, denn ich war ein aufgewecktes Kind und eine Schönheit; sie haben nie gemerkt, wie hinterhältig ich war, wie doppelzüngig, oder wie sehr

ich ihre Kargheit verachtete, ihr Aroma: Weihrauch und Spülwasser, Kerzen und Kreosot, weißer Schweiß. Eine der Schwestern mochte ich, Martha, sie unterrichtete Englisch und war derart überzeugt, dass ich ein Talent zum Schreiben hatte, dass ich am Ende selbst davon überzeugt war. Trotzdem hinterließ ich ihr, als ich aus dem Waisenhaus ausbüxte, keine Nachricht und habe mich auch seitdem nie wieder bei ihr gemeldet: ein typisches Beispiel für meinen Opportunismus und meine Abgestumpftheit.

Ohne ein bestimmtes Ziel im Kopf winkte ich Autos zu und wurde von einem Mann mitgenommen, der ein weißes Cadillac-Kabrio fuhr. Ein stämmiger Bursche mit gebrochener Nase und rotem, sommersprossigem, irischem Teint. Keiner, den man für schwul halten würde. Aber er war es. Er fragte, wohin ich wollte, und ich zuckte nur die Achseln; er wollte wissen, wie alt ich war – ich sagte, achtzehn, obwohl ich in Wahrheit drei Jahre jünger war. Er grinste und sagte: »Na, ich will doch nicht die Moral eines Minderjährigen untergraben.«

Als ob *ich* Moral gehabt hätte.

Dann sagte er feierlich: »Du siehst wirklich gut aus.« Was stimmte: ein bisschen klein geraten, eins siebzig (später eins dreiundsiebzig), aber kräftig und gut gebaut, mit lockigen, braun-blonden Haaren, grün gespenkelten braunen Augen und einem dramatisch kantigen Gesicht; mich selbst im Spiegel zu betrachten, war immer eine Selbstvertrauen spendende Erfahrung. Als Ned sich also über mich hermachte, meinte er, mir die Unschuld zu rauben. Ha-ha! Schon früh, ungefähr im Alter von sieben,

oder acht Jahren, hatte ich angefangen, mit etlichen älteren Jungen und mehreren Priestern sowie einem hübschen farbigen Gärtner die ganze Skala durchzuspielen. Genau genommen war ich eine Art Schokoladenriegelnutte – für ein Stückchen Schokolade tat ich so ziemlich alles.

Ich habe zwar mehrere Monate mit ihm zusammengelebt, aber ich kann mich nicht an Neds Familiennamen erinnern. Ames? Er war der Chefmasseur eines großen Miami-Beach-Hotels – eines dieser eiscremefarbenen Paläste mit jüdischer Klientel und französischem Namen. Ned brachte mir das Handwerk bei, und nachdem ich ihn verlassen hatte, verdiente ich mir meinen Lebensunterhalt als Masseur in einer ganzen Reihe von Miami-Beach-Hotels. Ich hatte auch viele Privatkunden, Männer und Frauen, die ich massierte und denen ich Übungen für die Figur und das Gesicht beibrachte – obwohl Übungen für das Gesicht reiner Quatsch sind; die einzige wirksame ist Schwanzlutschen. Kein Witz, es gibt nichts Vergleichbares, um die Kinnpartie zu straffen.

Und so verbesserte Agnes Beerbaum mit meiner Hilfe die Konturen ihres Kinns beträchtlich. Mrs. Beerbaum war die Witwe eines Zahnarztes aus Detroit, der seinen Lebensabend in Fort Lauderdale genießen wollte, wo er prompt einem Herzinfarkt erlag. Sie war nicht reich, aber sie hatte Geld – und obendrein ein Rückenleiden. Ich trat in ihr Leben, um diese spinalen Spasmen zu lindern, und verweilte lange genug darin, um durch Trinkgelder außerhalb meines üblichen Honorars zehntausend Dollar anzuhäufen.

Damals hätte ich aufs Land ziehen sollen.

Doch ich kaufte mir eine Fahrkarte für einen Greyhound-Bus, der mich nach New York trug. Ich hatte nichts als einen Koffer dabei, und der enthielt sehr wenig – nur Unterwäsche, Hemden, Waschzeug und zahlreiche Notizbücher, in denen ich Gedichte und ein paar Kurzgeschichten festgehalten hatte. Ich war achtzehn, es war Oktober, und ich habe nie dieses Oktober-Gefunkel von Manhattan vergessen, als mein Bus durch New Jerseys stinkende Sümpfe darauf zufuhr. Wie Thomas Wolfe, ein einst bewundertes und jetzt vergessenes Idol, geschrieben haben könnte: Oh, wie vielversprechend diese Fenster waren! – kalt und feurig im flammenden Schein einer sinkenden Herbstsonne.

Seitdem habe ich mich in viele Städte verliebt, aber nur ein Orgasmus, der eine Stunde lang anhält, könnte die Glückseligkeit meines ersten Jahres in New York übertreffen. Leider Gottes beschloss ich, zu heiraten.

Vielleicht war es die Stadt selbst, die ich zur Frau wollte, mein Glücksgefühl dort, mein Gefühl von unvermeidlichem Ruhm und Reichtum. Doch, ach, heiraten tat ich ein Mädchen. Diese blutleere, fischbauchbleiche Bohnenstange mit blonden Schnittlauchhaaren und hervorquellenden lila Augen. Sie war ebenfalls Studentin an der Columbia University, wo ich bei Martha Foley, einer der Gründerinnen und Mitherausgeberinnen der damaligen Zeitschrift *Story*, ein Seminar über kreatives Schreiben belegt hatte. Was mir an Hulga (doch, ich weiß, dass Flannery O'Connor eine ihrer Heldinnen Hulga genannt hat, aber ich klaue nicht; es ist reiner Zufall) gefallen hat,

das war, dass sie nie müde wurde, mir zuzuhören, wenn ich aus meinen Werken vorlas. Meistens stand der Inhalt meiner Geschichten im Gegensatz zu meinem Charakter – das heißt, sie waren zärtlich und *triste*; aber Hulga fand sie schön, und ihre großen lila Augen füllten sich immer wohltuend mit Tränen und flossen am Ende der Lesung über.

Bald nach unserer Hochzeit entdeckte ich, dass es einen guten Grund gab, warum ihre Augen immer solch eine wunderbar schwachsinnige Gemütsruhe ausstrahlten. Sie war nämlich schwachsinnig. Oder nahezu. Jedenfalls hatte sie das Pulver nicht erfunden. Die gute, alte, humorlose, hünenhafte Hulga, dabei so etepetete und peinlich sauber – hausfraulich. Sie hatte keine Ahnung von meinen wahren Gefühlen ihr gegenüber, nicht bis Weihnachten, als ihre Eltern uns besuchen kamen: zwei schwedische Untiere aus Minnesota, ein Mammut-Duo, doppelt so groß wie ihre Tochter. Wir wohnten in einer Anderthalb-Zimmer-Wohnung in der Nähe von Morningside Heights. Hulga hatte eine Art Rockefeller-Center-Tannenbaum gekauft: er reichte vom Boden bis zur Decke und von Wand zu Wand – das verfluchte Ding sog allen Sauerstoff aus der Luft. Und der Aufwand, den sie damit trieb, das Vermögen, das sie für diesen Woolworth-Flitter ausgab! Zufällig hasse ich Weihnachten, denn, wenn Sie mir diesen Anflug von Rührseligkeit verzeihen wollen, in meinem Waisenhaus in Missouri bildete es immer den absoluten Tiefpunkt des ganzen Jahres. Und so kam es, dass ich am Heiligabend, wenige Minuten bevor Hulgas Eltern zum Julklapp eintrafen, plötzlich die Be-

herrschnung verlor: den Baum auseinandernahm und Stück für Stück in einem Aufflammen durchbrennender Sicherungen und zerplatzender Glühbirnen zum Fenster hinaus beförderte – während Hulga unentwegt schrie wie ein halb geschlachtetes Schwein. (Achtung, Philologie-studenten! Alliterationen – habt ihr sie bemerkt? – sind mein geringstes Laster.) Obendrein sagte ich ihr, was ich von ihr hielt – und ausnahmsweise einmal verloren ihre Augen diese blöde Reinheit.

Dann erschienen Mama und Papa, die Riesen aus Minnesota: Geräusche, Laute, wie sie ein blutrünstiges Eis-hockeyteam von sich gibt, das war ihre Reaktion. Hulgas Erzeuger schleuderten mich einfach zwischen sich hin und her – und bevor ich zu Boden ging, hatten sie mir fünf Rippen gebrochen, ein Schienbein zersplittet und beide Augen mit Veilchen versehen. Danach packten die Riesen offenbar ihr Kind ein und fuhren nach Hause. Ich habe von Hulga nie wieder ein Wort gehört, nicht in all den Jahren, die seitdem vergangen sind; aber soweit ich weiß, sind wir vor dem Gesetz immer noch Mann und Frau.

Kennen Sie den Ausdruck »Killerschwulette«? Damit ist ein Schwuler gemeint, in dessen Adern das Kühlmit-tel Freon fließt. Diaghilew zum Beispiel. J. Edgar Hoover. Hadrian. Nicht, dass ich ihn mit diesen Persönlichkeiten auf eine Stufe stellen möchte, aber ich denke dabei an Turner Boatwright – Boaty, wie seine Höflinge ihn nannten.

Mr. Boatwright war der Feuilletonredakteur einer Mo-dezeitschrift, die »hochwertigen« Schriftstellern ein Fo-rum gab. Ich wurde auf ihn aufmerksam oder vielmehr er

auf mich, als er in unserem Seminar einen Vortrag hielt, und an der Art, wie sein frostiger, alle Hosenställe abschätzender Blick immer wieder zu mir wanderte, merkte ich, was ihm durch seinen hübschen grauen Lockenkopf ging. Also gut, aber ich beschloss, ihm nichts zu schenken. Nach dem Vortrag scharften sich die Studenten zusammen, um mit ihm zu sprechen. Nicht so ich; ich verschwand, ohne darauf zu warten, ihm vorgestellt zu werden. Ein Monat verging, den ich dazu benutzte, zwei meiner Erzählungen, die ich für die besten hielt, zu polieren: *Sonnenbräune* über Stricher unter den Strandanimateuren von Miami Beach und *Massage* über die Erniedrigungen einer Zahnarztwitwe, die einen jugendlichen Masseur abgöttisch liebt.

Bewappnet mit den Manuskripten suchte ich Mr. Boatwright auf – ohne Terminvereinbarung; ich spazierte einfach in die Redaktion der Zeitschrift und bat die Empfangsdame, Mr. Boatwright zu sagen, dass einer von Miss Foleys Studenten ihn zu sehen wünsche. Ich war sicher, er würde wissen, welcher. Doch als ich in sein Büro geleitet wurde, zog er es vor, sich nicht an mich zu erinnern. Ich ließ mich davon nicht hinters Licht führen.

Sein Büro war das schiere Gegenteil von einem Büro; es erinnerte an einen viktorianischen Salon. Mr. Boatwright thronte in einem Rohrschaukelstuhl neben einem Tisch, den Fransentücher deckten und der als Schreibtisch diente; ein weiterer Schaukelstuhl stand auf der anderen Seite des Tisches. Den wies mir der Redakteur zu, mit einer schlafirgen Geste, die seine Kobra-Wachsamkeit verschleiern sollte (sein eigener Stuhl enthielt, wie ich

später entdeckte, ein kleines Kissen mit der gestickten Inschrift MUTTER). Obwohl es ein glühend heißer Frühlingstag war, verbargen sich die Fenster hinter fest zugezogenen Vorhängen aus schwerem Samt von einer Farbe, die man, glaube ich, Flohbraun nennt; die einzigen Lichtquellen waren zwei Studierlampen, eine mit dunkelroten Schirmen, die andere mit grünen. Ein interessanter Ort, Mr. Boatwrights Höhle; offenbar ließ man ihm großen Freiraum.

»Nun, Mr. Jones?«

Ich brachte mein Anliegen vor, sagte, ich sei von seinem Vortrag an der Columbia beeindruckt gewesen, von der Aufrichtigkeit seines Wunsches, jungen Autoren behilflich zu sein, und habe daraufhin zwei Kurzgeschichten mitgebracht, um sie ihm zur Beurteilung vorzulegen.

Er sagte mit einer Stimme, die von süßlichem Sarkasmus troff: »Und warum haben Sie sich dazu durchgerungen, sie mir persönlich vorzulegen? Denn üblich ist der Postweg.«

Ich lächelte, und mein Lächeln ist eine schmeichelhafte Einladung; jedenfalls wird es meistens so aufgefasst. »Aus Angst, Sie würden sie nicht lesen. Ein unbekannter Schriftsteller ohne Agent? Dessen Geschichten dürften wohl kaum bis zu Ihnen gelangen?«

»Sie tun es, falls sie von Talent zeugen. Meine Assistentin Miss Shaw ist eine außerordentlich fähige und aufmerksame Leserin. Wie alt sind Sie?«

»Im August werde ich zwanzig.«

»Und Sie halten sich für ein Genie?«

»Ich weiß nicht.« Was gelogen war; ich war fest davon

überzeugt, eins zu sein. »Deshalb bin ich hier. Um Ihre Meinung zu hören.«

»So viel kann ich sagen: Sie sind ehrgeizig. Oder wollen Sie nur nach oben? Was sind Sie, ein Jid?«

Meine Antwort machte mir nicht besonders viel Ehre; obwohl ich relativ frei von Selbstmitleid bin (na, ob das stimmt?), war es nie unter meiner Würde, meine Herkunft zu benutzen, um mir Sympathien zu sichern. »Kann sein. Ich bin in einem Waisenhaus aufgewachsen. Ich habe keine Ahnung, wer meine Eltern sind.«

Trotzdem stieß mich das Knie des Herrn mit schmerzlicher Genauigkeit. Er hatte mich durchschaut; ich war mir seiner jedoch nicht mehr so sicher. Zu der Zeit war ich immun gegen die automatischen Laster – ich rauchte selten und trank nie. Doch jetzt nahm ich mir ohne Erlaubnis eine Zigarette aus einer Schildpattdose; als ich sie anzündete, explodierten alle Hölzer in dem Streichholzbriefchen. Ein kleiner Scheiterhaufen loderte in meiner Hand. Ich sprang auf, schüttelte meine Hand aus und wimmerte.

Mein Gastgeber zeigte nur gelassen auf die zu Boden gefallenen, immer noch brennenden Streichhölzer. Er sagte: »Achtung. Treten Sie das aus. Sie beschädigen noch meinen Teppich.« Dann: »Kommen Sie her. Geben Sie mir Ihre Hand.«

Seine Lippen öffneten sich. Langsam stülpte sein Mund sich über meinen Zeigefinger, den am stärksten versengten. Er sog den Finger in die Tiefen seines Mundes, zog sich zurück und sog ihn wieder ein – wie ein Jäger, der gefährliche Flüssigkeit aus einem Schlangenbiss entfernt. Er hielt inne und fragte: »Ist es schon besser?«

Die Wippe war gekippt; eine Machtverlagerung hatte stattgefunden, oder jedenfalls war ich dumm genug, das zu glauben.

»Viel besser; danke.«

»Schön«, sagte er und stand auf, um die Tür abzuriegeln.
»Dann werden wir jetzt die Behandlung fortsetzen.«

* * *

Nein, so leicht war es nicht. Boaty war ein harter Bursche; nötigenfalls hätte er für sein Vergnügen bezahlt, aber er hätte nie eine meiner Geschichten veröffentlicht. Zu den ursprünglichen zwei, die ich ihm gab, sagte er: »Sie sind nicht gut. Normalerweise würde ich jemanden mit einem so begrenzten Talent wie dem deinen nie ermutigen. Das ist das Grausamste, was man tun kann – jemanden in dem Glauben bestärken, er besitze Gaben, die er eigentlich gar nicht hat. Allerdings verfügst du über einen gewissen Sinn für Wörter. Ein Gefühl für Charakterisierung. Vielleicht kann daraus etwas gemacht werden. Wenn du bereit bist, es zu riskieren und womöglich damit dein Leben zu ruinieren, werde ich dir helfen. Aber ich rate davon ab.«

Ich wünschte, ich hätte auf ihn gehört. Ich wünschte, ich wäre schnurstracks aufs Land gezogen. Aber es war zu spät, denn ich hatte mich schon auf meine Reise ins Innere der Erde begeben.

Das Schreibpapier ist alle. Vielleicht gehe ich duschen. Und ziehe danach in den sechsten Stock.

* * *

Ich bin in den sechsten Stock gezogen. Aber mein Fenster grenzt eng ans nächste Haus; wenn ich hinausklettere, stoße ich mir nur den Kopf. Der September schickt uns eine Hitzewelle, und mein Zimmer ist so klein, so heiß, dass ich Tag und Nacht die Tür offen lassen muss, was misslich ist, da hier wie in den meisten YMCAs, den Christlichen Vereinen Junger Männer, die Flure rascheln von den leisen Schritten lüsterner Christen; wenn man seine Tür offen lässt, wird das häufig als Einladung verstanden. So ist es aber nicht gemeint, Sir.

Neulich, als ich diesen Bericht begann, hatte ich keine Ahnung, ob ich ihn fortsetzen würde oder nicht. Ich bin jedoch gerade von einem Drugstore zurück, wo ich eine Schachtel Blackwing-Bleistifte, einen Anspitzer und ein halbes Dutzend dicke Schreibhefte gekauft habe. Ich habe sowieso nichts Besseres zu tun. Außer einen Job zu suchen. Ich weiß bloß nicht, was für eine Arbeit ich mir suchen soll – es sei denn, ich kehre zur Massage zurück. Ich tauge nicht mehr zu vielem. Und um ehrlich zu sein, ich denke immer wieder, wenn ich die meisten Namen ändere, dann kann ich das hier vielleicht als Roman veröffentlichen. Verdammtd, ich habe nichts mehr zu verlieren; sicher könnten einige Leute versuchen, mich umzubringen, aber sie würden mir damit nur einen Gefallen tun.

* * *

Nachdem ich ihm mehr als zwanzig Geschichten vorgelegt hatte, kaufte Boaty tatsächlich eine. Er kürzte sie aufs Knochengerüst zusammen und schrieb sie selbst halb um,

aber wenigstens wurde ich gedruckt. *Viele Gedanken an Morton*, von P. B. Jones. Sie handelte von einer Nonne, die einen farbigen Gärtner namens Morton liebt (denselben Gärtner, der sich in mich verliebt hatte). Sie erregte Aufmerksamkeit und wurde in die Anthologie *Best American Short Stories* jenes Jahres aufgenommen; noch wichtiger war, dass sie einer bedeutenden Freundin von Boaty auffiel, Miss Alice Lee Langman.

Boaty besaß ein geräumiges Stadthaus aus rotbraunem Sandstein; es lag im Nordosten der Upper Eastside. Das Innere war eine übertriebene Nachbildung seines Büros, eine karmesinrote, viktorianische Rosshaar-Melange: perlverzierte Vorhänge und ausgestopfte Eulen, die unter Glasglocken schmollten. Diese Art von amüsanter schwuler Maniriertheit, inzwischen *démodée*, war zu jener Zeit erfrischend ausgefallen, und Boatys Salon war einer von Manhattans beliebtesten Treffpunkten.

Ich bin dort Jean Cocteau begegnet – einem wandelnden Laserstrahler mit einem Zweiglein *muguets* im Knopfloch; er fragte mich, ob ich tätowiert sei, und als ich das verneinte, verschleierten sich seine überintelligenten Augen und suchten nach anderen. Sowohl die Dietrich als auch die Garbo schauten gelegentlich bei Boaty vorbei, Letztere immer in Begleitung von Cecil Beaton, den ich kennengelernt hatte, als er mich für Boatys Zeitschrift photographierte (ein mitangehörtes Zwiegespräch der beiden: Beaton: »Das Deprimierendste am Älterwerden ist, dass meine Geschlechtsteile schrumpfen.« Garbo, nach einer betrübten Pause: »Ich wünschte, ich könnte das auch von meinen sagen«).

Es ist wahr, bei Boaty fanden sich ungewöhnlich viele Berühmtheiten ein, Bühnengrößen, so unterschiedlich wie Martha Graham und Gypsy Rose Lee, Paillettengeglitzer, durchsetzt mit etwelchen Malern (Tschelitschew, Cadmus, Rivers, Warhol, Rauschenberg), Komponisten (Bernstein, Copland, Britten, Barber, Blitzstein, Diamond, Menotti) und am häufigsten mit Schriftstellern (Auden, Isherwood, Wescott, Mailer, Williams, Styron, Porter und immer mal wieder, wenn er sich in New York aufhielt, dem Lolita-sinnigen Faulkner, meistens ernst und höflich unter der doppelten Last unsicherer Vornehmheit und eines Jack-Daniel's-Katers). Außerdem Alice Lee Langman, die Boaty für Amerikas bedeutendste Literatin hielt.

Für all diese Leute, darunter auch die noch Lebenden, muss ich inzwischen nichts als eine blasse Erinnerung sein. Wenn überhaupt. Boaty hätte sich natürlich an mich erinnert, wenn auch nicht angenehm (ich kann mir gut vorstellen, was er sagen würde: »P. B. Jones? Dieser Landstreicher. Zweifellos verkauft er seinen Hintern jetzt in den Souks von Marrakesch an ältere arabische Homos«); aber Boaty ist tot, in seinem Mahagoni-Haus von einem heroinsüchtigen puertoricanischen Stricher erschlagen, der ihm obendrein beide Augäpfel ausriß, so dass sie ihm über die Wangen baumelten.

Auch Alice Lee Langman ist voriges Jahr gestorben.

Die *New York Times* druckte ihren Nachruf auf der ersten Seite, zusammen mit ihrem berühmten Photo, aufgenommen von Arnold Genthe 1927 in Berlin. Kreative Frauen sind nicht oft präsentabel. Schauen Sie sich Mary McCarthy an – häufig als große Schönheit gepriesen!

Alice Lee Langman jedoch war ein Schwan unter den Schwänen unseres Jahrhunderts: gleichrangig mit Cleo de Merode, der Marquesa de Casa Maury, der Garbo, Barbara Cushing Paley, den drei Wyndham-Schwestern, Diana Duff Cooper, Lena Horne, Richard Finnnochio (der Transvestit, der sich Harlow nannte), Gloria Guinness, Maja Plissetzkaja, Marilyn Monroe und nicht zuletzt der unvergleichlichen Kate McCloud. Es hat mehrere intellektuelle Lesben von ansehnlichem Äußeren gegeben: Colette, Gertrude Stein, Willa Cather, Ivy Compton-Burnett, Carson McCullers, Jane Bowles; und in einer ganz anderen Kategorie, einfach nur gewinnend hübsch, verdienen sowohl Eleanor Clark als auch Katherine Anne Porter ihren Ruf.

Aber Alice Lee Langman war die Perfektion in Person, eine makellose Dame mit allen Insignien der Androgynität, dieser sexuell ambivalenten Ausstrahlung, die all jenen zu eigen scheint, deren Anziehungskraft sämtliche Grenzen überschreitet – eine Aura, die nicht auf Frauen beschränkt ist, denn Nurejew hat sie, Nehru hatte sie, ebenso in jungen Jahren Marlon Brando und Elvis Presley, ebenso Montgomery Clift und James Dean.

Als ich Miss Langman kennenlernte, und ich redete sie nie anders an, war sie bereits Ende fünfzig, dennoch sah sie ihrem Genthe-Porträt aus längst vergangenen Tagen immer noch gespenstisch ähnlich. Die Autorin von *Wilder Spargel* und *Fünf schwarze Gitarren* hatte Augen von der Farbe anatolischen Quellwassers, und ihre Haare, die silbrig blau glänzten, waren glatt zurückgekämmt und schmiegten sich um ihr hoch erhobenes Haupt wie eine

luftige Kappe. Ihre Nase erinnerte an die der Pawlowa: kräftig, leicht unregelmäßig. Sie war blass, in der gesunden Art weißen Apfelfleisches, und wenn sie sprach, war sie schwer zu verstehen, denn ihre Stimme, anders als die der meisten Frauen aus den Südstaaten, war weder hoch noch schnell (nur die Männer aus dem Süden ziehen die Wörter in die Länge), sondern dumpf, wie der Cello-Alt einer Trauertaube.

An jenem ersten Abend bei Boaty sagte sie: »Würden Sie mich nach Hause begleiten? Ich höre es donnern und habe davor Angst.«

Sie hatte weder vor dem Donner noch vor sonst etwas Angst – mit Ausnahme von unerwiderter Liebe und kommerziellem Erfolg. Miss Langmans hohes Ansehen beruhte völlig zu Recht auf einem Roman und drei Bänden mit Kurzgeschichten, von denen keiner außerhalb der akademischen Welt und der Gefilde der Connaisseurs gekauft oder gelesen wurde. Wie der Wert von Diamanten hing ihr Prestige von kontrollierter und begrenzter Produktion ab; und unter solchen Gesichtspunkten war sie ungemein erfolgreich, die Königin des Writer-in-residence-Rummels, des Literaturpreis-Klüngels, der Sonderhonorar-Mafia, des Stipendien-für-notleidende-Künstler-Filzes. Alle, die Ford Foundation, die Guggenheim Foundation, das National Institute of Arts and Letters, der National Council on the Arts, die Library of Congress und so fort, waren ganz versessen darauf, sie mit steuerfreiem Moos vollzustopfen, und wie Zirkuszwerge, die ihre Existenz verlieren, wenn sie auch nur ein oder zwei Zentimeter wachsen, war Miss Langman sich vollauf

bewusst, dass ihr Prestige sich verflüchtigen würde, sobald das normale Publikum anfing, sie zu lesen und zu schätzen. Bis dahin harkte sie die mildtätigen Jetons zusammen wie ein Croupier – sie reichten immerhin für eine Wohnung in der Park Avenue, klein, aber stilvoll.

Nach einer ruhigen Kindheit in Tennessee – passend zur Tochter eines Methodistenpredigers – mit einer wilden Phase inklusive der obligaten Abstecher zur Bohème sowohl in Berlin und Schanghai als auch in Paris und Havanna, und nach vier Ehemännern, einer davon ein zwanzigjähriger Surfer-Schöning, den sie bei einem ihrer Vorträge in Berkeley kennengelernt hatte, bekannte sich Miss Langman nun wieder, zumindest in materieller Hinsicht, zu den Werten ihrer Vorfahren, die sie vielleicht verlegt, aber nie verloren hatte.

In der Rückschau und mit den Kenntnissen, die ich mir inzwischen erworben habe, weiß ich den guten Geschmack von Miss Langmans Wohnung zu schätzen. Damals fand ich sie kalt und kahl. Die »weichen« Möbel waren mit steifem Leinen bezogen, das so weiß war wie die bilderlosen Wände; die Fußböden glänzten und mussten ohne Teppiche auskommen. Nur weiße Pflanzenschalen, in denen sich frisches Blattgrün drängte, unterbrachen den arktischen Schnee dieser Behausung; deren Grün sowie mehrere echte Antiquitäten, darunter ein süperfisch strenges Doppelschreibpult und zwei zueinander passende Bücherschränke aus Rosenholz. »Ich ziehe es vor«, sagte mir Miss Langman, »zwei wirklich gute Gabeln zu besitzen anstatt eines Dutzens, das nur gut ist. Deswegen sind diese Räume so spärlich möbliert. Ich kann nur

mit dem Besten leben, aber ich kann mir nicht genug davon leisten. Jedenfalls ist mir jede Anhäufung fremd. Ein leerer Strand an einem Wintertag, wenn das Wasser ganz still ist, da fühle ich mich wohl. In einem Haus wie dem von Boaty würde ich wahnsinnig werden.«

Miss Langman wurde oft als ungemein witzige Gesprächspartnerin beschrieben; ich frage mich jedoch, wie kann eine Frau witzig sein, die nicht einen Funken Humor besitzt? – und sie besaß keinen, das war ihr großes Manko als Mensch und als Künstlerin. Immerhin war sie beredsam, das muss ich ihr lassen: noch im Bett gab sie ständig ihren Senf dazu: »Nein, Billy. Behalt das Hemd an und die Socken auch der erste Mann den ich je gesehen habe der hatte nur ein Hemd und Socken an. Mr. Billy Langman. Hochwürden Billy. Und ein Mann mit Socken an und seinem Billy hoch und bereit der hat was, da Billy nimm das Kissen und leg es mir unter den ja genau so das ist gut ach Billy das ist *gut* so gut wie Natascha ich hatte mal was mit einer russischen Lesbe Natascha hat in der Russischen Botschaft in Warschau gearbeitet und hatte immer Hunger sie hat gern Kirschen da unten versteckt und sie gegessen ach Billy ich kann ich *kann* das nicht ohne ohne rutsch rauf Liebchen und lutsch meine ja ja ich will deinen Billy halten aber Billy warum bist du nicht groß! richtig groß!«

Warum? Weil ich zu jenen Menschen gehöre, die bei geschlechtlichem Engagement strenges Schweigen brauchen, die ungebrochene Stille völliger Konzentration. Vielleicht liegt das an meinem pubertären Training als Schokoriegelnutte oder auch daran, dass ich mich beharr-

lich dazu gezwungen habe, selbst Partner, die nicht gerade Funken sprühten, zufriedenzustellen – jedenfalls müssen, damit ich den Grat erreiche und in die Tiefe stürze, alle Mechanismen von intensiven Phantasievorstellungen, von berauschenden inneren Spielfilmen unterstützt werden, die Bettgeschwätz verabscheuen.

In Wahrheit bin ich gewissermaßen nur selten bei der Person, bei der ich gerade bin; und meiner Überzeugung nach teilen viele, vielleicht sogar die meisten von uns, mit mir diese Abhängigkeit von einer inneren Landschaft, von erotischen Details, der Phantasie oder der Erinnerung entsprungen, von Schatten ohne Bezug zu dem Körper über oder unter uns – von jenen Bildern, die unser Bewusstsein innerhalb sexueller Spasmen zulässt, jedoch verbannt, sobald die Bestie besiegt ist, denn gleichgültig, wie tolerant wir sind, diese Traumbilder sind für die kleingeistigen Aufpasser in uns unerträglich. »Ja besser besser immer besser Billy gib mir jetzt deinen Billy das ist ah ah das ist es nur langsamer langsamer und langsamer jetzt hart hart stoß mich hart ay ay *los cojones* ich will sie läuten hören jetzt langsamer langsamer zieh's zieh's zieh's in die Länge jetzt stoß zu stoß ay ay Pappi liebster Jesus hab Erbarmen Jesus Jesus Gottverdammichpappi komm doch Billy komm! Komm!« Wie kann ich das, wenn die Dame mir nicht erlaubt, mich auf Gebiete zu konzentrieren, die aufreizender sind als ihr lärmendes, nervendes, undiszipliniertes Ego? »Ich will sie läuten hören«: so die *grande mademoiselle* der Kulturpresse, während sie sich durch eine Sechzig-Sekunden-Sequenz mannigfacher Triumphhe zuckte. Worauf ich ins Badezimmer ging, mich in der kal-

ten, trockenen Badewanne ausstreckte, die Gedanken dachte, die ich brauchte (gerade so, wie Miss Langman, in der privaten Stille unter ihrem öffentlichen Ungestüm, in ihre versunken sein mochte: Erinnerungen ... an ihre Mädchenzeit? an den Anblick von Pfarrer Billy? nackt bis auf Hemd und Socken? oder an eine honigsüße Frauenzunge, die einen Winternachmittag weglutschte? oder an einen pastabäuchigen, walschwänzigen, in Palermo aufgesammelten Itaker, den sie vor einer heißen sizilianischen Ewigkeit beritt?) und masturbierte.

Ich habe einen Freund, der nicht schwul ist, aber eine Abneigung gegen Frauen hegt, und der sagt: »Die einzigen Frauen, für die ich Verwendung habe, das sind Frau Faust und ihre fünf Töchter.« Für Frau Faust spricht in der Tat so manches – sie ist hygienisch, macht nie Szenen, kostet nichts, bleibt ihr Leben lang treu und ist immer zur Hand, wenn man sie braucht.

»Danke«, sagte Miss Langman, als ich zurückkam. »Erstaunlich für jemanden deines Alters, all das zu wissen. So viel Selbstvertrauen zu haben. Ich meinte, einen Schüler anzunehmen, doch wie es scheint, braucht er nichts mehr zu lernen.«

Dieser letzte Satz ist typisch für ihren Stil – direkt, empfunden, aber ein wenig formuliert, literarisch. Trotzdem erkannte ich nur allzu deutlich, wie wertvoll und schmeichelhaft es für einen ehrgeizigen jungen Schriftsteller war, der Protégé von Alice Lee Langman zu sein, und so zog ich in die Park-Avenue-Wohnung ein. Als Boaty davon hörte, wagte er es zwar nicht, sich offen mit Miss Langman anzulegen, wollte ihr aber den Spaß ver-

derben, also rief er sie an und sagte: »Alice, ich erzähle dir das wirklich nur, weil du das Büschchen in meinem Haus kennengelernt hast. Ich fühle mich verantwortlich. Pass ja auf! Der treibt es mit allem – ob Maultier, Mann, Hund oder Hydrant. Gerade erst gestern erhielt ich einen wütenden Brief von Jean [Cocteau]. Aus Paris. Er hat eine Nacht mit unserem *amigo* im Plaza Hotel verbracht. Und jetzt hat er zum Beweis dafür den Tripper! Gott allein weiß, womit der Bengel verseucht ist. Geh möglichst bald zu deinem Arzt. Und noch eins: der Junge ist ein Dieb. Er hat meine Unterschrift auf Schecks gefälscht und mir über fünfhundert Dollar gestohlen. Ich kann ihn von heute auf morgen ins Gefängnis bringen.« Einiges davon war gar nicht so weit daneben, obwohl nichts davon stimmte; aber verstehen Sie jetzt, was das ist, eine Killerschwulette?

Nicht, dass es etwas bewirkte; Miss Langman hätte sich ohnehin nicht abschrecken lassen, selbst wenn Boaty bewiesen hätte, dass ich ein Gauner war, der zwei buckligen sowjetischen siamesischen Zwillingen ihren letzten Rubel abgeschwindelt hatte. Sie liebte mich, behauptete sie, und ich glaubte ihr; eines Nachts, als ihre Stimme von zu viel rotem und gelbem Wein wankte und schwankte, fragte sie – hach, auf so zimperliche, rührselige Art, dass man Lust bekam, ihr die Zähne auszuschlagen oder sie vielleicht auch zu küssen –, ob ich sie liebte; da ich nichts, wenn nicht ein Lügner bin, antwortete ich ihr, ja, sicher. Zum Glück habe ich die vollen Schrecken der Liebe nur einmal durchlitten – Sie werden davon erfahren, wenn es so weit ist; das verspreche ich. Aber um zur Langman-Tragödie zurückzukehren. Ist es – ich bin nicht sicher –

möglich, jemanden zu lieben, wenn man in erster Linie daran interessiert ist, welchen Nutzen er einem bringen kann? Verhindern nicht das Motiv der Gewinnsucht und die Schuld, die daraus erwächst, das Aufblühen anderer Gefühle? Man kann den Standpunkt vertreten, dass sogar die anständigsten Paare anfänglich vom Prinzip der gegenseitigen Ausbeutung angezogen wurden – Sex, Zuflucht, verhätscheltes Ego; aber das ist alltäglich, menschlich: der Unterschied zwischen diesen Motiven und dem, einen anderen Menschen rigoros zu benutzen, ist der Unterschied zwischen essbaren Pilzen und denen, die töten: Unverdorbene Ungeheuer.

Was ich von Miss Langman wollte, war: ihren Agenten, ihren Verleger und ihren Namen unter einer ekstatischen Besprechung meiner Arbeiten in einer jener muffigen, aber akademisch einflussreichen Vierteljahresschriften. Diese Ziele wurden im Laufe der Zeit erreicht und glänzend übertroffen. Als Ergebnis ihrer prominenten Interventionen war P. B. Jones bald der Empfänger eines Guggenheim-Stipendiums (1000 \$), einer Beihilfe des National Institute of Arts and Letters (1000 \$) und eines Verlagsvorschusses für einen Band mit Kurzgeschichten (2000 \$). Darüber hinaus bearbeitete Miss Langman diese Geschichten, neun davon striegelte sie auf Hochglanz und besprach sie dann, *Erhörte Gebete und andere Geschichten*, einmal in der *Partisan Review* und dann noch in der *New York Times Book Review*. Der Buchtitel war ihre Entscheidung; obwohl es keine Geschichte mit dem Titel *Erhörte Gebete* gab, sagte sie: »Der ist ungemein passend. Die Heilige Theresia von Ávila bemerkte einst: ›Es wer-

den mehr Tränen über erhörte Gebete vergossen als über nicht erhörte. Vielleicht zitiere ich sie ungenau, aber das können wir nachschlagen. Das Thema nämlich, das sich durch deine Arbeiten zieht, ist, soweit ich es zu erkennen vermag, wie Menschen ein verzweifeltes Ziel nur um den Preis erreichen, dass es auf sie zurückfällt – und ihre Verzweiflung verstärkt und beschleunigt.«

Prophetischerweise sorgten die *Erhörten Gebete* nicht dafür, dass meine Gebete erhört wurden. Als das Buch endlich erschien, waren viele Schlüsselfiguren in der literarischen Maschinerie zu der Meinung gelangt, Miss Langman habe sich zu weit aus dem Fenster gelehnt für ihren Gigolo-Knaben (Boatys Formulierung; er flüsterte auch allen zu: »Die arme Alice. Das ist *Chéri* und *Chéris Ende* in einem Band!«), habe es für eine so niveauvolle Literatin in erschreckendem Maße an künstlerischer Integrität missen lassen.

Ich kann nicht behaupten, dass meine Geschichten auf einer Ebene mit denen von Turgenjew und Flaubert waren, aber sie waren sicherlich achtbar genug, um nicht völlig ignoriert zu werden. Niemand verriss sie; dabei wäre es besser gewesen, jemand hätte es getan, jedenfalls weniger schmerzlich als diese graue, ablehnende Leere, die benommen machte und Übelkeit erregte, so dass man schon am Vormittag Durst auf Martinis bekam. Miss Langman litt ebensolche Qualen wie ich – sie teile meine Enttäuschung, sagte sie –, aber insgeheim wohl, weil sie befürchtete, das süße Quellwasser ihres eigenen kristallklaren Renommees sei verunreinigt worden.

Ich kann nicht vergessen, wie sie in ihrem geschmack-

vollen Salon saß, ihre schönen Augen von Gin und Tränen gerötet, immer nur nickte und jedes Wort meiner bösen, vom Schnaps beflügelten Attacken aufsog, die Schuld, die ich ihr aufbürdete an dem Debakel des Buches, an meiner Niederlage, meiner kalten Hölle; sie nickte immer wieder, biss sich auf die Lippen und nahm alles hin, weil sie ebenso stark in der Gewissheit ihres Talents war wie ich schwach und paranoid in der Ungewissheit des meinen, auch, weil sie wusste, dass ein schneller, wahrer Satz von ihr tödlich sein würde – und weil sie Angst hatte, wenn ich ging, dann war das das Ende von jeglichem *chéri*.

* * *

Altes texanisches Sprichwort: Frauen sind wie Klapperschlangen – zuletzt stirbt der Schwanz.

Einige Frauen sind ihr Leben lang dazu bereit, für einen Fick alles in Kauf zu nehmen; und Miss Langman blieb, wie ich höre, eine Enthusiastin, bis ein Schlaganfall sie umbrachte. Oder wie Kate McCloud gesagt hat: »Eine wirklich gute Nummer ist eine Reise um den Globus wert – in mehr als einer Beziehung.« Und Kate McCloud hat, wie wir alle wissen, zu dem Thema einiges zu sagen: wenn aus ihr so viele Stengel herausstehen würden, wie in sie hineingesteckt worden sind, dann würde die gute Kate aussehen wie ein Stachelschwein.

Aber Miss Langman, R. I. R, war bereits am Ende ihrer Episode in den *Abenteuern des P. B. Jones* angelangt – ein Paranoid-Film in Zusammenarbeit mit den Priapos-Studios; denn R B. war bereits seiner Zukunft begegnet. Die

hieß Denham Fouts – Denny, wie seine Freunde ihn nannten, darunter Christopher Isherwood und Gore Vidal, die ihn beide nach seinem Tod als Hauptfigur in einem ihrer Werke verewigten, Vidal in seiner Erzählung *Seiten aus einem unbeendeten Tagebuch* und Isherwood in dem Roman *Tage ohne morgen*.

Denny war schon lange, bevor er in meiner Bucht auftauchte, eine mir wohlbekannte Legende, ein Mythos namens »Der am üppigsten ausgehaltene Lustknabe auf Erden«.

Als Denny sechzehn war, lebte er in einem Kaff in Florida, das nur aus einer Straßengrenzung bestand, und arbeitete in der Bäckerei seines Vaters. Seine Rettung – man könnte auch sagen, sein Ruin – erschien eines Morgens in der fettleibigen Gestalt eines Millionärs, der ein nagelneues, speziell angefertigtes 1936er Duesenberg-Kabriolett fuhr. Der Kerl war ein Kosmetik-Tycoon, dessen Vermögen hauptsächlich von einem allbekannten Sonnenöl herrührte; er war zweimal verheiratet gewesen, hatte aber eine Vorliebe für Ganymeds zwischen vierzehn und siebzehn. Als er Denny sah, muss es ihm ergangen sein wie einem Sammler von altem Porzellan, der bei einem Trödler vorbeischaut und ein Meißner Schwanenservice entdeckt: der Schock! der gierige Schauder! Er kaufte Doughnuts, lud Denny zu einer Spritztour im Duesenberg ein, bot ihm sogar an, das Steuer zu übernehmen; und in jener Nacht, ohne noch einmal zu Hause gewesen zu sein, um sich wenigstens frische Wäsche zu holen, war Denny schon hundert Meilen weit fort in Miami. Einen Monat später erhielten seine bekümmerten Eltern, die

verzweifelt waren, nachdem sie Suchtrupps durch die Sümpfe der Umgebung geschickt hatten, einen Brief aus Paris in Frankreich. Dieser Brief wurde das erste Stück in einem vielbändigen Sammelalbum: *Die weltweiten Reisen unseres Sohnes Denham Fouts*.

Paris, Tunis, Berlin, Capri, St. Moritz, Budapest, Belgrad, Cap Ferrat, Biarritz, Venedig, Athen, Istanbul, Moskau, Marokko, Estoril, London, Bombay, Kalkutta, London, London, Paris, Paris, Paris – seinen ursprünglichen Besitzer hatte er längst weit hinter sich gelassen, irgendwo auf Capri; denn just auf Capri war Denny einem siebzigjährigen Urgroßvater, der außerdem einer der Direktoren von Dutch Petroleum war, ins Auge gefallen und mit ihm durchgebrannt. Dieser Herr verlor Denny an jemanden von königlichem Geblüt – Prinz Paul, später König Paul von Griechenland. Der Prinz war weit eher in Dennys Alter und die Zuneigung zwischen ihnen daher annähernd ausgewogen, weshalb sie eines Tages in Wien einen Tätowierer aufsuchten und sich identisch markieren ließen – ein kleines blaues Zeichen über dem Herzen, obwohl ich mich nicht erinnern kann, was es für eins war oder was es bedeutete.

Auch kann ich mich nicht daran entsinnen, wie die Affäre endete außer vielleicht im Streit, weil Denny darauf bestand, in der Bar des Hotels Beau Rivage in Lausanne Kokain zu schnupfen. Doch inzwischen hatte sich Denny ebenso wie Porfirio Rubirosa, ein weiterer Mythos im europäischen Klatschspalten-Zirkus, mit dem *sine qua non* des erfolgreichen Abenteurers umgeben: einer Aura des Geheimnisvollen, die unweigerlich das Verlangen aus-

löste, sie zu ergründen. Zum Beispiel gaben sowohl Doris Duke als auch Barbara Hutton eine Million Dollar aus, um herauszubekommen, ob andere Damen logen, wenn sie jenen kraushaarigen Callboy, seine Exzellenz, den dominikanischen Botschafter, priesen und aufstöhnten beim Gedanken an die fette Effizienz dieser Terzeronenrute, einem angeblich dreißig Zentimeter langen, milchkaffeebraunen Knüppel, so dick wie ein Männerhandgelenk (laut Gunstgewerblerinnen, die beiden ihre Gunst gewährt hatten, wurde der Botschafter in der Penisparade nur noch vom Schah von Persien übertroffen). Was den guten, verblichenen Prinz Ali Khan anbelangt – der völlig hetero und bestens mit Kate McCloud befreundet war –, so wollte diese ganze, einer Farce von Feydeau entsprungene Brigade, die seine Bettwäsche durchschnüffelte, nur eines wissen: Stimmt es, dass dieser Hengst fünfmal am Tag eine ganze Stunde lang dienen kann, ohne je zu kommen? Ich nehme an, Sie kennen die Antwort; falls nicht, sie lautet Ja – ein orientalischer Trick, ein Zauberkunststück namens Karezza, und die wichtigste Zutat ist nicht Spermasparsamkeit, sondern Bilderkontrolle: man saugt und fickt und stellt sich dabei nichts weiter vor als einen schlichten braunen Karton oder einen trottenden Hund. Natürlich sollte man auch stets mit Austern und Kaviar vollgestopft sein und keiner Beschäftigung nachgehen, die einen daran hindert, zu essen, zu schlafen und sich auf schlichte braune Kartons zu konzentrieren.

Auch Frauen experimentierten mit Denny: die Ehrenwerte Daisy Fellowes, eine amerikanische Singer-Nähmaschinen-Erbin, schleifte ihn an Bord ihrer schnuckeligen

kleinen Jacht, der *Sister Anne*, durch die gesamte Agäis; aber die Haupteinzahler auf Dennys Genfer Bankkonto, das waren weiterhin die reichsten der bisexuellen Big Daddys – aus *le tout Paris* ein Chilene namens Arturo Lopez-Willshaw, der unseren ganzen Planeten mit Guano versorgt, also mit versteinerter Vogelkacke, und der Marquis de Cuevas aus Diaghilews Tourneetruppe. Aber dann, 1938, als er sich kurz in London aufhielt, fand Denny seinen endgültigen und bleibenden Wohltäter: Peter Watson, Erbe eines Margarine-Imperiums, der nicht nur irgendeine weitere reiche Schwuchtel war, sondern – auf leicht vorgebeugte, geistreiche, scharfzüngige Art – einer der sympathischsten Männer Englands. Mit Hilfe seines Geldes entstand und hielt sich Cyril Connollys Literaturzeitschrift *Horizon*. Watsons Entourage war entsetzt, als ihr recht beherrschter Freund, der ansonsten nur die übliche Neigung zu biederer jungen Matrosen gezeigt hatte, sich unsterblich in den berüchtigten Denny Fouts verliebte, einen »exhibitionistischen Playboy«, einen Rauschgiftsüchtigen, einen Amerikaner, der sprach, als wälzte er ein Pfund Alabama-Maisbrei im Mund herum.

Aber man musste Dennys Würgegriff erlebt haben, einen Druck, der das Opfer dem ewigen Schlaf quälend nahe brachte, um seine Anziehungskraft zu verstehen. Denny eignete sich nur für eine einzige Rolle, die des Geliebten, denn etwas anderes war er nie gewesen. Ebenso, bis auf seine kleinen Spritztouren ins maritime Milieu, war dieser Watson der Geliebte gewesen, ein umlagerter Mann, dessen Verhalten seinen Anbetern ge-

genüber in mancher Hinsicht de Sade übertraf (einmal begab sich Watson auf eine Seereise um die halbe Welt, in Begleitung eines liebestrunkenen jungen Mannes von Adel, den er dadurch bestrafte, dass er ihm nie auch nur einen Kuss oder eine Zärtlichkeit gestattete, obwohl die beiden Nacht um Nacht in derselben schmalen Koje schliefen – das heißt, Mr. Watson schlief, während sein wohlerzogener, aber wahnsinnig werdender Freund vor Schlaflosigkeit und einem schmerzenden Skrotum Zuckungen bekam).

Natürlich hatte Watson, wie es auf die meisten sadistisch veranlagten Männer zutrifft, parallele masochistische Tendenzen, aber erst Denny, mit seinem *puttana*-Instinkt für die unausgesprochenen Bedürfnisse eines verschämten Klienten, erriet das und handelte entsprechend. Sobald der Spieß umgedreht worden ist, weiß nur ein Erniedriger die süßeren Seiten der Erniedrigung zu schätzen: Watson liebte Dennys Grausamkeit, denn Watson war ein Künstler, der die Werke eines überlegenen Künstlers anerkannte, Arbeiten, die den Tonic-eleganten Mr. W. in ein Wachkoma genussvoller Eifersucht und Verzweiflung stürzten. Der Geliebte wusste sogar aus seiner Rauschgiftsucht sado-romantischen Vorteil zu schlagen, denn Watson, obgleich gezwungen, das Geld für eine von ihm beklagte Gewohnheit zur Verfügung zu stellen, war fest davon überzeugt, dass nur seine Hingabe und Fürsorge den Geliebten vor einem Heroingrab bewahren konnten. Wenn der Geliebte die Daumenschrauben anziehen wollte, brauchte er nur an sein Arzneischränkchen zu gehen.

Offenbar war es die Sorge um Dennys Wohlergehen, die Watson veranlasste, 1940, zu Beginn der deutschen Bombardierungen, darauf zu bestehen, dass Denny London verließ und in die Vereinigten Staaten zurückkehrte – eine Reise, die Denny in Begleitung von Cyril Connollys amerikanischer Frau Jean antrat. Das Ehepaar sollte sich nie wiedersehen – Jean Connolly, von üppiger, animalischer Natur, erlag den Nachwirkungen einer ausgelassenen, mit Soldaten, Matrosen und Marihuana gesättigten, Denny-Jean-querfeldein-Halligalli-Hedschra.

Denny verbrachte die Kriegsjahre in Kalifornien, mehrere davon als Gefangener in einem Lager für Wehrdienstverweigerer; doch schon ziemlich zu Beginn seiner kalifornischen Zeit begegnete er Christopher Isherwood, der als Drehbuchautor in Hollywood arbeitete. Hier, und ich zitiere aus dem oben erwähnten Roman von Isherwood, den ich mir heute vormittag in der Stadtbücherei ausgeliehen habe, seine Beschreibung von Denny (oder Paul, wie er ihn nennt): »Ich sah Paul zum ersten Mal, als er ins Restaurant kam, und ich weiß noch, wie sehr mir sein extrem aufrechter Gang auffiel; er wirkte fast starr vor Anspannung. Schlank war er immer, aber damals sah er knabenhhaft mager aus, war angezogen wie ein Junge weit unter zwanzig und trug eine derart übertriebene Unschuld zur Schau, als wollte er uns herausfordern, sie in Frage zu stellen. Sein trister schwarzer Anzug, schmalbrüstig und ohne Schulterpolster, das saubere weiße Hemd und der schlichte schwarze Binder gaben ihm das Aussehen eines Schülers, der gerade aus einem strenggläubigen Internat in die Stadt gekommen ist. Dass er sich so jung kleidete,

kam mir nicht lächerlich vor, denn es passte zu seiner Erscheinung. Doch da ich wusste, dass er schon Ende zwanzig war, wirkte diese Jugendlichkeit ein wenig unheimlich, wie etwas auf unnatürliche Art Konserviertes.«

Sieben Jahre später, als ich in Paris eintraf, um mich häuslich in der Rue du Bac Nummer 33 niederzulassen, nämlich in der *rive-gauche*-Wohnung, die Peter Watson gehörte, war der Denham Fouts, dem ich dort begegnete, zwar bleicher als das Elfenbein seiner bevorzugten Opiumpfife, glich aber immer noch dem kalifornischen Freund von Herrn Issyvoo: sah immer noch verletzlich jung aus, als sei Jugend ein flüssiges Konservierungsmittel, in dem Fouts für immer schwamm.

Wie kam es dazu, dass P. B. Jones sich in Paris einfand, zu Gast im Halbdämmer jener hohen, ineinander übergehenden Räume hinter verschlossenen Fensterläden?

* * *

Einen Augenblick bitte: Ich gehe nur mal kurz hinunter zu den Duschen. Wir haben heute den siebenten Tag, an dem das Thermometer in Manhattan über 33 Grad geklettert ist.

Einige der christlichen Satyrn unserer Einrichtung duschen so häufig und treiben sich so lange dort herum, bis sie aussehen wie voll Wasser gelaufene Gummipuppen; immerhin sind sie jung und im Großen und Ganzen wohlgestaltet. Doch der besessenste dieser hygienebewussten Sexfanatiker und ruhelos durch die Schlafzimmerkorridore pirschenden Jäger ist ein alter Kerl mit dem Spitz-

namen Gums. Er humpelt, ist auf dem linken Auge blind, im Mundwinkel will eine eitrige Entzündung nicht weggehen, und Pockennarben bedecken sein Gesicht wie eine diabolische Tätowierung. Gerade eben streifte seine Hand meinen Oberschenkel, und ich tat so, als bemerkte ich es nicht; doch die Berührung verursachte eine unangenehme Reizung, als seien seine Finger Brennnesselstiele.

* * *

Erhörte Gebete war schon seit einigen Monaten erschienen, da erhielt ich aus Paris einen lakonischen Brief: »Lieber Mr. Jones, Ihre Erzählungen sind hinreißend. Ebenso Cecil Beatons Porträtaufnahme. Bitte kommen Sie her und seien Sie mein Guest. Beigefügt ist eine Erste-Klasse-Schiffskarte für die Queen Elizabeth, die am 24. April von New York nach Le Havre ausläuft. Wenn Sie eine Auskunft über mich brauchen, fragen Sie Beaton: er ist ein alter Bekannter. Mit freundlichen Grüßen, Denham Fouts.«

Wie ich bereits sagte, hatte ich schon viel von Mr. Fouts gehört – genug, um zu wissen, dass nicht mein literarischer Stil ihn zu diesem kühnen Schreiben angeregt hatte, sondern das Photo von mir, das Beaton für Boatys Zeitschrift aufgenommen und das ich auf dem Schutzumschlag meines Buches benutzt hatte. Später, als ich Denny kannte, verstand ich, was ihn an diesem Gesicht so traumatisiert hatte, dass er bereit war, diese Einladung zu wagen und sie mit einem Geschenk zu unterstreichen, das er sich gar nicht leisten konnte – weil er von dem end-

gültig bedienten Peter Watson verlassen worden war, hauste er in Watsons Pariser Wohnung auf der Grundlage einer von Tag zu Tag währenden Duldung und lebte von einzelnen Almosen treuer Freunde und alter, halb erpresster Freier. Das Photo vermittelte ein Bild von mir, das nicht ganz stimmte – ein kristallklarer junger Bursche, harmlos, unbeschmutzt, taufrisch, funkelnnd wie ein April-Regentropfen. Ho-ho-ho.

Es kam mir nie in den Sinn, nicht zu fahren; ebenso wenig kam mir in den Sinn, Alice Lee Langman etwas davon zu sagen – sie kehrte vom Zahnarzt zurück, nur um festzustellen, dass ich meine Sachen gepackt hatte und fort war. Ich verabschiedete mich von niemandem, sondern verschwand einfach. Ich gehöre zu jenen Menschen, und diese Menschen sind keineswegs selten, die Ihr engster Freund sein können, jemand, mit dem Sie sich jeden Tag austauschen, doch wenn Sie es eines Tages versäumen sollten, mit mir in Verbindung zu treten, wenn Sie vergessen sollten, *mich* anzurufen, dann wär's das, wir würden nie wieder miteinander reden, denn *ich* würde niemals *Sie* anrufen. Ich habe solche Kaltblüter gekannt und sie nie verstanden, obwohl ich selbst einer bin. Also verschwand ich einfach: lief um Mitternacht aus, mein Herzschlag so rau wie die tönenden Gongs, die heiser tutenden Schornsteine. Ich weiß noch, wie Manhattans Mitternachtsglanz durch Papierschlangen und Konfettischauer aufflackerte – Lichter, die ich zwölf Jahre lang nicht Wiedersehen sollte. Und ich weiß noch, als ich mich schwankend auf meinen Weg hinunter in eine Kabine der Touristenklasse begab (denn ich hatte meine Erste-Klasse-

Kabine umgetauscht und die Preisdifferenz eingesteckt), ich weiß noch, wie ich in einem Brei aus Champagnerkotze ausrutschte und mir den Hals verrenkte. Ein Jammer, dass ich ihn mir nicht brach.

Wenn ich an Paris denke, kommt es mir so romantisch vor wie ein überlaufendes Pissoir, so liebreizend wie eine in der Seine treibende nackte Wasserleiche. Manchmal klar und blau, Augenblicke, wie sie sich zwischen den trägen Bewegungen eines Scheibenwischers einstellen; und ich sehe mich über Pfützen springen, denn es ist immer Winter und regnet, oder ich sehe mich allein an einem der Straßentische des menschenleeren Deux Magots sitzen und das *Time Magazine* überfliegen, denn es ist auch immer ein Sonntagnachmittag im August. Ich sehe mich in ungeheizten Hotelzimmern aufwachen, in gekrümmten Räumen, deren Wände sich von einem Pernod-Kater biegen. Durch die Innenstadt laufen, über die Brücken, einen leeren Gang hinunter, den Auslagen säumen und der die beiden Eingänge vom Ritz verbindet, an der Bar vom Ritz auf ein Geld versprechendes amerikanisches Gesicht warten, Drinks schnorren, dort und später im Boeuf-sur-le-Toit und in der Brasserie Lipp, dann bis zum Morgengrauen durchhalten in einem mit Huren und Niggern vollgepackten Sexschuppen, der blau ist von *Gauloises bleues*; und wieder aufwachen in einem schiefen Zimmer, das sich vor meinen glasigen Augen dreht. Zugegeben war mein Leben nicht das eines arbeitenden Einheimischen; aber nicht einmal die Franzosen können Frankreich ertragen. Oder vielmehr verehren sie ihr Land, verachten aber ihre Landsleute – da sie nun einmal unfähig

hig sind, einander die gemeinsamen Sünden zu verzeihen: Misstrauen, Geiz, Neid, allgemeine Niedertracht. Wenn man dahin gekommen ist, einen Ort zu hassen, fällt es schwer, sich daran zu erinnern, dass man je anders empfand. Und doch war ich für kurze Zeit anderer Ansicht. Ich sah Paris so, wie Denny wollte, dass ich es sah, wie er selbst es immer noch gern gesehen hätte.

(Alice Lee Langman hatte mehrere Nichten, und einmal besuchte die älteste von ihnen, ein höfliches junges Mädchen vom Lande, das noch nie aus Tennessee herausgekommen war, New York. Ich stöhnte, als sie eintrudelte; es bedeutete, dass ich vorübergehend aus Miss Langlands Wohnung ausziehen musste; schlimmer noch, ich musste mit Daisy um die Häuser ziehen, ihr die Rockettes zeigen, die Aussichtsplattform vom Empire State Building, die Staten-Island-Fähre, musste sie mit Nathan's Coney-Island-Hotdogs und den gebackenen Bohnen im Automat Restaurant füttern, all diesen Mist. Jetzt denke ich daran mit tränенfeuchter Nostalgie zurück; sie kam voll auf ihre Kosten, unsere Daisy, und ich sogar noch mehr, denn es war, als sei ich in ihren Kopf gekrabbelt und sähe und schmeckte alles von diesem jungfräulichen Observatorium aus. »Hach«, sagte Daisy, als sie bei Rumpelmayer's einen Becher Pistazieneiscreme auslöffelte, »das ist bombig«; und »Hach«, sagte Daisy, als wir uns auf dem Broadway zu einer Menschenmenge gesellten, die einen Selbstmörder aufforderte, sich vom Sims eines Fensters im alten Roxy zu stürzen, »hach, das ist wirklich bombig.«)

Daisy in Paris, so fing ich an. Ich sprach kein Wort Französisch, und das hätte sich auch nicht geändert, wäre

Denny nicht gewesen. Er zwang mich, die Sprache zu lernen, indem er sich weigerte, irgendeine andere zu sprechen. Außer wenn wir im Bett lagen; damit wir uns recht verstehen: er wollte zwar, dass ich das Bett mit ihm teilte, aber sein Interesse an mir war rein romantischer, nicht sexueller Natur; auch zog es ihn nicht zu irgendjemand anders hin; er sagte, er habe seinen Lachs seit zwei Jahren nicht mehr springen lassen, denn Opium und Kokain hatten ihn kastriert. Wir gingen oft nachmittags in die Champs-Elysées-Kinos, und irgendwann fing er immer an, leicht zu schwitzen, zog sich auf die Herrentoilette zurück und verpasste sich eine Dosis; abends rauchte er Opium oder trank Opiumtee, einen Sud, den er herstellte, indem er die Opiumkrusten, die sich in seiner Pfeife angesammelt hatten, in Wasser aufbrühte. Er gehörte jedoch nie zu denen, die einfach wegtreten; ich habe ihn kein einziges Mal völlig zugedröhnt und hilflos erlebt.

Am Ende der Nacht, wenn das nahende Tageslicht die zugezogenen Schlafzimmervorhänge säumte, konnte es sein, dass Denny ein bisschen entgleiste und in einem kurvenreichen, dunklen Ausbruch abhob. »Sag mal, Junge, hast du je was von Pater Flanagans koscherer Nigger-Schwulen-Pinte gehört? Klingt das bekannt? Darauf verwette ich meine Eier. Selbst wenn du noch nie was davon gehört hast und vielleicht denkst, das ist eine Kaschemme in Harlem, die sich nicht an die Sperrstunden hält, dann kennst du sie unter irgendeinem anderen Namen, und natürlich weißt du, was sie ist und wo sie ist. Einmal hab ich ein ganzes Jahr lang in einem Kloster in Kalifornien meditiert. Unter der Super-Supervision von Seiner Heilig-

keit, Mr. Ehrwürden Gerald Heard. Auf der Suche nach diesem ... Sinn-Dings. Nach diesem ... Gott-Dings. Ich hab's versucht, ganz im Ernst. Kein Mensch war je nackter. Früh zu Bett und früh wieder auf, Gebete über Gebete, kein Schnaps, keine Zigaretten, nicht mal gewichst habe ich. Und alles, was bei dieser elenden Tortur herauskam ... das war Pater Flanagans koschere Nigger-Schwulen-Pinte. Da ist sie: da schmeißen sie dich an der Endstation raus. Gleich hinter der Müllkippe. Pass auf: tritt nicht auf den abgehackten Kopf. Jetzt klopf an. Poch poch. Die Stimme von Pater Flanagan: ›Wer hat dich geschickt?‹ Na, Jesus, wer sonst, du blöder Hammel. Drinnen ... ist es ... sehr erholsam. Denn in dem ganzen Gedränge gibt es nicht *einen* Gewinner. Lauter verlorene Seelen, besonders die schmerbüchigen Scheichs mit fetten Nummernkonten bei der Credit Suisse. Also kannst du endlich die Schuhe ausziehen, Aschenputtel. Und dir eingestehen: das hier ist das letzte Loch. Diese Erleichterung! Einfach klein beigegeben, eine Cola bestellen und auf dem Parkett eine Runde mit einem alten Freund drehen wie zum Beispiel diesem süßen Zwölfjährigen, der in Hollywood ein Pfadfindermesser gezogen und mich um meine sehr schöne ovale Cartier-Uhr erleichtert hat. Die koschere Nigger-Schwulen-Pinte! Der kalte, grüne, gräbesstille Meeresgrund! Deswegen das süße Gift: bloße trockene Meditation reicht nicht, um hinzugelangen und dazubleiben, verborgen und glücklich bei Pater Flanagan und seinen Verdammten dieser Erde, bei ihm und all den anderen Jidden, Niggern, Latinos, Tunten, Lesben, Kok-sern und Kommunisten. Glücklich, da unten zu sein, wo

ich hingehöre: Jawoll, meine Herrn! Nur dass der Preis zu hoch ist, denn ich bringe mich um.« Dann, gar nicht mehr im Tonfall eines ordinären Alleinunterhalters: »Das tue ich, weißt du. Aber die Begegnung mit dir hat mich zum Umdenken gebracht. Ich hätte nichts dagegen, weiterzuleben. Vorausgesetzt, du lebst mit mir zusammen, Jonesy. Das bedeutet, eine Entziehungskur zu wagen, und das *ist* ein Wagnis. Ich hab schon mal eine gemacht. In einer Klinik in Vevey; und jede Nacht sind die Berge über mir zusammengestürzt, und jeden Morgen wollte ich mich im Lac Léman ertränken. Aber angenommen, ich mache eine, bleibst du bei mir? Wir könnten in die Staaten zurückkehren und eine Tankstelle kaufen. Nein, kein Quatsch. Ich wollte schon immer mal eine Tankstelle betreiben. Irgendwo in Arizona. Oder Nevada. Letzte Möglichkeit zu tanken. Es wäre absolut ruhig, und du könntest Erzählungen schreiben. Im Grunde genommen bin ich recht gesund. Ich kann auch gut kochen.«

Denny bot mir Rauschgift an, doch ich lehnte ab, und er bestand nie darauf, obwohl er einmal fragte: »Angst?« Ja, aber nicht vor dem Rauschgift; es war Dennys verwahrlostes Leben, das mir Angst machte, und ich wollte ihm keineswegs nacheifern. Seltsam, sich daran zu erinnern, aber damals hatte ich mir noch den Glauben bewahrt: ich hielt mich für einen strebsamen, begabten jungen Mann, nicht für einen opportunistischen Tagedieb, einen seelischen Gauner, der Miss Langman so lange genagelt hatte, bis sie Guggenheims sprudelte. Ich wusste, dass ich ein Schuft war, doch ich verzieh mir, denn schließlich war ich so auf die Welt gekommen – ein talen-

tierter Schuft, der einzig seinem Talent verpflichtet war. Trotz der nächtlichen Brechanfälle, des Branntweinsod-brennens und des weinsauren Magens schaffte ich es, jeden Tag fünf oder sechs Seiten eines Romans zu produzie-ren; nichts durfte dies stören, und Denny war in diesem Sinne ein verhängnisvoller Partner, ein belastender Passa-gier – ich hatte das Gefühl, wenn ich mich nicht befreite, dann würde es mir ergehen wie Sindbad mit dem be-schwerlichen alten Mann, und ich müsste Denny für den Rest seines Lebens huckepack herumtragen. Doch ich mochte ihn, wenigstens wollte ich ihn nicht verlassen, so-lange er seiner Rauschgiftsucht so hilflos ausgeliefert war.

Also riet ich ihm, die Entziehungskur anzutreten. Fügte aber hinzu: »Wir wollen uns keine Versprechungen ma-chen. Hinterher willst du dich vielleicht dem Kreuz zu Füßen werfen oder bei Dr. Schweitzer Bettpfannen aus-scheuern. Oder vielleicht wird das *mein* Schicksal sein.« Wie optimistisch ich in jener behüteten Zeit war! – gegen Tsetsefliegen zu kämpfen und Bettpfannen mit der Zunge auszuscheuern, wäre ein honigsüßes Nirwana gewesen im Vergleich zu dem Ungemach, das ich seitdem überstanden habe.

Es wurde beschlossen, dass Denny allein zu der Klinik in Vevey fuhr. Wir nahmen auf dem Gare de Lyon von-einander Abschied; er war von irgendwas ein bisschen high und sah mit den frischen Farben in seinem Gesicht – dem Gesicht eines strengen Racheengels – aus wie ein Zwan-zigjähriger. Sein endloses Geplauder reichte von Tankstel-len bis zu der Tatsache, dass er mal in Tibet gewesen war. Schließlich sagte Denny: »Wenn es schiefgeht, mach bitte

Folgendes: vernichte alles, was mir gehört. Verbrenne all meine Kleidungsstücke. Meine Briefe. Dieses Vergnügen gönne ich Peter nicht.«

Wir kamen überein, erst wieder miteinander in Verbindung zu treten, wenn Denny die Klinik verließ. Dann konnten wir zum Beispiel in einem der Küstennester in der Nähe von Neapel, in Positano oder Ravello, zusammen Urlaub machen.

Da ich nicht die Absicht hatte, das zu tun oder Denny je wiederzusehen, wenn es sich irgend vermeiden ließ, zog ich aus der Rue-du-Bac-Wohnung aus und in eine Dachkammer im Hotel Pont Royal ein. Zu der Zeit besaß das Pont Royal eine lederne kleine Kellerbar, die Lieblingsdestille aller *haute-bohème-Geldsäcke*. Der schielende, Pfeife schmauchende, aschfahle Sartre und seine altjüngferliche Braut, die de Beauvoir, hockten für gewöhnlich in einer Ecke wie zwei vergessene Bauchrednerpuppen. Oft habe ich Koestler dort gesehen, wenn auch nie nüchtern; ein aggressiver Knirps, der großzügig Faustschläge austeilte. Und Camus – rank und schlank, sich seiner selbst nicht sicher, doch von Rasiermesserschärfe, ein Mann mit kräftigen braunen Haaren, lebendigen Augen und einem besorgten, ständig zuhörenden Gesichtsausdruck: jemand, den man ansprechen konnte. Ich wusste, dass er Lektor bei Gallimard war, und eines Nachmittags stellte ich mich ihm vor als ein amerikanischer Schriftsteller, der einen Band mit Kurzgeschichten veröffentlicht hatte – würde er sie lesen, mit der Überlegung, ob Gallimard sie in Frankreich herausbringen könnte? Später schickte mir Camus mein Buch zurück, mit dem

Bemerken, dass sein Englisch nicht ausreichte, um ein endgültiges Urteil abzugeben, aber dass ich seiner Meinung nach die Fähigkeit besaß, Charaktere zu erschaffen und Spannung zu erzeugen. »Ich finde diese Geschichten jedoch zu willkürlich und unwirklich. Aber falls Sie noch anderes Material haben, so lassen Sie es mich bitte sehen.« Danach, wann immer ich Camus im Pont Royal begegnete, auch einmal auf einem Gallimard-Gartenfest, das ich ohne Einladung besuchte, hatte er für mich stets ein Kopfnicken und ein ermutigendes Lächeln übrig.

Eine weitere Kundin dieser Bar, die ich dort kennengelernt und die sich recht freundlich zeigte, das war die Vicomtesse Marie Laure de Noailles, eine geachtete Dichterin, dazu Gebieterin über einen literarischen Salon, in dem jederzeit die Materialisationen des Ektoplasmas von Proust und Reynaldo Hahn erwartet wurden, die exzentrische Gattin eines reichen, sportlich gesinnten Marseiller Aristokraten und eine liebevolle, vielleicht nicht besonders wählerische Gefährtin zeitgenössischer Julien Sorels: genau mein Spielautomat mit dem wie für mich gemachten Schlitz. *Mais alors* – einem anderen jungen amerikanischen Abenteurer, Ned Rorem, gelang es, diesen Jackpot zu knacken. Trotz ihrer Mängel – mächtige Kiefer, Wulstlippen und Mittelscheitelfrisur, womit sie Lautrecs Porträt von Oscar Wilde aufs Schaurigste glich – war nachvollziehbar, was Rorem in Marie Laure sah (ein elegantes Dach über dem Kopf, jemand, der seine Melodien in die Stratosphäre des französischen Musiklebens beförderte), das Umgekehrte jedoch nicht. Rorem kam aus dem Mittleren Westen, war Quäker und dazu stock-

schwul – mithin eine unerträgliche Mischung aus Pech- und-Schwefel-Strenge und Selbstmitleid. Er hielt sich für den wiedergeborenen Alkibiades, sonnenbeglänzt, golden, und es gab viele, die ihn darin bestärkten, auch wenn ich nicht dazugehörte. Sein Schädel zum Beispiel hatte kriminelle Maße: ohne Hinterkopf, wie der von Dillinger; und sein Gesicht, glatt und süß wie Kuchenteig, war eine schlimme Mischung aus Schwäche und Eigensinn. Wahrscheinlich jedoch bin ich unfair, weil ich auf Rorem neidischt war, ich beneidete ihn um seine Erziehung, seinen viel gefestigteren Ruf als kommender junger Mann und seinen weitaus größeren Erfolg als lebender Dildo für alte Häute, wie wir Gigolos unsere weiblichen Scheckbücher nennen. Wenn das Thema Sie interessiert, können Sie versuchen, Neds eigene Beichte, *Pariser Tagebuch*, zu lesen: sie ist gut geschrieben und so grausam, wie es nur ein abtrünniger Quäker mit Drang zur Aufrichtigkeit sein kann. Ich würde gern wissen, was Marie Laure gedacht hat, als sie das Buch las. Natürlich hat sie schmerzlicheren Kummer überstanden, als Neds wehleidige Enthüllungen ihr zufügen konnten. Ihr letzter Gefährte, oder der letzte mir bekannte, war ein stark behaarter bulgarischer Maler, der sich umbrachte, indem er sich ins Handgelenk schnitt, dann seine offene Pulsader als Palette benutzte und auf zwei Wände mit kühnen Pinselstrichen ein rein karmesinrotes, abstraktes Fresko auftrug.

Der Bar im Pont Royal verdanke ich in der Tat viele Bekanntschaften, darunter die mit der rangältesten Exil-amerikanerin, Miss Natalie Barney, einer Erbin mit unabhängigen Denkweisen und Moralvorstellungen, die seit

über sechzig Jahren ihr Domizil in Paris aufgeschlagen hatte.

All diese Jahrzehnte hatte Miss Barney in ein und derselben Wohnung zugebracht, einer Suite überraschender Räume, die man über einen Hinterhof in der Rue de l'Université erreichte. Fenster und Oberlichter aus buntem Glas – ein Tribut an den Jugendstil, der den guten alten Boaty in den rasenden Wahnsinn getrieben hätte: Lalique-Lampen in Form von milchigen Rosensträußen, mittelalterliche Tische voller Photographien von Freunden in Gold- und Schildpattrahmen: Apollinaire, Proust, Gide, Picasso, Cocteau, Radiguet, Sarah Bernhardt, Stein und Toklas, Strawinsky, die Königinnen von Spanien und Belgien, Nadja Boulanger, Garbo, gekuschelt an ihre Busenfreundin Mercedes D'Acosta, und Djuna Barnes, Letztere eine knackige Rothaarige mit schwarzbraun geschminktem Mund, die sich nur schwer mit der missmutigen Autorin von *Nachtgewächs* übereinbringen ließ (oder gar mit der späteren weltflüchtigen Halbgöttin von Patchin Place). Wie viel ihr Alter dem Kalender nach auch betragen haben mochte, was einiges über achtzig gewesen sein muss, Miss Barney, zumeist in männlichen grauen Flanell gewandet, sah stets aus wie perlenweiße, unvergängliche Fünfzig. Sie liebte Automobilfahrten und steuerte ihr smaragdgrünes Bugatti-Kabriolett eigenhändig durch den Verkehr – an schönen Nachmittagen in den Bois oder hinaus nach Versailles. Gelegentlich durfte ich mitkommen, denn Miss Barney hielt gerne Vorträge und war überzeugt, dass ich noch viel zu lernen hatte.

Einmal fuhr noch ein weiterer Guest mit, Miss Steins

Witwe. Die Witwe wollte ein italienisches Lebensmittelgeschäft aufsuchen, wo man, so sagte sie, einen einzigartigen weißen Trüffel kaufen konnte, der von den Hügeln um Turin kam. Der Laden befand sich in einem weit entfernten Stadtviertel. Als unser Auto hindurchfuhr, sagte die Witwe plötzlich: »Aber sind wir nicht ganz in der Nähe von Romaines Atelier?« Miss Barney, die mir einen beunruhigend abwägenden Blick zuwarf, antwortete: »Sollen wir da halten? Ich habe einen Schlüssel.«

Die Witwe, eine schnurrbärtige, mit ihren Fühlern beschäftigte Spinne, rieb sich die schwarz behandschuhten Hände und sagte: »Meine Güte, das muss dreißig Jahre her sein!«

Nachdem wir in einem düsteren Gebäude, das nach Katzenurin roch, dem persischen (und auch dem römischen) Eau de Cologne, sechs Treppen aus Stein erklimmen hatten, gelangten wir zu Romaines Atelier – wer Romaine auch sein mochte; keine meiner Begleiterinnen gab eine Erklärung über ihre Freundin ab, aber ich spürte, sie musste sich bereits der Mehrheit angeschlossen haben, und das Atelier wurde von Miss Barney als eine Art ungepflegter Museumsschrein unterhalten. Ein nasses Nachmittagslicht, das durch schmutzgraue Oberlichter sickerte, fiel auf die Gegenstände in einem riesigen Raum: verhüllte Sessel, ein Flügel unter einem spanischen Schultertuch, spanische Leuchter mit teilweise heruntergebrannten Kerzen. Nichts geschah, als Miss Barney einen Lichtschalter betätigte.

»Scheiß doch der Hund drauf«, sagte sie, plötzlich sehr Prärie-amerikanisch, zündete einen Leuchter an und trug

ihn herum, während sie uns durch den Raum führte, um uns die Bilder von Romaine Brooks zu zeigen. Davon gab es ungefähr siebzig, alles Porträts in plattem und extrem Realismus; die Porträtierten stets Frauen, und alle identisch gekleidet, nämlich in einen weißen Frack. Kennen Sie das, wenn Sie wissen, *das* werden Sie nie vergessen? Mir jedenfalls ist das unvergesslich geblieben, dieser Augenblick, dieser Raum, diese Phalanx von kessen Vätern, die alle, ihrer Haartracht und Gesichtsbemalung nach zu urteilen, zwischen 1917 und 1930 abgebildet worden waren.

»Violet«, konstatierte die Witwe beim Betrachten des Porträts einer mageren, bubiköpfigen Blondine mit einem Monokel, das ein Eispickel-Auge vergrößerte, »Gertrude mochte sie. Ich dagegen fand, sie neigte zu Grausamkeit. Ich weiß noch, sie hatte eine Eule. Sie hielt sie in einem Käfig, der so klein war, dass der Vogel sich nicht rühren konnte. Er hockte nur da, und seine Federn spießten durch den Draht. Lebt Violet noch?«

Miss Barney nickte. »Hat ein Haus in Fiesole. Soll putzmunter sein. Wie ich höre, hat sie eine Frischzellenkur gemacht.«

Schließlich gelangten wir zu einer Gestalt, die ich als die verblichene Lebensgefährtin der Witwe erkannte – hier mit einem Cognacschwenker in der linken und einem Stumpen in der rechten Hand dargestellt, ganz und gar nicht der braune Mutter-Erde-Monolith, den Picasso uns angedreht hat, sondern eher jemand wie Diamond Jim Brady, dieser protzige Fettwanst, was wohl der Wahrheit näher kam. »Romaine«, sagte die Witwe und strich sich

den schütteren Schnurrbart glatt, »Romaine verfügte über eine gewisse Technik. Aber sie ist *keine* geniale Malerin.«

Miss Barney war anderer Meinung. »Romaine«, verkündete sie in einem Ton, so kalt wie alpine Schneehänge, »hat sich Grenzen gesetzt. Aber. Romaine ist eine absolut geniale Malerin!«

Miss Barney war es auch, die es mir ermöglichte, Colette zu besuchen, die ich unbedingt kennenlernen wollte, nicht aus meinen üblichen opportunistischen Gründen, sondern weil Boaty mich mit ihrem Werk bekannt gemacht hatte (vergessen Sie bitte nicht, dass ich intellektuell ein Landstreicher bin, der seine Bildung am Rande von Fernstraßen und unter Brücken aufsammelt) und ich davon beeindruckt war: *Claudines Mädchenjahre* sind meisterhaft, unvergleichlich in der Kunstfertigkeit des Spiels mit Sinneseindrücken – Geschmack, Geruch, Tastsinn, Sehkraft.

Außerdem war ich neugierig auf diese Frau; ich war der Meinung, jemand, der so freizügig gelebt hatte wie sie, der so intelligent war wie sie, musste auf einiges Antwort wissen. Deshalb war ich dankbar, als Miss Barney es so einrichtete, dass ich mit Colette in ihrer Wohnung im Palais Royal Tee trinken durfte. »Aber«, warnte Miss Barney mich am Telefon, »ermüden Sie sie nicht und bleiben Sie nicht zu lange; sie ist den ganzen Winter über krank gewesen.«

Es ist wahr, Colette empfing mich in ihrem Schlafzimmer – sie saß in einem goldenen Bett á la Louis Quatorze beim Lever; aber ansonsten wirkte sie so wenig indisponiert wie ein Watussi in voller Kriegsbemalung, der

einen Stammestanz anführt. Auch ihre Maquillage konnte es durchaus mit dem Watussi aufnehmen: schräge Schlitzaugen, hell und klar wie die Augen eines Weimaraner Jagdhundes, dick mit Kajal umrandet; ein mageres und kluges, clownsbleich gepudertes Gesicht; der Mund trotz ihrer beträchtlichen Jahre von einem glitschigen, glänzenden, aufreizenden Revuegirl-Rot; und ihre Haare leuchtend rot oder rötlich, ein rosiger, krauser Schaum. Das Zimmer roch nach ihrem Parfüm (irgendwann fragte ich sie, welches es sei, und Colette sagte: »Jicky. Die Kaiserin Eugenie hat es immer getragen. Ich mag es, weil es ein altmodischer Duft mit einer eleganten Geschichte ist und weil es witzig ist, ohne ordinär zu sein – wie ein guter Causeur. Proust hat es getragen. Behauptet jedenfalls Cocteau. Aber der ist bekanntlich nicht sonderlich zuverlässig«), nach Schalen mit Obst und einer Junibrise, die Vorhänge aus Voile bewegte.

Der Tee wurde von einer Zofe gebracht, sie stellte das Tablett auf einem Bett ab, das schon mit schlummernden Katzen überhäuft war, dazu mit Briefen, Büchern, Zeitschriften und diversen Nippes, vor allem einem Haufen alter französischer Briefbeschwerer aus Kristallglas – viele dieser kostbaren Kugeln lagen auch auf Tischen und einem Kaminsims herum. Ich hatte so etwas noch nie gesehen; Colette bemerkte mein Interesse, wählte ein Exemplar aus und hielt sein Geglitzer vor das gelbe Licht einer Lampe: »Dieses Stück heißt Weiße Rose. Wie Sie sehen, steckt mitten in reinstem Kristallglas eine weiße Rosenblüte. Es wurde 1850 in der Clichy-Manufaktur hergestellt. Alle schönen Briefbeschwerer wurden zwischen

1840 und 1900 von nur drei Firmen angefertigt – Clichy, Baccarat und St. Louis. Als ich anfing, sie zu kaufen, auf Flohmärkten und an ähnlichen Orten, waren sie nicht übermäßig teuer, aber in den letzten Jahrzehnten ist es in Mode gekommen, sie zu sammeln, eine wahre Manie, und die Preise sind horrend. Für mich« – sie ließ eine Kugel aufblitzen, die eine grüne Eidechse enthielt, und eine andere mit einem Korb voll roter Kirschen – »sind sie beglückender als Schmuck. Oder Skulpturen. Eine stumme Musik, diese Universen aus Kristall. Und jetzt«, fuhr sie fort und kam überraschend zur Sache, »sagen Sie mir, was Sie vom Leben erwarten. Abgesehen von Ruhm und Reichtum – das ist ja selbstverständlich.« Ich sagte: »Ich weiß nicht, was ich erwarten soll. Ich weiß, was ich gern wäre. Nämlich ein erwachsener Mensch.«

Colettes bemalte Augenlider hoben und senkten sich wie die langsam schlagenden Flügel eines großen blauen Adlers. »Aber das«, sagte sie, »ist ja das Einzige, was niemand von uns je sein kann: ein erwachsener Mensch. Falls Sie einen Geist meinen, nur gehüllt in Sack und Asche der Weisheit? Frei von allem Bösen – Neid und Bosheit und Habgier und Schuld? Unmöglich. Voltaire, sogar Voltaire lebte mit einem Kind im Innern, eifersüchtig und zornig, ein schmutziger kleiner Junge, der ständig an seinen Fingern roch. Voltaire trug dieses Kind mit sich herum bis ins Grab, wie wir alle es tun werden. Der Papst auf seinem Balkon ... der von einem hübschen Gesicht in der Schweizer Garde träumt. Und der britische Richter mit vornehmer Perücke, woran denkt er, während er einen Mann an den Galgen bringt? An Gerechtigkeit und Ewig-

keit und *reife* Dinge? Oder überlegt er womöglich, wie er es schaffen kann, in den Jockey Club aufgenommen zu werden? Natürlich haben Menschen erwachsene *Augenblicke*, einige wenige edle Momente, hier und da verstreut, und der wichtigste davon ist natürlich der Tod. Denn der Tod verjagt endlich diesen schmutzigen kleinen Jungen und macht das, was von uns übrig ist, einfach zu einem Gegenstand, leblos, aber rein, so wie die Weiße Rose. Hier« – sie hielt mir die Blumenkugel hin –, »stecken Sie das in die Tasche. Es soll sie immer daran erinnern, dauerhaft vollkommen, mithin erwachsen zu sein, das bedeutet, ein Gegenstand zu sein, ein Altar, eine Gestalt in einem Kirchenfenster: in Ehren gehaltenes Zeug. Da ist es doch viel besser, zu niesen und menschliche Gefühle zu haben.«

Einmal zeigte ich Kate McCloud dieses Geschenk, und Kate, die sich als Taxiererin für Sotheby's geeignet hätte, sagte: »Sie muss sich vertan haben. Ich meine, warum sollte sie dir so was schenken? Ein Clichy-Briefbeschwerer von dieser Qualität, der ist gut und gerne seine fünftausend Dollar wert.«

Ich hätte seinen Wert lieber nicht erfahren, denn ich mag ihn nicht als Notgroschen betrachten. Dennoch würde ich ihn nie verkaufen, besonders jetzt nicht, wo ich abgrundtief in der Scheiße stecke – weil, nun ja, weil ich ihn als einen Talisman hochhalte, den gleichsam eine Heilige gesegnet hat, und es gibt zumindest zwei Situationen, in denen man einen Talisman nicht opfert: wenn man nichts hat und wenn man alles hat – beides ein Abgrund. Auf all meinen Reisen, in all den Zeiten des Hun-

gers und der selbstmörderischen Verzweiflung, darunter ein Jahr Hepatitis in einem siedend heißen, von Fliegen durchsummtten Krankenhaus in Kalkutta, habe ich an der Weißen Rose festgehalten. Hier im YMCA ist sie unter meiner Pritsche verstaut; sie steckt in einer von Kate McClouds alten gelben Skisocken, die ihrerseits in meinem einzigen Gepäckstück verborgen ist, einer Air-France-Reisetasche (als ich aus Southampton verschwand, brach ich in aller Eile auf, und ich bezweifle, dass ich sie je Wiedersehen werde, die Vuitton-Koffer mit den Battistoni-Hemden, den Lanvin-Anzügen und den Peal-Schuhen; nicht, dass mir etwas daran liegt, denn bei ihrem Anblick würde ich an meiner eigenen Kotze ersticken).

Gerade eben habe ich sie hervorgeholt, die Weiße Rose, und in ihren zwinkernden Facetten sah ich die Schneefelder unter dem blauen Himmel von St. Moritz und sah Kate McCloud, ein kastanienbraunes Schemen auf gelben Kneissl-Skiern, in rasendem Profil vorbeigleiten, ihre angewinkelte, nach hinten geneigte Haltung so elegant und präzise wie die kühle Clichy-Kristallkugel selbst.

* * *

Vorgestern Nacht regnete es; morgens hatte sich dann ein herbstlicher Schwung trockener kanadischer Luft vor die nächste Woge geschoben, also ging ich spazieren, und wem anders sollte ich begegnen als ausgerechnet Woodrow Hamilton! – dem Mann, der zumindest indirekt für mein letztes verhängnisvolles Abenteuer verantwortlich

war. Hier stehe ich im Zoo vom Central Park, leide mit einem Zebra mit, und eine ungläubige Stimme sagt: »P. B.?«, und er ist es, der Nachkomme unseres achtundzwanzigsten Präsidenten. »Mein Gott, P. B.! Du siehst ja aus ...«

Ich wusste genau, wie ich in meiner grauen Haut und meinem verdreckten Leinenanzug aussah. »Wieso auch nicht?«

»Ah. Verstehe. Mir war nicht klar, ob du was damit zu tun hattest. Ich weiß nur das, was in den Zeitungen stand. Muss eine ziemlich üble Geschichte gewesen sein. Hör mal«, sagte er, als ich nicht antwortete, »lass uns auf einen Drink ins Pierre gehen.«

Im Pierre weigerte man sich, mich zu bedienen, weil ich keine Krawatte trug; wir schlenderten zu einer Stampe in der Third Avenue, und auf dem Weg dahin beschloss ich, nichts über Kate McCloud oder das, was geschehen war, zu sagen, und zwar nicht aus Diskretion, sondern weil es zu weh tat: meine Eingeweide schleiften immer noch auf dem Boden.

Woodrow bestand nicht darauf; er mag aussehen wie ein ordentlicher, netter Bilderbuchspießer, aber das ist nur die Tarnung, hinter der sich die welligeren Seiten seines Wesens verbergen. Ich hatte ihn zuletzt in den Trois Cloches in Cannes gesehen, und das war ein Jahr her. Er sagte, er habe eine Wohnung in Brooklyn Heights und unterrichte Griechisch und Latein an einer privaten Jungenoberschule in Manhattan. »Aber«, fügte er verschmitzt hinzu, »ich habe eine Teilzeitbeschäftigung. Etwas, was dich interessieren könnte: nach deinem Äußeren zu ur-

teilen kannst du wahrscheinlich ein bisschen Kleingeld gebrauchen.«

Er zückte seine Brieftasche und gab mir als Erstes einen Hundert-Dollar-Schein: »Den hab ich gerade heute Nachmittag verdient, durch ein Tänzchen um den Maibaum mit einer Vassar-Absolventin, Examensjahrgang 09«, dann eine Visitenkarte: »Und so habe ich die Dame kennengelernt. So lerne ich alle kennen. Männer. Frauen. Krokodile. Ficken, um Spaß zu haben und Geld zu verdienen. Auf jeden Fall, um Geld zu verdienen.«

Auf der Karte stand: DER SELF-SERVICE. INHABERIN MISS VICTORIA SELF. Dann folgten eine Adresse in der West Forty-second Street und eine Telefonnummer mit Circle-Amt.

»Also«, sagte Woodrow, »säubere dich und geh zu Miss Self. Sie wird dir einen Job besorgen.«

»Ich glaube nicht, dass ich einen Job packen könnte. Ich hänge zu sehr an der Nadel. Und ich versuche wieder zu schreiben.«

Woodrow knabberte die Zwiebel aus seinem Gibson. »Ich würde es nicht einen *Job* nennen. Nur ein paar Stunden die Woche. Denn was meinst du wohl, was für Dienste der Self-Service anbietet?«

»Deckhengstdienste, offenkundig. Fick auf Anruf.«

»Ah, du hast also doch zugehört – du wirktest so umnebelt. Ja, Deckhengstdienste. Aber nicht nur. Da ist alles gefragt. La Self hält irgendwo irgendwie irgendwas jederzeit bereit.«

»Seltsam. So hätte ich dich nie gesehen: als mietbaren Deckhengst.«

»Ich mich auch nicht. Aber ich bin ein gewisser Typ: gute Manieren, grauer Anzug, Hornbrille. Glaub mir, die Nachfrage ist groß. Und La Self legt Wert auf Vielfalt. Sie hat alles auf ihrer Liste, von puertoricanischen Ganoven bis zu jungen Polizisten und Börsenmaklern.«

»Wo hat sie dich aufgetrieben?«

»Das«, sagte Woodrow, »ist eine lange Geschichte.« Er bestellte sich noch einen Drink; ich lehnte dankend ab, denn ich hatte seit jenem letzten, unglaublichen, in Gin getränkten Trip mit Kate McCloud keinen Schnaps mehr angerührt, und jetzt war ich schon nach einem Drink etwas taub (der Alkohol beeinträchtigt als Erstes mein Gehör). »Nur so viel, es war durch jemanden, den ich von Yale kenne. Dick Anderson. Ist an der Wall Street tätig. Ein völlig normaler Typ, nur dass er nicht genug Gewinn gemacht hat oder nicht genug, um in Greenwich zu wohnen und drei Kinder zu haben, zwei davon in Exeter. Letzten Sommer habe ich ein Wochenende bei den Andersons verbracht – sie ist total brav und artig; Dick und ich, wir haben noch aufgesessen und kalte Ente getrunken, das ist dieses Gesöff aus Champagner und moussierendem Burgunder; Mann, es schüttelt mich, wenn ich bloß daran denke. Und Dick hat gesagt: ›Meistens kotzt es mich an. *Es kotzt mich einfach an.* Himmelarsch, was ein Mann nicht alles macht, wenn er zwei Jungen in Exeter hat!« Woodrow kicherte. »Klingt reichlich nach John Cheever, was? Ehrbarer, aber finanzschwacher Vorstadtbewohner vermietet seinen Pimmel, damit er seine Country-Club-Beiträge bezahlen und seine Kinder auf eine anständige Privatschule schicken kann.«

»Nein.«

»Was nein?«

»Cheever ist ein zu vorsichtiger Schriftsteller, um je einen Börsenmakler zu riskieren, der seinen eigenen Schwanz verhökert. Einfach weil das niemand glauben würde. Seine Erzählungen sind immer realistisch, sogar wenn sie abgründig sind – wie *Das ungeheure Radio* oder *Der Schwimmer*.«

Woodrow war vergnatzt; vorsichtshalber verstaute ich seine hundert Dollar in einer Innentasche, so dass er einige Mühe haben würde, wieder heranzukommen. »Wenn es wahr ist, und das ist es, warum sollte es dann niemand glauben?«

»Wenn etwas wahr ist, so heißt das nicht, dass es überzeugend ist, weder im Leben noch in der Kunst. Denk an Proust. Würde die *Suche nach der verlorenen Zeit* so wahr klingen, wie sie es tut, wenn er sich buchstabengetreu an die historischen Umstände gehalten hätte, wenn er nicht das jeweilige Geschlecht, die Ereignisse, die Namen abgewandelt hätte? Wenn er sich strikt an die Tatsachen gehalten hätte, wäre sie weniger glaubwürdig gewesen, aber – ein Gedanke, der mir oft durch den Kopf gegangen war – vielleicht besser. Weniger leicht verdaulich, aber besser.« Ich entschied mich doch für noch einen Drink. »Das ist die Frage: ist die Wahrheit eine Illusion, oder ist Illusion Wahrheit, oder sind sie im Grunde ein und dasselbe? Ich meinerseits, mir ist völlig egal, was jemand über mich sagt, solange es nicht wahr ist.«

»Vielleicht solltest du diesen zweiten Drink weglassen.«

»Findest du, ich bin betrunken?«

»Nun ja, du schwafelst.«

»Ich bin entspannt, weiter nichts.«

Woodrow sagte freundlich: »Du hast also wieder angefangen zu schreiben. Einen Roman?«

»Einen Bericht. Ich lege Rechenschaft ab. Ja, ich werde es einen Roman nennen. Falls ich es je zu Ende bringe. Natürlich bringe ich nie irgendetwas zu Ende.«

»Hast du schon einen Titel?« Oh, Woodrow traf genau ins Schwarze mit seinen Cocktailparty-Fragen.

»*Erhörte Gebete*.«

Woodrow runzelte die Stirn. »Das habe ich doch schon mal gehört.«

»Nur, falls du einer von den dreihundert Dusseln warst, die mein erstes und einziges gedrucktes Werk gekauft haben. Das hieß auch *Erhörte Gebete*. Aus keinem besonderen Grund. Aber diesmal habe ich einen Grund.«

»*Erhörte Gebete*. Ein Zitat, nehme ich an.«

»Von der Heiligen Theresia. Ich habe es nie selbst nachgeschlagen, also weiß ich nicht genau, was sie gesagt hat, aber es war so etwas wie ›Es werden mehr Tränen über erhörte Gebete vergossen als über nicht erhörte‹.«

Woodrow sagte: »Mir geht ein Lichtlein auf. Dieses Buch – das ist über Kate McCloud plus Clique.«

»Ich würde nicht sagen, dass es über sie ist – obwohl sie und andere darin vorkommen.«

»Worüber ist es dann?«

»Über Wahrheit als Illusion.«

»Und über Illusion als Wahrheit?«

»Ersteres. Das Zweite ist ein anderes Projekt.«

Woodrow wollte wissen, wieso, aber der Whisky tat

seine Wirkung, und ich fühlte mich zu taub, um es ihm zu sagen; doch was ich gesagt *hätte*, war: da es Wahrheit nicht gibt, kann sie niemals etwas anderes sein als Illusion – aber Illusion, das Nebenprodukt enthüllender Kunstfertigkeit, kann die Bergkuppen erreichen, die dem unerreichbaren Gipfel der vollkommenen Wahrheit am nächsten kommen. Zum Beispiel Damenimitatoren. Der Imitator ist in der Tat ein Mann (Wahrheit), bis er sich als Frau neu erschafft (Illusion) – und von diesen beiden ist die Illusion die wahrere.

* * *

Gegen fünf Uhr an jenem Nachmittag, die Büros leerten sich bereits, schlenderte ich die Forty-second Street hinunter und suchte die auf Miss Selfs Visitenkarte angegebene Adresse. Wie sich herausstellte, befand sich ihr Etablissement über einem Pornoladen, einem jener Schuppen, die mit Porträtaufnahmen von baumelnden Schwengeln und offenen Mösen tapeziert sind. Ein Kunde, jemand von solider und unbedeutender Erscheinung, kam gerade heraus und ließ ein Päckchen fallen, es ging auf, und über das Pflaster verteilten sich mehrere Dutzend Schwarzweiß-Hochglanzphotos – nichts Besonderes, die üblichen Neunundsechzigernummern und drallen Mädels, die dreifach geritten wurden; trotzdem blieben etliche Passanten stehen und glotzten, als der Besitzer sich hinkniete, um sein Eigentum aufzusammeln. Pornographie ist meiner Ansicht nach oft missverstanden worden, denn sie schafft nicht Sexbesessene, die dann

marodierend durch düstere Gassen streifen – sie ist vielmehr ein schmerzstillendes Mittel für die sexuell Gehemmten und Unerlösten, denn was ist das Ziel der Pornographie, wenn nicht die Anregung zur Masturbation? Und sicherlich ist Masturbation die angenehmere Alternative für Männer, denen »der Muskel zuckt«, wie man in Pferdezüchterkreisen sagt.

Ein puertoricanischer Zuhälter verhöhnte den gebückten Mann (»Was willst du damit, wo ich habe schöne, lebende *puta*?«), aber mir tat er leid: für mich sah er aus wie ein vereinsamter, noch ziemlich junger Pfarrer, der die gesamte Kollekte vom letzten Sonntag unterschlagen hatte, um sich diese Wichsvorlagen zu kaufen; also beschloss ich, ihm beim Aufheben zu helfen – aber sowie ich damit begann, schlug er mich ins Gesicht: ein Karatehieb, der mir fast den Kiefer brach.

»Hau ab«, knurrte er. Ich sagte: »Mein Gott, ich wollte Ihnen nur helfen.« Und er sagte: »Hau ab. Bevor ich dich zusammenschlage.« Sein Gesicht war so rot angelaufen, dass es meinen Augen weh tat, und dann wurde mir klar, das war nicht nur die Farbe der Wut, sondern vielmehr der Scham – hervorgerufen nicht von der Angst, ich wollte ihm seine Bildchen klauen, sondern vom Mitleid meines Hilfsangebots.

* * *

Obwohl Miss Self eine äußerst erfolgreiche Geschäftsfrau ist, verschwendet sie kein Geld auf das Erscheinungsbild ihres Unternehmens. Ihre Büroräume befinden sich vier

Treppen hoch in einem Gebäude ohne Fahrstuhl. DER SELF-SERVICE: eine Mattglastür mit dieser Inschrift. Doch ich zögerte (wollte ich das wirklich machen? Allerdings gab es auch nichts, was ich machen *wollte*, zumindest nichts, womit sich Geld verdienen ließ). Ich kämmte mir die Haare, zog die Bügelfalten der Hose nach, die zu einem gerade gekauften Fischgrätanzug für fünfzig Dollar gehörte, einem Robert-Hall-Sonderangebot mit zwei Hosen, und ging hinein.

Das Vorzimmer war unmöbliert bis auf eine Bank, einen Schreibtisch und zwei junge Herren, einer davon saß als Sekretärin und Empfangsdame hinter dem Schreibtisch, der andere war ein schöner Mulatte, der einen sehr modischen dunkelblauen Seidenanzug trug; keiner von beiden nahm von mir Notiz.

»... also bin ich danach«, sagte der Mulatte, »eine Woche mit Spencer in San Diego geblieben. Spencer! Uuiii, ist das eine Rakete, wow. Eines Abends haben wir den San Diego Freeway abgegrast, und Spencer hat einen schwarzen Marinesoldaten aufgegabelt, einen Jungen vom Lande, ein richtiges Stück Alabama-Räucherschinken, also hat Spencer ihn sich gleich auf dem Rücksitz vorgenommen, und hinterher sagt der Typ: ›Ich kann ja verstehn, was ich davon hab. Fühlt sich gut an. Aber ich kann nich verstehn, was ihr Burschen davon habt.‹ Und Spencer sagt's ihm: ›Ah, Mann. Das ist köstlich. Wie Möse am Stiel.‹«

Der Sekretär wandte mir matt ein missbilligendes Paar wintergrüner Augen zu. Er war blond, und wie! – seine Haut hatte den goldenen, ölichen Glanz, der von langen

Fire-Island-Wochenenden herrührt. Trotzdem wirkte er im Ganzen entschieden vermodert – eine Art sonnenverbrannter Uriah Heep. »Ja?«, erkundigte er sich mit einer Stimme, die kühl durch die Luft kroch wie ausgeatmeter Mentholrauch.

Ich sagte ihm, dass ich Miss Self sehen wolle. Er fragte mich nach meinen Absichten, und ich sagte, ich sei von Woodrow Hamilton empfohlen worden. Er sagte: »Sie müssen unseren Fragebogen ausfüllen. Bewerben Sie sich als Kunde? Oder als angehender Angestellter?«

»Als Angestellter.«

»Mmmmm«, murkte Black Beauty, »zu schade. Ich hätte nichts dagegen gehabt, dir die Eier abzukochen, Daddy.« Und der Sekretär sagte angesäuert: »Los, Lester. Heb deinen stinkigen Arsch von Schwesters Schreibtisch und schieb rüber ins Americana. Dein Termin ist um halb sechs. Zimmer 507.«

Als ich den Fragebogen ausgefüllt hatte, der sich nur nach dem Üblichen erkundigte wie Alter? Adresse? Beruf? Familienstand?, verschwand Draculas Tochter damit in einem inneren Heiligtum – und während er fort war, kam ein Mädchen herein, übergewichtig, aber verdammt attraktiv, eine junge *boule de suif* mit rosigem, cremigem, rundem Gesicht und prallen Möpsen, die im Oberteil eines rosigen Sommerkleids hüpften.

Sie kuschelte sich an mich und steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen. »Na, was ist?« Ich erklärte ihr, falls es ein Streichholz war, was sie von mir wollte, konnte ich ihr nicht dienlich sein, da ich das Rauchen aufgegeben hatte, und sie sagte: »Ich auch. Das ist nur ein Requi-

sit. Ich meinte, was ist, wo ist Butch? Butch!«, rief sie und stand auf, um den zurückkehrenden Sekretär zu umschlingen.

»Maggie!«

»Butch!«

»Maggie!« Dann, wieder bei Besinnung: »Du Miststück. Fünf Tage! Wo hast du gesteckt?«

»Hat dir Maggie gefehlt?«

»Leck mich doch. Was liegt dir schon an mir? Aber dem alten Kerl aus Seattle, dem hast du gefehlt. Oi wei, hat der einen Tanz aufgeführt, als du ihn Donnerstagabend versetzt hast.«

»Tut mir leid, Butch. Echt.«

»Aber wo warst du denn, Maggie? Ich bin zwei Mal in deinem Hotel gewesen. Ich hab hundert Mal angerufen. Du hättest dich wenigstens melden können.«

»Ich weiß. Aber weißt du ... ich hab geheiratet.«

»Geheiratet? Maggie!«

»Bitte, Butch. Es ist nichts Ernstes. Es wird nicht stören.«

»Keine Ahnung, was Miss Self sagen wird.« Und endlich erinnerte er sich an mich. »Ach, ja«, sagte der Sekretär, als streifte er Fusseln vom Ärmel, »Miss Self wird Sie jetzt empfangen, Mr. Jones. Miss Self«, verkündete er, als er mir die Tür öffnete, »das ist Mr. Jones.«

Sie sah aus wie Marianne Moore; eine korpulenter, germanisierte Miss Moore. Graue Hausfrauenzöpfe waren an ihren schmalen Schädel geklammert; sie trug kein Make-up, und ihr Kostüm, man könnte auch sagen, ihre Uniform, war aus dem blauen Serge einer Gefängniswär-

terin – eine Dame, der es ebenso an Luxus gebrach wie ihren Geschäftsräumen. *Außer ...* an ihrem Handgelenk bemerkte ich eine goldene, ovale Uhr mit römischen Ziffern. Kate McCloud hatte genauso eine; sie war ihr vor Jahren von John F. Kennedy geschenkt worden, und sie stammte von Cartier in London, wo sie eintausendzweihundert Dollar gekostet hatte.

»Nehmen Sie bitte Platz.« Ihre Stimme war von teetas-senhafter Schüchternheit, aber ihre kobaltblauen Augen hatten den stählernen Adlerblick eines Unterweltkillers. Sie sah auf die Armbanduhr, die so gar nicht zu ihrer un-eleganten Fassade passte. »Leisten Sie mir Gesellschaft? Es ist schon nach fünf.« Und sie entnahm einer Schreib-tischschublade zwei Schnapsgläser und eine Flasche mit Tequila, den ich noch nie getrunken hatte und von dem ich nichts Gutes erwartete. »Den werden Sie mögen«, sagte sie. »Der hat *cojones*. Mein dritter Mann war Mexi-kaner. Nun zu Ihnen«, sagte sie und tippte auf meinen Fragebogen, »haben Sie so etwas schon je gemacht? Ich meine, beruflich?«

Interessante Frage; ich dachte darüber nach. »*Beruflich* würde ich nicht sagen. Aber ... um mir Vorteile zu verschaffen.«

»Das ist beruflich genug. Stößchen!«, sagte sie und kippte sich das ganze Glas voll Tequila hinter die Binde. Sie zog ein Gesicht. Schüttelte sich. »*Buenos Dios*, der hat's aber in sich. Los«, sagte sie. »Weg damit. Sie werden ihn mögen.«

Ich fand, er schmeckte wie parfümiertes Benzin.

»So«, sagte sie, »und jetzt werde ich Ihnen reinen

Wein einschenken, Jones. Neunzig Prozent unserer Kunden sind Männer mittleren Alters, und die Hälfte unseres Gewerbes erstreckt sich auf ausgefallene Dinge in der oder jener Richtung. Wenn Sie also hier als strikter Hetero einsteigen wollen, vergessen Sie's. Können Sie mir folgen?«

»Vollkommen.«

Sie zwinkerte und goss sich noch ein Glas ein. »Sagen Sie, Jones. Gibt es irgendetwas, was Sie nicht machen wollen?«

»Kein passiver Analverkehr. Aktiver ja. Aber kein passiver.«

»Ach, nein?« Sie war eine Deutsche; ich hörte nur das Andenken an einen Akzent, wie ein Hauch von Eau de Cologne in einem alten Taschentuch. »Ist das ein moralisches Vorurteil?«

»Eigentlich nicht. Sondern Hämorrhoiden.«

»Wie steht's mit S & M? Faustficken?«

»Die ganze Palette?«

»Ja, Schatz. Peitschen. Ketten. Zigaretten. Die Faust. All so was.«

»Ich fürchte, nein.«

»Ach, nein? Und ist *das* ein moralisches Vorurteil?«

»Ich glaube nicht an Grausamkeit. Auch nicht, wenn sie jemand anderem Vergnügen bereitet.«

»Dann sind Sie nie grausam gewesen?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Stehen Sie auf«, sagte sie. »Ziehen Sie das Jackett aus. Drehen Sie sich um. Noch mal. Langsamer. Schade, dass Sie nicht ein bisschen größer sind. Aber Sie haben eine

gute Figur. Einen schönen flachen Bauch. Sind Sie gut bestückt?«

»Mir sind nie Klagen gekommen.«

»Vielleicht ist unser Publikum anspruchsvoller. Sehen Sie, das ist die eine Frage, die sie immer stellen: Wie groß ist sein Glied?«

»Wollen Sie es sehen?«, fragte ich und spielte mit meiner Supersonderangebot-Robert-Hall-Hosentür.

»Es gibt keinen Grund, ordinär zu werden, Mr. Jones. Sie werden feststellen, obwohl ich jemand bin, der unverblümt redet, bin ich keine ordinäre Person. Jetzt setzen Sie sich hin«, sagte sie und goss nicht nur ihr Tequilaglas wieder voll, sondern auch meins. »Bis jetzt habe *ich* die Fragen gestellt. Was möchten *Sie* wissen?«

Was ich wissen wollte, das war ihre Lebensgeschichte; nur wenige Menschen haben mich je auf Anhieb so neugierig gemacht. War sie etwa vor Hitler geflüchtet, eine Veteranin der Hamburger Reeperbahn, die vor dem Krieg nach Mexiko emigriert war? Auch kam mir der Gedanke, dass sie womöglich gar nicht die Leiterin dieses Betriebs war, sondern nur, wie bei den meisten amerikanischen Puffs und Sex-Anbietern, eine Strohfrau für Mafia-Geschäftsleute.

»Haben Sie Ihre Zunge verschluckt? Sie werden sicher unsere finanziellen Bedingungen erfahren wollen. Das Standardhonorar für eine Stunde beträgt fünfzig Dollar, die wir zwischen uns aufteilen, wobei Sie alle Trinkgelder der Kunden behalten können. Natürlich sind die Honorare unterschiedlich; aber es wird Gelegenheiten geben, bei denen Sie sehr viel mehr verdienen. Und für annehm-

bare Kunden oder Angestellte, die Sie anwerben, stehen Prämien zur Verfügung. Allerdings«, sagte sie und richtete ihre Augen auf mich wie zwei Gewehrläufe, »gibt es eine Reihe von Regeln, die Sie einhalten müssen. Keine Drogen und kein übermäßiger Alkoholkonsum. Sie dürfen unter keinen Umständen je direkt mit einem Kunden Vereinbarungen treffen – alle Buchungen müssen über die Agentur vorgenommen werden. Und niemals darf ein Angestellter gesellschaftlichen Umgang mit einem Kunden pflegen. Jeder Versuch einer privaten Abmachung mit einem Kunden führt zu sofortiger Entlassung. Jeder Versuch, einen Kunden zu erpressen oder sonstwie in Verlegenheit zu bringen, zieht eine äußerst strenge Bestrafung nach sich – und damit meine ich nicht nur die Entlassung aus unseren Diensten.«

Aha: jene schwarzen sizilianischen Spinnen sind in der Tat die Weberinnen dieses Netzes.

»Haben Sie mich verstanden?«

»Vollkommen.«

Der Sekretär unterbrach. »Mr. Wallace am Telefon. Sehr dringend. Ich glaube, er ist grottenvoll.«

»Wir sind nicht an Ihren Meinungen interessiert, Butch. Stellen Sie den Herrn einfach durch.« Gleich darauf nahm sie von einem der Telefone auf ihrem Schreibtisch den Hörer ab. »Hier Miss Self. Wie geht es Ihnen, Sir? Ich dachte, Sie seien in Rom. Nun, das habe ich in der *Times* gelesen. Dass Sie in Rom waren und eine Audienz beim Papst hatten. Da haben Sie sicher Recht: alles Tunten! Ja, ich höre Sie ausgezeichnet. Verstehe. Verstehe.« Sie notierte sich etwas auf einem Block, und ich

könnte lesen, was sie schrieb, denn eins meiner Talente ist, auch Schrift, die auf dem Kopf steht, lesen zu können: *Wallace Suite 713 Plaza Hotel.* »Bedaure, aber Gumbo ist nicht mehr bei uns. Diese schwarzen Jungen sind eben unzuverlässig. Wir werden jedoch binnen kurzem jeman- den schicken. Keine Ursache. Vielen Dank.«

Dann sah sie mich ziemlich lange an. »Mr. Wallace ist ein hochgeschätzter Kunde.« Wiederum ein längerer Blick. »Wallace ist natürlich nicht sein richtiger Name. Wir benutzen für alle unsere Klienten Pseudonyme. Auch für unsere Angestellten. Sie heißen Jones. Wir werden Sie Smith nennen.«

Sie riss das Blatt von dem Notizblock, knüllte es zu einem Kügelchen zusammen und warf es mir zu. »Ich glaube, Sie werden damit fertig. Es handelt sich nicht unbedingt um ... eine körperliche Herausforderung. Sondern um ... einen Fürsorgefall.«

* * *

Ich rief Mr. Wallace von einem der geschmacklosen goldenen Haustelefone in der Empfangshalle des Plaza an. Am anderen Ende meldete sich ein Hund – das heißt, ein Hörer fiel krachend herunter, dann folgte Höllen Hundgebell. »Hä-hä, das ist nur mein Köter«, erklärte eine Maiskloßstimme. »Jedes Mal, wenn das Telefon klingelt, packt er es. Bist du der Bursche von der Agentur? Na, dann mach, dass du raufkommst.«

Sobald der Kunde die Tür öffnete, schoss der Hund in den Flur und warf sich auf mich wie ein Verteidiger der

New York Giants. Es war eine schwarz gescheckte englische Bulldogge – sechzig Zentimeter hoch und vielleicht neunzig Zentimeter breit; das Biest musste hundert Pfund wiegen, und die Wucht seines Angriffs fegte mich an die Wand. Ich schrie ziemlich laut; der Besitzer lachte: »Keine Angst. Der alte Bill ist bloß liebebedürftig.« Und ob! Das geile Mistvieh rammelte mein Bein wie ein aufgeputschter Zuchthengst. »Bill, hör auf damit«, befahl Bills Herrchen mit glucksender, Gin-getränkter Stimme. »Hast du gehört, Bill. Lass das.« Endlich befestigte er eine Leine am Halsband des sexwütigen Tieres und zerrte es von mir herunter, mit den Worten: »Der arme Bill. Ich war einfach nicht in der Verfassung, mit ihm Gassi zu gehen. Schon zwei Tage lang. Das ist einer der Gründe, warum ich die Agentur angerufen habe. Als Erstes will ich, dass du mit Bill in den Park gehst.«

Bill riss sich zusammen, bis wir den Park erreichten.

Auf dem Weg dahin dachte ich an Mr. Wallace: ein buliger, bauchiger, vom Schnaps aufgeschwemmter Zwerg mit einem Kostümfestschnurrbart, der über geschürzten Lippen klebte. Die Zeit hatte seine Ansehnlichkeit, die er früher einmal aufwies, zu Grabe getragen; trotzdem erkannte ich ihn auf den ersten Blick, auch wenn ich ihm zuvor nur ein einziges Mal begegnet war, und das vor über zehn Jahren. Doch ich erinnerte mich genau daran, denn zu jener Zeit war er der berühmteste und meiner Meinung nach beste amerikanische Dramatiker; außerdem trug eine seltsame *Mise en Scène* zur Unvergesslichkeit bei: es war nach Mitternacht in Paris in der Bar vom Boeuf-sur-le-Toit, wo er an einem Tisch, den eine rosa Tischdecke

zierte, mit drei Männern saß, zwei davon teure Stricher, korsische Piraten in englischem Flanell, und der dritte niemand anders als Sumner Welles – die Liebhaber des Skandalblättchen *Confidential* werden sich vielleicht an diesen Patrizier entsinnen, dereinst Unterstaatssekretär im Außenministerium und dazu ein großzügiger Freund sämtlicher Schlafwagenschaffner. Seine Exzellenz gab ein reizendes *tableau vivant* ab, als er, betrunken wie in Branntwein eingelegte Pfirsiche, begann, an jenen korsischen Ohren zu knabbern.

Herbstspaziergänger schlenderten über die abendlichen Wege des Parks. Ein japanisches Pärchen blieb stehen, um Bill mit Zärtlichkeiten zu bedenken; sie führten sich auf wie die Wahnsinnigen, zogen an seinem Ringelschwanz, umarmten ihn – doch ich konnte sie verstehen, denn mit seinem eingedellten Gesicht, seinen Quasimodo-Beinen und seinem willkürlich verformten Körper war Bill ein Kunstgegenstand, der den asiatischen Sinn für Schönheit ebenso ansprach wie Bonsaibäumchen und Zwerghirsche und zu einem Gewicht von fünf Pfund hochgezüchtete Goldfische. Ich bin jedoch kein Asiate, und als Bill, nachdem er mich auf den Rasen und unter einen Baum gelockt hatte, mich plötzlich wieder sexuell attackierte, war ich nicht davon angetan.

Doch da ich einem so wild entschlossenen Vergewaltiger nichts entgegenzusetzen hatte, erschien es mir ratsam, mich einfach ins Gras zu legen und ihm seinen Willen zu lassen – ihn sogar zu ermutigen: »So ist's gut. Gib's mir ordentlich. So viel die Eier hergeben.« Wir hatten Publikum – menschliche Gesichter tauchten in der Ferne hin-

ter den hervorquellenden, von Leidenschaft getrübten Augen meines ungestümen Liebhabers auf. Eine Frau sagte barsch: »Sie dreckiger Wüstling! Hören Sie auf, dieses Tier zu missbrauchen! Warum ruft nicht jemand die Polizei?« Eine andere Frau sagte: »Albert, ich will zurück nach Utica. Noch heute Abend.« Keuchend und geifernd bekreuzigte sich Bill.

Mein durchnässtes Robert-Hall-Hosenbein blieb nicht Bills einziges Vergehen an mir, bevor der Tag zu Ende ging. Als ich ihn ins Plaza zurückbrachte und in den Vorräum der Suite kam, trat ich in einen großen Haufen feuchter Scheiße, Bills Scheiße, rutschte aus und fiel flach aufs Gesicht – in einen zweiten Scheißhaufen. Zu Mr. Wallace sagte ich nur: »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich duschen gehe?« Er antwortete: »Das ist das Einzige, worauf ich immer bestehe.«

Wie Miss Self angedeutet hatte, war Mr. Wallace jedoch, an Denny Fouts erinnernd, eher zu Gesprächen als zu Sinnenlust aufgelegt. »Du bist ein guter Junge«, offenbarte er mir. »Klar weiß ich, dass du kein junges Bürschchen mehr bist. So betrunken bin ich nun auch wieder nicht. Ich seh dir an, dass du schon einiges auf dem Fahrtenschreiber hast. Trotzdem bist du ein guter Junge; das steht dir in den Augen geschrieben. Verwundete Augen. Verletzt und beleidigt. Je Dostojewski gelesen? Na, ist wahrscheinlich nicht dein Ding. Aber du bist einer von seinen Typen. Beleidigt und verletzt. Wie ich; deshalb fühl ich mich bei dir sicher.« Er äugte rings in dem von vielen Lampen erhellen Schlafzimmer umher wie ein Geheimagent; das Zimmer sah aus, als sei gerade ein Wirbel-

sturm hindurchgefahren – überall schmutzige Wäsche, wo man hinsah, Hundekacke, und auf allen Teppichen eintrocknende Pfützen von Hundepisse. Bill schlief fest am Fußende des Bettes, seine Schnarcher kündeten von postkoitaler Tristesse. Zumindest gestattete er seinem Herrchen und dem Gast seines Herrchens, mit ihm das Bett zu teilen, der Guest nackt, das Herrchen jedoch voll angezogen, angefangen von schwarzen Schuhen über viele Bleistifte in der Westentasche bis hin zu einer Hornbrille auf der Nase. In der einen Hand hielt Mr. Wallace ein Zahnpflegesetzel, randvoll mit unverdünntem Scotch, und in der anderen eine Zigarette, auf der sich immer wieder zitternde Aschehauben sammelten. Gelegentlich streichelte er mich, und einmal versengte heiße Asche meinen Bauchnabel; anfangs hielt ich es für Absicht, aber dann dachte ich, vielleicht doch nicht.

»So sicher, wie sich ein gejagter Mann fühlen kann. Ein Mann, dem Mörder auf den Fersen sind. Ich muss damit rechnen, ganz plötzlich zu sterben. Und wenn das geschieht, wird es kein natürlicher Tod sein. Sie werden versuchen, es nach Herzversagen aussehen zu lassen. Oder nach einem Unfall. Aber versprich mir, dass du das nicht glauben wirst. Versprich mir, dass du einen Brief an die *Times* schreiben und denen klarmachen wirst, dass es Mord war.«

Mit Betrunkenen und Irren sei immer logisch. »Aber wenn Sie meinen, in Gefahr zu sein, warum wenden Sie sich dann nicht an die Polizei?«

Er sagte: »Weil ich keinen verpfeife«; dann fügte er hinzu: »Ich liege im Sterben. Ich sterbe an Krebs.«

»Was für Krebs?«

»Blut. Kehlkopf. Lunge. Zunge. Magen. Gehirn. Po-Loch.« Alkoholiker können bekanntlich den Geschmack von Alkohol nicht ausstehen; er schüttelte sich, als er das halbe Glas Scotch hinunterstürzte. »Das hat alles vor sieben Jahren angefangen, als die Kritiker sich gegen mich wandten. Jeder Schriftsteller hat seine Tricks, und früher oder später kommen die Kritiker dahinter. Das ist in Ordnung; sie lieben dich, solange sie dich zu kennen meinen. Mein Fehler war, dass ich meine alten Tricks satt bekam und ein paar neue gelernt habe. Kritiker dulden das nicht; sie hassen Wandelbarkeit – sie sehen es nicht gern, wenn ein Schriftsteller wächst oder sich in irgendeiner Weise verändert. Und da setzte der Krebs ein. Als die Kritiker zu sagen anfingen, die alten Tricks seien ›der Stoff purer poetischer Kraft‹ und die neuen Tricks seien ›abgenutzte Überspanntheiten‹. Sechs Misserfolge hintereinander, vier am Broadway und zwei am Off-Broadway. Aus Neid und Ignoranz bringen sie mich um. Und das ohne Scham oder Reue. Was kümmert es die, dass der Krebs mein Gehirn zerfrisst?« Dann setzte er voller Selbstmitleid hinzu: »Du glaubst mir wohl nicht?«

»Ich kann nicht an sieben Jahre galoppierenden Krebs glauben. Das ist unmöglich.«

»Ich liege im Sterben. Aber du glaubst es nicht. Du glaubst nicht mal, dass ich Krebs habe. Du denkst, ich bin bloß ein Fall für die Klapsmühle.« Nein, ich dachte etwas anderes: dieser aus dem Leim gegangene Däumling mit dramatischer Phantasie strebt, ganz wie eine seiner hilflosen Heroinen, nach Aufmerksamkeit und Mitleid, in-

dem er sich so lange Lügen ausdenkt, bis er selbst daran glaubt, nur um sie dann völlig Fremden unterzujubeln. Fremden, weil er keine Freunde mehr hat, und er hat keine Freunde mehr, denn die einzigen Menschen, für die er noch etwas empfindet, das sind seine eigenen Bühnen-gestalten und er selbst – alle anderen sind Publikum. »Aber zu deiner Information, ich war bei einem Klapsdoktor. Ich habe zwei Jahre lang an fünf Tagen der Woche für jeweils eine Stunde sechzig Dollar hingeblickert. Und der Scheißkerl hat nichts weiter getan, als sich in mein Privatleben einzumischen.«

»Werden die nicht dafür bezahlt? Sich ins Privatleben einzumischen?«

»Komm mir nicht frech, alter Junge. Das ist kein Witz. Dr. Kewie hat mein Leben ruiniert. Hat mich davon überzeugt, ich sei überhaupt nicht schwul und würde Fred gar nicht lieben. Hat mir gesagt, ich sei als Schriftsteller erledigt, wenn ich Fred nicht in die Wüste schicken würde. Aber in Wahrheit war Fred das einzig Gute in meinem Leben. Vielleicht habe ich ihn nicht geliebt. Aber er hat mich geliebt. Er hat mein Leben zusammengehalten. Er war nicht der falsche Fuzziger, wie Kewie behauptet hat. Kewie hat gesagt: Fred liebt nicht Sie, er liebt Ihr Geld. Dabei ist Kewie derjenige, der das Geld liebt. Natürlich wollte ich Fred nicht verlassen, also ruft Kewie ihn heimlich an und sagt ihm, ich werde am Suff sterben, wenn er nicht verschwindet. Daraufhin packt Fred seine Sachen und haut ab, und ich kann's nicht verstehen, bis Dr. Kewie, sehr stolz auf sich, gesteht, was er getan hat. Und ich hab ihm gesagt: Wissen Sie was, Fred hat Ihnen geglaubt,

und weil er mich so liebt, hat er sich geopfert. Aber da hab ich mich geirrt. Denn als wir Fred fanden, und ich hab Pinkertons angeheuert, die ihn in Puerto Rico aufgetrieben haben, da hat Fred gesagt, er will mir nur noch eins auf die Nase geben. Er dachte, *ich* hätte Kewie dazu angestiftet, ihn anzurufen, *ich* hätte das Ganze ausgeheckt. Trotzdem haben wir uns versöhnt. Gebracht hat's nichts. Fred ist am siebzehnten Juni im Memorial Hospital operiert worden, und am vierten Juli ist er gestorben. Er war erst sechsunddreißig Jahre alt. Aber er hat nicht nur so getan; er hatte wirklich Krebs. Und das kommt davon, wenn ein Klapsdoktor sich ins Privatleben einmischt. Schau dir diesen Saustall an! Ich muss mir Huren kaufen, damit sie Bill ausführen.«

»Ich bin keine Hure.« Obwohl ich gar nicht weiß, warum ich protestierte: ich bin eine Hure und schon immer eine gewesen.

Er stöhnte höhnisch auf; wie alle sich selbst bemitleidenden Männer war er kaltherzig. »Wie wär's denn jetzt?«, sagte er und pustete die Asche von seiner Zigarre. »Dreh dich um und mach die Backen breit.«

»Bedaure, aber kein passiver Analverkehr. Aktiver ja. Passiver nein.«

»Aaaach«, sagte er, und seine Südstaatenstimme war so weich wie Süßkartoffelkuchen, »ich will dich doch nicht in den Arsch ficken, alter Junge, ich will bloß meine Zigarre ausdrücken.«

Meine Herrn, hab ich mich schnell vom Acker gemacht! – ich hetzte mit meinen Sachen ins Badezimmer und riegelte die Tür ab. Während ich mich anzog,

hörte ich Mr. Wallace vor sich hin kichern. »Alter Junge?«, rief er. »Du hast doch nicht etwa gedacht, ich mein's ernst, alter Junge? Also ich weiß nicht. Kein Mensch hat mehr Sinn für Humor.« Doch als ich aus dem Bad kam, schnarchte er sanft, eine leise Begleitung zu Bills rauerem Sägetönen. Die Zigarette brannte immer noch zwischen seinen Fingern: wahrscheinlich wird das eines Tages, wenn mal niemand da ist, um ihn zu retten, der Weg sein, auf dem Mr. Wallace von uns gehen wird.

* * *

Hier im YMCA schläft ein sechzig Jahre alter blinder Mann in der Zelle neben meiner. Er ist Masseur und seit mehreren Monaten unten im Fitnessraum tätig. Er heißt Bob, hat einen Schmerbauch und riecht nach Babyöl und Sloan's Salbe. Einmal erwähnte ich ihm gegenüber, dass ich als Masseur gearbeitet habe, und er sagte, er würde gerne wissen, was für eine Art Masseur ich sei, also tauschten wir Techniken aus, und während er mich mit seinen mächtigen, feinfühligen Blindenhänden knetete, erzählte er ein wenig von sich selbst. Er sagte, er sei Junggeselle geblieben, bis er mit fünfzig eine Kellnerin aus San Diego geheiratet habe. »Helen. Hat sich als einunddreißig Jahre alte bildschöne, attraktive Blondine beschrieben, die geschieden war, aber ich schätze, sie kann nicht viel hergemacht haben, warum hätte sie mich sonst heiraten sollen? Sie hatte immerhin eine gute Figur, und mit diesen Händen habe ich sie ganz schön heiß gemacht. Wir haben uns einen Ford-Pickup und einen kleinen

Wohnwagen aus Aluminium gekauft und sind nach Cathedral City gezogen – das liegt in der kalifornischen Wüste in der Nähe von Palm Springs. Ich setzte darauf, in einem der Clubs in Palm Springs Arbeit zu finden, und fand auch welche. Von November bis Juni ist es wunderbar da, das beste Klima auf der Welt, tagsüber warm und nachts kalt, aber Herrgott, die Sommer, es konnte fünfzig, fünfundfünfzig Grad heiß werden, und es war keine trockene Hitze, wie man erwarten könnte, nicht, seit sie da draußen Tausende von Swimmingpools gebaut haben: diese Pools machen die Wüste schwül, und schwül bei fünfzig Grad ist nichts für weiße Männer. Oder Frauen.

»Helen hat schrecklich gelitten, aber da war nichts zu machen – ich hab's nie geschafft, im Winter genug zu sparen, damit wir im Sommer wegkonnten. Wir brieten in unserem kleinen Aluminium-Wohnwagen bei lebendigem Leib. Haben einfach dagesessen, Helen hat in die Glotze gestarrt und angefangen, mich zu hassen. Vielleicht hat sie mich schon immer gehasst; oder unser Leben; oder ihr Leben. Aber da sie eine stille Frau war und wir nie viel gestritten haben, hatte ich bis letzten April keine Ahnung von ihren Gefühlen. Da musste ich mit der Arbeit aufhören und zu einer Operation ins Krankenhaus. Krampfadern in den Beinen. Ich hatte nicht das Geld dafür, aber es ging um Leben und Tod. Der Arzt hat gesagt, ich könnte sonst jeden Augenblick eine Embolie bekommen. Helen hat mich erst drei Tage nach der Operation besucht. Hat nicht gefragt, wies mir geht, oder mir einen Kuss gegeben, nichts. Sondern sie hat gesagt: ›Ich will nichts, Bob. Ich hab unten einen Koffer mit deinen Sachen abgegeben.

Ich nehme nur den Pickup und den Wohnwagen.« Ich frage sie, wovon sie redet, und sie sagt: »Tut mir leid, Bob. Aber ich muss weiter.« Ich bekam schreckliche Angst; ich fing an zu weinen – ich habe sie angefleht, habe gesagt: »Helen, bitte, Frau, ich bin blind, und jetzt bin ich Lahm und sechzig Jahre alt – du kannst mich nicht so verlassen, ohne Zuhause, ohne einen Platz, wo ich hinkann.« Weißt du, was sie gesagt hat? »Wenn du nirgendwo hinkannst, dreh den Gashahn auf.« Und das waren die letzten Worte, die sie zu mir gesagt hat. Als ich aus dem Krankenhaus kam, hatte ich noch ganze vierzehn Dollar und achtundsiebzig Cent, aber ich wollte so weit wie möglich von dort weg, also hab ich mich nach New York auf den Weg gemacht, per Anhalter. Wo immer Helen sein mag, ich hoffe, sie ist glücklicher. Ich trage ihr nichts nach, obwohl ich finde, dass sie mich sehr schlecht behandelt hat. Das war wirklich hart, ein alter, blinder und halb lahmer Mann per Anhalter durch ganz Amerika.«

Ein hilfloser Mann, der im Dunkeln am Rande einer unbekannten Straße wartet: so muss Denny Fouts sich gefühlt haben, denn ich bin zu ihm ebenso herzlos gewesen wie Helen zu Bob.

* * *

Denny hatte mir aus der Klinik in Vevey zwei Nachrichten zukommen lassen. Die Schrift der ersten war so gut wie unleserlich: »Kann kaum schreiben, da mir die Hände nicht gehorchen. Pater Flanagan, der renommierte Besitzer von Pater Flanagans koscherer Nigger-Schwulen-

Pinte, hat mich ausbezahlt und mir die Tür gewiesen. Merci Dieu pour toi, sonst würde ich mich sehr verlassen fühlen.« Sechs Wochen später erhielt ich eine mit fester Hand geschriebene Postkarte: »Bitte ruf mich an, Vevey 46 27 14.«

Ich wählte die Nummer aus der Bar des Pont Royal; während ich auf Dennys Stimme wartete, sah ich mit an, wie Arthur Koestler systematisch eine Frau fertigmachte, die an seinem Tisch saß – jemand sagte, sie sei seine Freundin; sie weinte, tat aber nichts, um seine Beleidigungen abzuwehren. Eigentlich ist es unerträglich, mitanzusehen, wie ein Mann weint oder eine Frau tyrannisiert wird, aber niemand griff ein, die Barmixer und Kellner taten so, als sähen sie nichts.

Dann drang Dennys Stimme aus alpinen Höhen herunter – er klang, als sei seine Lunge prallvoll mit glitzernder Luft; eine einzige Quälerei läge hinter ihm, sagte er, aber jetzt stehe er davor, die Klinik zu verlassen, und könne ich am Dienstag nach Rom kommen, wo Prinz Ruspoli (»Dado«) ihm eine Wohnung überlassen habe. Ich bin feige – in einfachsten Situationen, aber auch in letzter Konsequenz; ich kann über meine Gefühle für einen anderen Menschen niemals mehr als höchstens die halbe Wahrheit zugeben, und so sage ich Ja, wenn ich eigentlich Nein meine. Ich sagte Denny, ich werde mich in Rom einfinden, denn wie konnte ich ihm gestehen, dass ich nicht die geringste Absicht hatte, ihn je wiederzusehen, weil er mir Angst machte? Was nicht am Rauschgift lag, auch nicht an seinem Chaos, sondern an dem Leichenheiligenchein eines sinnlos vertanen Lebens, der über ihm

schwebte: der Schatten dieser Sinnlosigkeit schien irgendwie meinen eigenen kommenden Triumph zu bedrohen.

Also fuhr ich nach Italien, aber nach Venedig, nicht nach Rom, und erst in einem Wintermonat, als ich eines Abends allein in Harrys Bar saß, erfuhr ich, dass Denny wenige Tage nach meinem geplanten Eintreffen in Rom gestorben war. Mimi erzählte es mir. Mimi war ein Ägypter, noch fetter als Faruk, ein Rauschgiftschmuggler, der zwischen Kairo und Paris hin und her pendelte; Denny hing sehr an Mimi oder zumindest an dem Rauschgift, mit dem Mimi ihn versorgte, aber ich kannte ihn kaum und war überrascht, als er durch die Bar watschelte, mich mit seinem sabbernden Himbeermund auf die Wange küsstete und sagte: »Ich muss lachen. Immer, wenn ich an Denny denke, muss ich lachen. Er hätte auch gelacht. So zu sterben! Das konnte nur Denny passieren.« Mimi zog die gezupften Augenbrauen hoch. »Ach. Das wusstest du nicht? Der Entzug war schuld. Wenn er dabeibleiben wäre, hätte er noch zwanzig Jahre leben können. Aber der Entzug hat ihn umgebracht. Er saß auf dem Klo und wollte scheißen, da hat sein Herz versagt.« Laut Mimi wurde Denny auf dem protestantischen Friedhof in der Nähe von Rom beigesetzt – aber als ich im folgenden Frühjahr dort sein Grab suchte, konnte ich es nicht finden.

* * *

Viele Jahre lang war ich Venedig sehr zugetan, und ich habe dort zu allen Jahreszeiten gelebt, wobei ich den Spätherbst und den Winter vorzog, wenn der Nebel vom Meer

über die Piazzen zieht und das silbrige Rauschen der Gondelglöckchen die verschleierten Kanäle kräuselt. Ich verbrachte dort meinen gesamten ersten europäischen Winter und hauste in einer kleinen, ungeheizten Wohnung im obersten Stock eines Canale-Grande-Palazzo. Ich habe noch nie solch eine Kälte erlebt. Es gab Zeiten, da hätten Chirurgen meine Arme und Beine amputieren können, ohne dass ich den geringsten Schmerz gespürt hätte. Trotzdem war ich nicht unglücklich, denn ich war überzeugt, das Buch, an dem ich arbeitete, *Schlaflose Millionen*, sei ein Meisterwerk. Jetzt weiß ich, was es war – eine Stümperei aus surrealistischer Prosa, gekocht nach einem Vicki-Baum-Rezept. Obwohl es mir die Schamröte ins Gesicht treibt, nur der Vollständigkeit halber, es handelte von ungefähr einem Dutzend Amerikaner (ein in Scheidung lebendes Paar, ein vierzehnjähriges Mädchen in einem Motelzimmer mit einem jungen und reichen und hübschen männlichen Voyeur, ein masturbierender Marinegeneral usw.), deren Lebenspfade nur durch den Umstand miteinander verbunden waren, dass sie sich alle im Fernsehen einen Nachtfilm ansahen.

Ich arbeitete jeden Tag von neun Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags an diesem Buch, und um drei machte ich mich, ganz egal, wie das Wetter war, auf den Weg und lief durch das venezianische Labyrinth, bis es dunkelte und Zeit wurde, Harry's Bar aufzusuchen, aus der Kälte hineinzuschneien in die Kaminfeuergastlichkeit von Mr. Ciprianis winzigem Gourmetpalast. Harry's ist im Winter ein völlig anderes Irrenhaus als sonst im Jahr – ebenso überlaufen, aber um Weihnachten herum gehört das

Lokal nicht den Engländern und Amerikanern, sondern einer exzentrischen, ortsansässigen Aristokratie, bleiche, geckenhafte junge Grafen und knarrende Principessas, Einwohner, die nie vor Ende Oktober einen Fuß in das Etablissement setzen, wenn das letzte Ehepaar aus Ohio abgereist ist. Jeden Abend gab ich im Harrys acht oder neun Dollar aus – für Martinis und Shrimps-Sandwiches und Teller, vollgehäuft mit grünen Nudeln und Sauce Bolognese. Obwohl mein Italienisch nie besonders war, gewann ich viele Freunde und könnte von so manchen tollen Zeiten berichten (aber, wie ein alter Bekannter aus New Orleans immer sagte: »Jungchen, ich will gar nicht erst davon anfangen!«).

Die einzigen Amerikaner, denen ich im Winter dort begegnete, waren Peggy Guggenheim und George Arvin, Letzterer ein hochbegabter amerikanischer Maler, der aussah wie ein stoppelhaariger blonder Basketballtrainer; er liebte einen Gondoliere und lebte seit Jahren in Venedig mit dem Gondoliere und dessen Frau und Kindern zusammen (irgendwie endete dieses Arrangement schließlich, was Arvin dazu bewegte, in ein italienisches Kloster einzutreten, wo er, wie ich höre, inzwischen zu den Ordensbrüdern zählt).

* * *

Erinnern Sie sich noch an meine Frau Hulga? Wenn Hulga nicht gewesen wäre, die Tatsache, dass wir dem Gesetz nach ein Ehepaar waren, hätte ich unter Umständen die alte Guggenheim heiraten können, obwohl sie

mindestens dreißig Jahre älter war als ich. Und wenn ich sie geheiratet hätte, dann nicht, weil sie mich reizte – ganz zu schweigen von ihrer Angewohnheit, mit dem Gebiss zu klappern, oder von ihrer fatalen Ähnlichkeit mit dem Komiker Bert Lahr. Es war angenehm, einen venezianischen Winterabend in dem gedrungenen weißen Palazzo dei Leoni zu verbringen, wo sie mit elf tibetanischen Terriern und einem schottischen Butler lebte, der es nicht lassen konnte, ständig nach London zu fliegen, um sich mit seinem Liebsten zu treffen, ein Umstand, über den sich seine Dienstherrin nicht beklagte, denn sie war ein Snob und der Liebste angeblich Prinz Philipps Kammerdiener; angenehm, den guten Rotwein der Dame zu trinken und zuzuhören, wie sie sich laut an ihre Ehen und Affären erinnerte – ich war erstaunt, in dieser Gigolo-Brigade den Namen Samuel Beckett zu hören. Ein seltsameres Paar ließ sich schwer vorstellen, die reiche und weltliche Jüdin und der mönchische Autor von *Molloy* und *Warten auf Godot*. Das gibt einem über Beckett und seine anmaßende, distanzierte Strenge zu denken. Denn am Hungertuch nagende, unveröffentlichte Literaten, was Beckett zur Zeit der Liaison war, nehmen sich nicht hässliche amerikanische Kupfererinnen zu Geliebten, ohne noch etwas anderes als Liebe im Sinn zu haben. Ich selbst wäre normalerweise, ungeachtet meiner Bewunderung für sie, an ihren Zechinen recht interessiert gewesen, und der einzige Grund, warum ich meinem Ruf nicht gerecht wurde und ihr keine davon abzuluchsen versuchte, war meine Selbstherrlichkeit, die mir völlig den Verstand geraubt hatte; alles würde mir zu Gebote

stehen, sobald die *Schlaflosen Millionen* den Buchmarkt erschütterten.

Nur, dass sie den Buchmarkt nie erblickten.

Im März, als ich das Manuskript beendet hatte, schickte ich eine Abschrift an meine Agentin Margo Diamond, eine pockennarbige Altlesbe, die von einer anderen Klientin, meiner verflossenen Geliebten Alice Lee Langman, dazu überredet worden war, sich meiner anzunehmen. Margo antwortete, sie habe den Roman dem Verleger meines ersten Buches, *Erhörte Gebete*, anempfohlen. »Ich habe das jedoch«, schrieb sie mir, »aus reiner Gefälligkeit getan, und falls er ihn ablehnt, werden Sie sich leider eine andere Agentin suchen müssen, da ich glaube, weder in Ihrem, noch in meinem Interesse zu handeln, wenn ich Sie weiterhin vertrete. Ich muss zugeben, dass Ihr Verhalten gegenüber Miss Langman, die haarsträubende Weise, in der Sie ihr ihre Großzügigkeit vergolten haben, meine Meinung beeinflusst hat. Trotzdem wäre das für mich kein ernsthafter Hinderungsgrund, wenn ich die Überzeugung hegte, Sie besäßen ein Talent, das um jeden Preis gefördert werden muss. Doch dieser Überzeugung bin ich nicht und bin es auch nie gewesen. Sie sind keine überragende Begabung – und wenn Sie keine überragende Begabung sind, dann müssen Sie wenigstens Ansätze dazu zeigen, ein Schriftsteller werden zu wollen, der sein Handwerk beherrscht. Aber ein offenkundiger Mangel an Disziplin, eine beständige Unausgewogenheit deuten darauf hin, dass dieses Handwerk Sie überfordert. Warum schlagen Sie nicht, solange Sie noch jung sind, einen anderen Beruf ein?«

Verdammte Fotzenleckerin! Mann (dachte ich), wird die sich in den Arsch beißen! Und sogar, als ich in Paris ankam und beim American Express einen Brief des Verlegers vorfand, der das Buch ablehnte (»Zu unserem Bedauern sind wir zu der Meinung gelangt, wir würden Ihnen einen schlechten Dienst erweisen, Sie als Romanautor mit einem so mühsamen Konstrukt wie *Schlaflose Millionen* vorzustellen ...«) und mich fragte, was er nun mit dem Manuskript anfangen sollte, sogar dann geriet mein Glaube noch nicht ins Wanken: ich nahm nur an, da ich Miss Langman verlassen hatte, machten ihre Freunde mich nun zum Opfer eines literarischen Lynchmordes.

Ich hatte von meinen diversen Gaunereien und Geschäften vierzehntausend Dollar übrig, und ich wollte nicht in die Staaten zurückkehren. Aber mir schien keine andere Wahl zu bleiben, nicht, wenn ich *Schlaflose Millionen* veröffentlicht sehen wollte: es würde unmöglich sein, das Buch aus solch einer Entfernung und ohne einen Agenten unterzubringen. Ein ehrlicher und tüchtiger Agent ist schwerer zu finden als ein anständiger Verleger. Margo Diamond gehörte zu den besten: sie stand mit den Mitarbeitern jener versnobten Käseblättchen wie der *New York Times Book Review* auf ebenso vertrautem Fuße wie mit den Redakteuren vom *Playboy*. Vielleicht glaubte sie ja, ich sei unbegabt, aber in Wirklichkeit war es natürlich Eifersucht – denn diese Fischliebhaberin hatte der Langman schon immer selbst an die Muschi gewollt. Die Aussicht, nach New York zurückzukehren, brachte jedoch meinen Magen mit Achterbahnheftig-

keit ins Schlingern. Ich hatte das Gefühl, diese Stadt, in der ich jetzt keine Freunde mehr, aber dafür viele Feinde hatte, nie wieder betreten zu können, es sei denn, begleitet von den Marschkapellen und dem Konfetti des Erfolgs. Mit eingezogenem Schwanz und einem unverkauften Roman im Gepäck heimzukehren, erforderte jemanden von entweder weniger oder mehr Charakter, als ich besaß.

Zu den kläglichsten Stammesgenossen dieses Planeten, trauriger als ein Häufchen unbehauster Eskimos, die sich durch sieben Monate Winternacht hungern, zählen jene Amerikaner, die es vorziehen, sei es aus Eitelkeit oder aus sogenannten ästhetischen Gründen oder aufgrund von sexuellen oder finanziellen Problemen, aus dem Exil einen Beruf zu machen. Ein Jahr ums andere zu überstehen, dem Frühling von Taroudant im Januar über Taormina und Athen bis nach Paris im Juni hinterherzuziehen, ist ihnen Anlass genug, sich in Positur zu werfen und mit einer besonderen Leistung zu brüsten. Und es ist wirklich eine Leistung, wenn man wenig Geld hat oder, wie die meisten der Bezieher von heimatlichen Monatswechseln, »gerade genug zum Leben«. Wenn man jung ist, geht das einige Jahre lang gut – aber jene, die es über das Alter von fünfundzwanzig oder höchstens dreißig hinaus betreiben, müssen erfahren, dass ihr Paradies nur eine Kulisse ist, ein Vorhang, der beim Aufgehen den Blick auf Feuer und Mistgabeln freigibt.

Genau in diese fußlahme Karawane geriet ich nach und nach hinein, auch wenn es eine Weile dauerte, bis ich begriff, was mir passiert war. Als es Sommer wurde

und ich beschloss, nicht heimzukehren, sondern zu versuchen, mein Buch unterzubringen, indem ich es an verschiedene Verlage schickte, begannen meine von rasenden Kopfschmerzen begleiteten Tage mit mehreren Pernods auf der Terrasse vom Deux Magots; danach überquerte ich den Boulevard zu *choucroute* und Bier, viel Bier, in der Brasserie Lipp, gefolgt von einer Siesta in meinem hellen Zimmerchen mit Seine-Blick im Hotel Quai Voltaire. Das richtige Trinken fing gegen sechs an, wenn ich ein Taxi zum Ritz nahm, wo ich die frühen Abendstunden damit verbrachte, an der Bar Martinis zu schnorren; wenn ich da nichts aufriss, eine Einladung zum Dinner von einem verkappten Homo oder gelegentlich von zwei allein reisenden Damen oder vielleicht von einem naiven amerikanischen Ehepaar, aß ich für gewöhnlich nichts mehr. Meiner Schätzung nach habe ich an Nährwerten weniger als fünfhundert Kalorien pro Tag zu mir genommen. Aber Alkohol, besonders die ekelhaften Schwenker voll Calvados, die ich jede Nacht in schrägen senegalesischen Schuppen und in Schwulenbars schluckte, im Le Fiacre und Mon Jardin und Madame Arthur's und im Bœuf-sur-le-Toit, gaben mir trotz meines zerfallenden Innenlebens ein wohlbeleibtes, kräftiges Aussehen. Doch trotz des katastrophalen Katers jeden Morgen und der ständigen Kaskaden von Übelkeit hatte ich seltsamerweise den Eindruck, mich verdammt gut zu amüsieren, die lehrreichen Erfahrungen zu sammeln, die ein Künstler braucht – und tatsächlich durchdrangen einige der Menschen, denen ich auf meinen Sauftouren begegnete, die Calvadosnebel,

um ihren Namenszug unauslöschlich meinem Gedächtnis einzuschreiben.

* * *

Was uns zu Kate McCloud bringt. Kate! McCloud! Meine Liebe, meine Qual, meine Götterdämmerung, mein ganz eigener *Tod in Venedig*: unentrinnbar, gefährlich wie die Viper an Cleopatras Busen.

Es war Spätherbst in Paris; ich war dorthin zurückgekehrt, nachdem ich mehrere unnüchterne Monate in Tanger verbracht hatte, die meisten davon als Stammgast von Jay Hazlewoods Le Parade, ein todschicker kleiner Laden, geleitet von einem freundlichen und schlaksigen Burschen aus Georgia, der ein bescheidenes Vermögen damit gemacht hatte, heimwehkranke Amerikaner mit anständigen Martinis und Riesenhamburgern zu bewirten; außerdem servierte er den bevorzugten seiner ausländischen Kunden die Hintern von arabischen Knaben und Mädchen – natürlich ohne Aufschlag, ganz auf Kosten des Hauses.

Eines Abends begegnete ich an der Bar im Parade jemandem, der einen ungeheuren Einfluss auf zukünftige Ereignisse haben sollte. Er hatte glatt angekämmte, in der Mitte gescheitelte blonde Haare, wie auf einer Haarwasserreklame aus den zwanziger Jahren; er war adrett und sommersprossig und von frischer Farbe; er verfügte über ein gutes Lächeln und gesunde Zähne, wenn auch ein paar zu viel davon. Eine seiner Taschen steckte voller Haushaltsstreichhölzer, die er mit dem Daumennagel an-

zündete. Er war um die vierzig, Amerikaner, aber mit einem jener irgendwie verkehrten Akzente, wie man sie von Leuten hört, die es gewohnt sind, mehrere Sprachen zu sprechen: es ist keine Affektiertheit, sondern eher ein undefinierbarer Sprachfehler. Erkaufte mir einige Drinks, und wir machten ein paar Würfelspiele; später fragte ich Jay Hazlewood nach ihm.

»Ein Niemand«, nölte Jay in seinem trügerisch gemütlichen Tonfall. »Jedenfalls heißt er Aces Nelson.«

»Ja, aber was macht er?«

Jay sagte, und zwar sehr feierlich: »Er ist ein Freund der Reichen.«

»Weiter nichts?«

»Nichts? Verdammte Hacke!«, sagte Jay Hazlewood. »Wenn du ein Freund der Reichen bist und davon leben musst, dann ist jeder Tag härter als ein ganzer Monat für zwanzig in Ketten schuftende Nigger.«

»Wie in aller Welt schafft man es, davon zu leben?«

Hazlewood riss das eine Auge weit auf und kniff das andere zusammen, als fiele er auf solch eine Fangfrage nicht herein; dabei wollte ich ihn gar nicht auf den Arm nehmen. Ich verstand es wirklich nicht.

»Na, wie schon«, sagte er, »es gibt viele Schmarotzer wie Aces Nelson. Er ist nichts Besonderes. Außer dass er's ein bisschen geschickter anstellt als die meisten. Aces ist ganz in Ordnung. Vergleichsweise. Er kommt zwei bis drei Mal im Jahr in Tanger vorbei, immer auf jemandes Jacht; jeden Sommer verbringt er damit, von einer Jacht auf die andere zu wechseln – von der Gaviota auf die Siesta, die Christina, die Sister Anne, die Creole und wie sie alle

heißen. Den Rest des Jahres über ist er oben in den Alpen – in St. Moritz oder Gstaad. Oder auf den Westindischen Inseln. Antigua. Lyford Cay. Mit Zwischenstopps in Paris, New York, Beverly Hills und Grosse Pointe. Aber wo er auch ist, er macht immer dasselbe. Er rackert sich für sein Abendessen ab. Mit Spielen – von mittags bis in die frühen Morgenstunden. Bridge, Rommee, Dreierpoker. Maumau. Backgammon. Muss immer strahlen. Seine Jacketkronen blitzen lassen. Die Lebegreise in ihren hochseetüchtigen Salons bei Laune halten. So verdient er sich sein Taschengeld. Den Rest macht er damit, Weiber jeden Alters und Hungers zu bumsen – reiche Mösen mit Ehemännern, denen es scheißegal ist, wer sie pimpert, so lange sie nicht selbst ranmüssen.«

Jay Hazlewood rauchte nie: Als echter Sohn der Berge von Georgia kaute er Kautabak. Jetzt spie er einen braunen Strom in seinen privaten Spucknapf. »Harte Arbeit? Ich muss es wissen. Denn ich habe alles gefickt, bis hin zu Kobras. So hab ich die Peseten zusammenbekommen, um diese Bar aufzumachen. Aber ich hab's für mich selbst getan. Um etwas aus mir zu machen. Aces, der hat sich in diesem Leben verirrt. Im Moment ist er mit Babs Bande hier.«

Tanger ist eine weiße kubistische Skulptur an einem Berghang mit Blick auf die Straße von Gibraltar. Wenn man vom Gipfel des Berges herabsteigt, gelangt man durch einen Mittelstandsvorort mit hässlichen mediterranen Villen zur »modernen« Stadt, einem bratenden Miasma aus überbreiten Boulevards und betonfarbenen Hochhäusern, und zu dem verkommenen Laby-

rinth der am Meer gelegenen Kasbah. Abgesehen von denen, die sich zu vermutlich legalen Geschäften dort aufzuhalten, hat praktisch jeder der Ausländer, die sich in Tanger eingenistet haben, das aus wenigstens einem, wenn nicht aus allen von vier Gründen getan: die problemlose Verfügbarkeit von Rauschgiften, wollüstigen jugendlichen Prostituierten und Steuerschlupflöchern und/oder weil er so unerwünscht ist, dass keine Stadt nördlich von Port Said ihn aus dem Flughafen heraus- oder von einem Schiff herunterlässt. Es ist eine langweilige Stadt, in der alle wesentlichen Risiken ausgeräumt worden sind.

Zu jener Zeit gab es fünf Königinnen, die in der Kasbah regierten: zwei Engländer und drei Amerikanerinnen. Zu den Letzteren zählte Eugenia Bankhead – eine Frau, so originell wie ihre Schwester Tallulah, eine Person, die im Halbdunkel des Hafens ihren eigenen irren Sonnenschein verbreitete. Und Jane Bowles, dieser geniale Kobold, diese lachende, übermütige, Folterqualen leidende Elfe. Inzwischen heimgegangen, ist sie die Autorin eines ebenso großartigen wie unheimlichen Romans, *Zwei sehr ernsthafte Damen*, und eines einzigen Theaterstücks, *Im Sommerhaus*, auf das diese Beschreibung genauso passt, und wohnte damals in einem winzig kleinen Kasbah-Haus, von so geringen Maßen und niedrigen Decken, dass man fast kriechen musste, um von einem Zimmer ins andere zu gelangen; sie lebte dort mit ihrer maurischen Geliebten, der berühmten Cherifa, einer groben alten Bauersfrau, die auf dem größten von Tangers Märkten unter freiem Himmel über die Kräuter und die seltenen Ge-

würze gebot – eine stachelige Person, die nur von einem so witzigen und zu extremer Verschrobenheit neigenden Genie wie Mrs. Bowles ertragen werden konnte. (»Aber«, sagte Jane mit engelhaftem Lachen, »ich liebe Cherifa eben. Cherifa liebt mich nicht. Wie sollte sie auch? Eine Schriftstellerin? Eine verkrüppelte Jüdin aus Ohio? Sie denkt einzig und allein ans Geld. An mein Geld. Das wenige, das ich habe. Und an das Haus. Und wie sie das Haus kriegen kann. Mindestens alle sechs Monate versucht sie ganz ernsthaft, mich zu vergiften. Und ich glaube nicht, dass ich an Verfolgungswahn leide. Es ist wirklich wahr.«)

Mrs. Bowles' Puppenhaus war das Gegenteil des von Mauern umgebenen Palastes, der der dritten angestammten Königin des Viertels gehörte, der Billigkaufhaus-Maharani Barbara Hutton – der Ma Barker von Babs Bande, um Jay Hazlewood zu zitieren. Mit einem Gefolge von zeitweiligen Ehemännern, momentanen Liebhabern und sonstigen Begleitern unklarer (wenn überhaupt einer) Funktion residierte sie in ihrem marokkanischen Anwesen jedes Jahr ungefähr einen Monat lang. Zerbrechlich, überängstlich, wagte sie sich selten aus dessen Mauern hinaus, und nur außerordentlich wenige Ortsansässige wurden je hereingebeten. Heimatlos streunend – heute Madrid, morgen Mexiko –, begab sich Miss Hutton nie auf Reisen, sondern überquerte nur irgendwelche Landesgrenzen, wobei sie stets vierzig Schrankkoffer und ihre geschlossene Welt mit sich herumschleppte.

* * *

»He, Sie! Hätten Sie Lust auf eine Party?« Aces Nelson! Sein Zuruf erreichte mich von einer Cafe-Terrasse auf dem Petit Socco, einer Piazza in der Kasbah, wo rund um die Uhr das Leben tobt; jetzt war es nach Mitternacht.

»Da, bitte«, sagte Aces, aus reiner, nicht von Rauschgift erzeugter guter Laune; er trank tatsächlich nur arabischen Tee. »Ich habe ein Geschenk für Sie.« In seinen Händen hielt er ein sich windendes, dickbäuchiges Hundebaby, ein Weibchen, niggerbraun, nickerkraus, mit weißen Ringen um die großen, verängstigten Augen – wie bei einem Panda, eine Art von Ghetto-Panda. Aces sagte: »Ich hab sie vor fünf Minuten einem spanischen Matrosen abgekauft. Er ging einfach vorbei mit diesem komischen Ding in der Tasche von seinem Kolani. Kopf guckte raus. Und ich sah diese entzückenden Augen. Und diese entzückenden Ohren – sehen Sie, eins hängt runter, das andere steht hoch. Ich hab nachgefragt, und er sagte, seine Schwester hätte ihn beauftragt, das kleine Ding an Mr. Wu zu verkaufen, den Chinesen, der gebraute Hunde isst. Also hab ich ihm hundert Peseten geboten, *et voilà*.« Aces drängte mir den kleinen Hund auf, wie eine Bettlerin in Kalkutta einem ihr krankes Kleinkind hinhält. »Mir war gar nicht klar, warum ich das Tierchen gekauft habe, bis ich Sie gesehen habe. Über den Socco schlendernd. Mr. ... Jones? Richtig? Hier, Mr. Jones, nehmen Sie sie. Ihr beide braucht einander.«

Hunde, Katzen, kleine Kinder, ich hatte noch nie ein Wesen gehabt, das von mir abhängig war; meine eigenen

Windeln zu wechseln, kostete mich bereits mehr als genug Zeit. Also sagte ich: »Vergessen Sie's. Geben Sie sie dem Chinesen.«

Aces richtete seinen Spielerblick auf mich. Er setzte die kleine Hündin mitten auf den Cafetisch, wo sie einen Augenblick traumatisch zitternd stehen blieb und sich dann hinhockte, um zu pinkeln. Aces! Du Mistkerl. *Die Nonnen. Das Steilufer mit Blick auf St. Louis.* Ich hob sie hoch, wickelte sie in einen Lanvin-Schal, den mir Denny Fouts vor langer Zeit geschenkt hatte, und drückte sie an mich. Sie hörte auf zu zittern. Sie schnupperte, seufzte und schlief ein.

Aces sagte: »Und wie werden Sie sie nennen?«

»Töle.«

»Ach? Da ich euch zusammengebracht habe, könnten Sie sie wenigstens Aces nennen.«

»Töle. Wie dieses Viech. Wie Sie. Wie ich. Töle.«

»Er lachte. »Alors. Aber ich habe Ihnen eine Party versprochen, Jones. Mrs. Cary Grant hat heute Abend Aufsicht. Es wird also stinklangweilig. Aber trotzdem.«

Aces nannte die Huttontottin (eine Prägung von Winchell), zumindest hinter ihrem Rücken, immer nur Mrs. Cary Grant: »Eigentlich aus Respekt. Er war nämlich der einzige ihrer Ehemänner, der den Titel verdiente. Er hat sie angebetet; aber sie musste ihn ja verlassen: einen Mann, der nicht hinter ihrem Geld her ist, den kann sie nicht verstehen, dem traut sie nicht.«

* * *

Ein zwei Meter zehn großer Senegalese in weißer Djellaba und karmesinrotem Turban öffnete ein eisernes Tor; man betrat einen Garten, wo im Laternenlicht Judasbäume blühten und der betäubende Duft von Tuberosen die Luft erfüllte. Wir gelangten in einen Raum, gleich belebt von Licht, das durch filigrane, elfenbeinerne Wandschirme gefiltert wurde. Brokatbezogene Polsterbänke, überhäuft mit Brokatkissen von seidigem zitronengelbem, silbernem und scharlachrotem Luxus, säumten die Wände. Überall standen hübsche Messingtische, auf denen Kerzen flackerten und Sektkübel schwitzten; der Fußboden, dick belegt mit einander überlappenden Teppichen von den Weibern in Fes und Marrakesch, wirkte wie ein sonderbarer Teich aus uralten, verschlungenen Farben.

Die Gäste waren nicht sehr zahlreich und alle gedämpfter Stimmung, als warteten sie nur darauf, dass die Gastgeberin sich zurückzog, um dem Frohsinn freien Lauf zu lassen – ganz wie geduckte Höflinge, bevor die Majestäten sich in ihre Privatgemächer zurückziehen.

Ebenjene Gastgeberin, in grünem Sari und einer Kette aus dunklen Smaragden, lagerte auf vielen Kissen. Ihre Augen hatten die Leere, die man oft bei lange inhaftierten Personen beobachtet, und, wie ihre Smaragde, eine mineralische Härte. Sie sahen offenbar nur das, was ihre Besitzerin sehen wollte: sie erblickte mich, nahm aber keinerlei Notiz von dem Hund, den ich auf dem Arm trug.

»Ach, Aces, mein Lieber«, sagte sie mit hauchiger, leiser Stimme. »Wen hast du denn jetzt wieder aufgetrieben?«

»Das ist Mr. Jones. P. B. Jones, wenn ich recht informiert bin.«

»Und Sie sind ein Dichter, Mr. Jones. Denn ich bin selbst Dichterin und merke es anderen stets an.«

Und doch war sie auf eine rührende, abgezehrte Art recht hübsch – was davon beeinträchtigt wurde, dass sie ständig von Schmerzen bedroht zu sein schien. Ich erinnerte mich daran, in einer Sonntagsbeilage gelesen zu haben, dass sie als junge Frau mollig gewesen war, ein pummeliges Mauerblümchen, und dass sie, einer modischen Diät folgend, ein oder zwei Bandwürmer geschluckt hatte; und jetzt fragte man sich angesichts dieser verhungerten Hagerkeit, dieser Flederwischzerbrechlichkeit, ob diese Würmer nicht immer noch wohlgenährte Kostgänger und für die Hälfte ihres gegenwärtigen Gewichts verantwortlich waren. Offenbar las sie in meinen Gedanken: »Es ist doch zu dumm, ich bin so dünn, dass ich zu schwach bin, um zu laufen. Ich muss überallhin getragen werden. Glauben Sie mir, ich würde Ihre Gedichte gern lesen.«

»Ich bin kein Dichter. Ich bin Masseur.«

Sie zuckte zusammen. »Prellungen! Ein Blatt fällt herunter, und ich habe einen blauen Fleck.«

Aces sagte: »Sie haben mir doch erzählt, Sie seien Schriftsteller.«

»Bin ich auch. War ich. Sozusagen. Aber wie es scheint, bin ich als Schriftsteller nicht so gut wie als Masseur.«

Miss Hutton beriet sich mit Aces; es war, als flüsterten beide mit den Augen.

Sie sagte: »Vielleicht kann er Kate helfen.«

Er sagte, sich an mich wendend: »Sind Sie frei, zu reisen?«

»Gut möglich. Ich mache ja nicht viel anderes.«

»Wann können Sie sich mit mir in Paris treffen?«, fragte er, plötzlich sachlich, ein Geschäftsmann.

»Morgen.«

»Nein. Nächste Woche. Donnerstag. Ritz-Bar. Rue-Cambon-Seite. Ein Uhr fünfzehn.«

Die Erbin seufzte in die daunengefüllten Brokatkissen. »Armer Junge«, sagte sie und pochte mit gekrümmten, üppig lackierten, aprikosenfarbenen Fingernägeln an ein Champagnerglas, das Zeichen für den senegalesischen Diener, sie hochzuheben und davonzutragen, die blau geflieste Treppe hinauf in Kaminfeuer-Gemächer, wo Morpheus, immer ein Quälgeist für die Zornigen, die Beleidigten, aber besonders für die Reichen und Mächtigen, sie freudig zum Versteckspiel erwartete.

* * *

Ich verkaufte einen Saphirring, auch ein Geschenk von Denny Fouts, der ihn seinerseits als Geburtstagsgeschenk von seinem griechischen Prinzen erhalten hatte, an Dean, den Mulatten, dem Dean's Bar gehörte, dem wichtigsten Kokurrenten vom Le Parade im Gunstgewerbe für die *haute-monde-Kolonie*. Ich gab ihn halb umsonst her, aber er flog mich und Tôle nach Paris – Tôle verbrachte den Flug in einer Reisetasche der Air France.

Am Donnerstag, Punkt ein Uhr fünfzehn, spazierte ich in die Ritz-Bar, wobei ich immer noch Tôle in ihrer Stofftasche mitschleppte, denn sie hatte sich geweigert, in dem billigen Hotelzimmer allein zu bleiben, das wir in der

Rue du Bac bezogen hatten. Aces Nelson, die Haare glatt und so glänzend wie seine Laune, erwartete uns an einem Ecktisch.

Er streichelte den Hund und sagte: »Welche Überraschung. Ich hätte nicht gedacht, dass Sie tatsächlich kommen.«

Ich gab nur zur Antwort: »Hoffentlich lohnt es sich.«

Georges, der Chefbarkeeper im Ritz, ist ein Daiquiri-Spezialist. Ich bestellte einen doppelten Daiquiri, Aces ebenso, und während sie gemixt wurden, fragte Aces: »Was wissen Sie über Kate McCloud?«

Ich zuckte die Achseln. »Nur das, was ich in der Sensationspresse gelesen habe. Kann sehr gut mit Gewehren umgehen. Hat sie nicht einen weißen Leoparden geschossen?«

»Nein«, sagte er nachdenklich. »Sie war auf einer Safari in Indien, und sie hat auf einen Mann geschossen, der einen weißen Leoparden erlegt hatte – zum Glück nicht mit Todesfolge.«

Die Cocktails wurden serviert, und wir tranken sie, ohne ein weiteres Wort zu wechseln, nur unterbrochen von Töles Fiepsern. Ein guter Daiquiri ist angenehm säuerlich und leicht süß; ein schlechter ist reine Salzsäure. Georges kannte den Unterschied. Also bestellten wir noch zwei, und Aces sagte: »Kate hat eine Wohnung hier im Hotel, und nachdem wir geredet haben, möchte ich, dass Sie sie kennenlernen. Sie erwartet uns. Aber erst möchte ich Ihnen von ihr erzählen. Haben Sie Appetit auf ein Sandwich?«

Wir bestellten einfache Huhnsandwiches, die einzige

Sorte, die in der Ritz-Bar, Cambon-Seite, zur Verfügung stand. Aces sagte: »Ich hatte am Choate einen Zimmergenossen – Harry McCloud. Seine Mutter war eine Otis aus Baltimore, und sein Vater besaß einen Großteil von Virginia – besonders ein großes Stück Land in Middleburg, wo er Pferde züchtete. Harry war ein fanatischer, stets um den Vorrang kämpfender und sehr eifersüchtiger Bursche. Aber bei jemandem, der so reich und so sportlich ist und so gut aussieht – da kommen nicht viele Beschwerden. Alle hielten ihn für völlig normal, bis auf diese eine seltsame Sache – immer wenn die Jungs anfingen, über Sex zu quatschen, über Mädchen, die sie gebumst hatten oder bumsen wollten, all das Zeug, dann hielt Harry den Mund. Die ganzen zwei Jahre über, in denen wir das Zimmer teilten, hatte er nie ein Rendezvous, hat er nie ein Mädchen erwähnt. Einige der Jungs sagten, vielleicht sei Harry schwul. Aber ich wusste, das stimmte nicht. Es war wirklich ein Rätsel. Schließlich haben wir uns in der Woche vor der Abschlussfeier mit viel Bier die Nase begossen – ach, süße siebzehn –, und ich hab ihn gefragt, ob seine ganze Familie zur Feier kommt, und er hat gesagt: ›Mein Bruder. Und Mom und Dad.‹ Dann hab ich gesagt: ›Und was ist mit deiner Freundin? Ach, das hab ich vergessen. Du hast ja gar keine Freundin.‹ Er hat mich ganz lange angesehen, als überlegte er, ob er mir eine runterhauen und gar nicht auf mich eingehen sollte. Endlich lächelte er; es war das grimmigste Lächeln, das ich je auf einem menschlichen Gesicht gesehen habe. Ich kann's nicht erklären, aber es hat mich geschockt; am liebsten hätte ich geweint. ›Doch. Ich habe eine Freun-

din. Niemand weiß das. Weder ihre Familie noch meine. Aber wir sind seit drei Jahren verlobt. Sowie ich einundzwanzig bin, werde ich sie heiraten. Im Juli werde ich achtzehn, und dann würde ich sie heiraten. Aber das geht nicht. Sie ist erst zwölf Jahre alt.«

»Die meisten Geheimnisse sollten nie ausgeplaudert werden, besonders nicht jene, die für den Zuhörer bedrohlicher sind als für den Erzähler; ich hatte Angst, Harry könnte mir übelnehmen, dass ich ihm dieses Geständnis entlockt oder, sagen wir, zugelassen hatte. Aber sobald er davon angefangen hatte, gab es kein Halten mehr. Er redete konfus, mit der Konfusion eines Besessenen: der Vater des Mädchens, ein Mr. Mooney, war irischer Einwanderer, eine richtige Sumpfratte aus der Grafschaft Kildare, und erster Stallbursche auf der Middleburg-Farm der McClouds. Das Mädchen, also Kate, war eins von fünf Kindern, alles Mädchen und alle potthässlich. Bis auf die Jüngste, Kate. ›Als ich sie zum ersten Mal sah – na ja, wahrnahm, da war sie sechs oder sieben. Alle Mooney-Kinder hatten rote Haare. Aber *ihre* Haare! Sogar ganz kurz geschnitten, wie bei einem kleinen Jungen. Sie war eine großartige Reiterin. Wenn sie auf einem Pferd saß, vollführte es Sprünge, dass einem das Herz stehen blieb.«

»Die McCloud-Eltern hatten zwei Söhne, Harry und dessen jüngeren Bruder Wynn. Aber sie hatten sich immer eine Tochter gewünscht, und nach und nach, ohne Widerstand von der Familie des Mädchens, nahmen sie Kate in ihre Mitte auf. Mrs. McCloud war eine gebildete Frau, sprach mehrere Sprachen, war sehr musikalisch und sammelte Kunst. Sie brachte Kate Französisch und

Deutsch bei und gab ihr Klavierunterricht. Vor allem entfernte sie alle irischen Schnitzer aus Kates Sprache. Mrs. McCloud kleidete sie ein, und wenn die Familie Ferien in Europa machte, wurde Kate mitgenommen. »Ich habe nie eine andere geliebt«, sagte Harry. »Vor drei Jahren habe ich sie gebeten, mich zu heiraten, und sie hat mir versprochen, nie einen anderen zu heiraten. Ich habe ihr einen Brillantring geschenkt. Den habe ich aus der Schmuckschatulle meiner Großmutter gestohlen. Meine Großmutter kam zu dem Schluss, dass sie ihn verloren hatte. Sie verlangte sogar von der Versicherung eine Entschädigung. Kate bewahrt den Ring in einem Schrankkoffer versteckt auf.««

Als die Sandwiches kamen, schob Aces seines fort und rauchte lieber eine Zigarette. Ich aß die Hälfte von meinem und verfütterte den Rest an Töle.

»Und tatsächlich hat Harry McCloud vier Jahre später dieses außergewöhnliche Mädchen, das kaum sechzehn war, geheiratet. Ich war auf der Hochzeit – die Trauung fand in der Episkopalkirche von Middleburg statt – und sah die Braut zum ersten Mal, als sie am Arm ihres kleinen Sumpfrattenvaters den Gang herunterkam. Die Wahrheit ist, *sie war eine Art Fabelwesen*. Die Anmut, die Haltung, die natürliche Autorität: egal, wie alt, sie war einfach eine überragende Schauspielerin. Sind Sie ein Fan von Raymond Chandler, Jones? Ah, gut, gut. Ich halte ihn für einen bedeutenden Schriftsteller. Jedenfalls erinnerte mich Kate Mooney an eine dieser geheimnisvollen, rätselhaften, jungen, reichen Raymond-Chandler-Heldinnen. Ach, aber mit viel mehr Klasse. Chandler hat mal von

einer seiner Heldinnen geschrieben: »Es gibt Blondinen, und dann noch – Blondinen.« Wie wahr; aber auf Rothaarige trifft das sogar noch stärker zu. An Rothaarigen ist immer irgendwas falsch. Die Haare sind kraus, oder sie haben die falsche Farbe, zu dunkel und derb oder zu blass und matt. Und die Haut – sie verträgt die Elemente nicht: Wind, Sonne, alles verfärbt sie. Eine wirklich schöne Rothaarige ist seltener als ein makelloser, taubenblutroter 40-Karat-Rubin – oder auch als einer mit kleinen Fehlern. Aber nichts davon traf auf Kate zu. Ihre Haare waren wie ein Wintersonnenuntergang, das Aufleuchten des letzten, blassen Abendrots. Die einzige Rothaarige mit einem Teint wie dem ihren, die mir je begegnet ist, das ist Pamela Churchill. Aber Pam ist schließlich Engländerin und inmitten taufeuchten englischen Nebels aufgewachsen, den sich jeder Hautarzt auf Flaschen ziehen sollte. Und was Harry McCloud über ihre Augen gesagt hatte, stimmte tatsächlich. Fast immer ist es gelogen. Meistens sind sie grau, graublau mit grünen Tupfen. Einmal habe ich in Brasilien am Strand einen hellhäutigen farbigen Jungen getroffen, der hatte so grüne und ein wenig schräge Augen wie Kate. Augen wie Mrs. Grants Smaragde.

»Sie war vollkommen. Harry hat sie angebetet; seine Eltern ebenso. Aber einen kleinen Umstand hatten sie übersehen – Kate war schlau, allen von ihnen geistig überlegen, und sie plante weit über die McClouds hinaus. Das erkannte ich sofort. Ich gehöre zum selben Schlag, obwohl ich nicht behaupten kann, auch nur ein Zehntel ihrer Intelligenz zu besitzen.«

Aces fischte ein Haushaltsstreichholz aus der Jackentasche; er rieb es gegen seinen Daumennagel und zündete sich noch eine Zigarette an.

»Nein«, sagte Aces als Antwort auf eine ungestellte Frage. »Sie hatten keine Kinder. Jahre vergingen, und zu jedem Weihnachtsfest bekam ich eine Karte von ihnen, meistens ein Photo von Kate hoch zu Ross für irgendeine Jagd – und Harry mit Jagdhorn, der ihr die Zügel hielt. Bubber Hayden, jemand, den wir am Choate gekannt hatten, tauchte mal bei einem dieser geschwätzigen kleinen Georgetown-Dinner von Joe Alsop auf; ich wusste, dass er in Middleburg lebte, also fragte ich ihn nach den McClouds. Bubber sagte: ›Sie hat sich von ihm scheiden lassen – sie lebt irgendwo im Ausland, seit ungefähr drei Monaten. Eine schreckliche Geschichte, dabei kenne ich noch nicht mal die Hälfte davon. Ich weiß nur, dass die McClouds Harry in eins dieser gemütlichen kleinen Heime in Connecticut gesteckt haben, eins mit Wachen am Eingang und Gittern vor den Fenstern.‹

»Dieses Gespräch muss Anfang August stattgefunden haben. Also rief ich Harrys Mutter an – sie war auf der Einjährigen-Auktion in Saratoga – und erkundigte mich nach Harry; ich sagte, ich würde ihn gern besuchen, und sie sagte, nein, das ginge nicht, dann fing sie an zu weinen, entschuldigte sich und hängte auf.

»Zufällig wollte ich Weihnachten in St. Moritz verbringen; auf dem Weg dahin machte ich in Paris Zwischenstation und rief Tutti Rouxjean an, die viele Jahre bei Balenciaga als *vendeuse* gearbeitet hat. Ich lud sie zum Mittagessen ein, und sie sagte zu, aber es musste das

Maxim sein. Ich sagte, können wir uns nicht in einem ruhigen Bistro treffen, und sie sagte, nein, wir müssen ins Maxim. »Es ist wichtig. Du wirst schon sehen, warum.«

»Tutti hatte einen Tisch im vorderen Raum reserviert, und nachdem wir ein Glas Weißwein getrunken hatten, zeigte sie auf einen unbesetzten Tisch ganz in der Nähe, der ostentativ nur für eine Person gedeckt war. ›Warte‹, sagte Tutti. ›Gleich wird sich die allerschönste junge Frau ganz allein an diesen Tisch setzen. Cristobal kleidet sie seit sechs Monaten ein. Er findet, so etwas wie sie hat es seit Gloria Rubio nicht mehr gegeben.‹ (Anmerkung: Mme Rubio, eine höchst elegante Mexikanerin, erklomm auf ihrer ehelichen Karriereleiter unter anderem den Posten der Gattin des deutschen Grafen von Fürstenberg, des ägyptischen Prinzen Fakri und des englischen Millionärs Loel Guinness.) ›Le tout Paris redet über sie, aber niemand weiß viel von ihr. Außer, dass sie Amerikanerin ist. Und hier jeden Tag zu Mittag isst. Und immer allein. Wie es scheint, hat sie keine Freunde. Ah, schau mal. Da kommt sie.‹

»Anders als jede andere Frau im Raum trug sie einen Hut. Ein Prachtexemplar von einem Hut, groß, schwarz, mit weicher Krempe, geformt wie ein Borsalino. Ein grauer Chiffonschal schlängt sich lose um ihren Hals. Der Hut und der Schal sorgten für die Dramatik; der Rest bestand aus einem der schlichtesten, aber maßgenauesten von Balenciagas Schulterbetonten schwarzen Bombasin-Kostümen.

»Tutti sagte: ›Sie kommt irgendwoher aus den Südstaaten. Sie heißt Mrs. McCloud.‹

»»Mrs. Harry Clinton McCloud?«

»Tutti fragte: ›Du kennst sie?‹

»Und ich sagte: ›Könnte man sagen. Ich war auf ihrer Hochzeit. Phantastisch. Mein Gott, sie kann nicht älter als zweiundzwanzig sein.‹

»Ich bat einen Kellner um ein Blatt Papier und schrieb ihr: ›Liebe Kate, ich weiß nicht, ob Sie sich an mich erinnern, aber ich war in der Schule Harrys Zimmergenosse und auf Ihrer Hochzeit. Ich halte mich für ein paar Tage in Paris auf und würde Sie sehr gern sehen, wenn es Ihnen recht ist. Ich wohne im Hotel Lotti. Aces Nelson.‹

»Ich sah, wie sie das Briefchen las, zu mir herüberschaute, lächelte und dann eine Antwort schrieb: Natürlich erinnere ich mich. Falls wir auf Ihrem Weg hinaus kurz allein miteinander reden könnten, dann trinken Sie doch bitte einen Cognac mit mir. Herzlich, Kate McCloud.‹

»Tutti war zu fasziniert, um gekränkt zu sein, dass sie von der Einladung ausgenommen war: ›Ich will dich jetzt nicht bedrängen, Aces, aber du musst mir versprechen, dass du mir von ihr erzählst. Sie ist die schönste Frau, die ich je gesehen habe. Ich hielt sie für mindestens dreißig. Wegen ihres ‚Auges‘ – also dieses Wissen, dieser Geschmack! Vermutlich ist sie eins dieser alterslosen Geschöpfe.‹

»Und so setzte ich mich nach Tuttis Aufbruch zu Kate an den Tisch, nahm auf der roten Polsterbank neben ihr Platz, und zu meiner Überraschung küsstie sie mich auf die Wange. Ich errötete vor Schreck und Freude, und Kate lachte – ach, was hat sie für ein Lachen; ich muss dabei immer an ein Cognacglas denken, das im Licht eines

Kaminfeuers glänzt – sie lachte und sagte: ›Warum nicht? Es ist schon lange her, dass ich einen Mann geküsst habe. Oder mit einem gesprochen habe, der kein Kellner oder Page oder Verkäufer ist. Ich mache viele Einkäufe. Ich habe genug Zeug gekauft, um Versailles zu möblieren.‹ Ich fragte, wie lange sie schon in Paris sei und wo sie wohne und wie ihr Leben aussehe. Und sie sagte, sie wohne im Ritz und sei seit fast einem Jahr in Paris: ›Und was meinen Alltag angeht – ich kaufe ein, ich gehe zu Anproben, ich gehe in alle Museen und Galerien, ich reite in den Bois, ich lese, ich schlafe ziemlich viel, und ich esse hier jeden Tag am selben Tisch zu Mittag: nicht sehr einfallsreich von mir, aber es ist ein netter Spaziergang vom Hotel, und es gibt nicht allzu viele angenehme Restaurants, in denen eine junge Frau allein essen kann, ohne sich einem gewissen Verdacht auszusetzen. Sogar der hiesige Besitzer, Monsieur Vaudable – ich glaube, anfangs dachte er, ich muss eine Art Kurtisane sein.‹ Und ich sagte: ›Aber das ist doch bestimmt ein sehr einsames Leben. Haben Sie nicht Lust, Leute kennenzulernen? Mal etwas anderes zu tun?‹

›Sie sagte: ›Doch. Ich möchte gern einen anderen Likör zum Kaffee trinken. Etwas, wovon ich noch nie gehört habe. Irgendwelche Vorschläge?‹

›Also beschrieb ich Verveine; ich dachte daran, weil er vom selben Grün wie ihre Augen ist. Er wird aus abertausend Bergkräutern gewonnen; ich habe ihn nie irgendwo außerhalb von Frankreich gefunden und auch hier nur sehr selten. Köstlich; aber mit Biss wie schlechter, schwarzgebrannter Schnaps. Also tranken wir einen

Verveine, und Kate sagte: »Ja, ist wahr. Der ist wirklich anders. Und ja, um Ihnen ernsthaft zu antworten, ich fange an ... nein, nicht mich zu langweilen, aber in Versuchung zu geraten: ich habe Angst, aber ich bin in Versuchung. Wenn man lange Zeit ständig Schmerzen gehabt hat, wenn man jeden Morgen mit einem wachsenden Gefühl von Panik aufwacht, dann wünscht man sich Langeweile, viel Schlaf und eine innere Stille. Alle drängten mich, in eine Klinik zu gehen, und Harrys Mutter zuliebe hätte ich alles getan, aber ich wusste, dass ich nie wieder leben konnte, in Versuchung geraten konnte, wenn ich mich nicht bemühte, es ohne jede Hilfe von anderen zu tun.«

»Plötzlich fragte ich: »Sind Sie eine gute Skiläuferin?« Und sie antwortete: »Vielleicht wäre ich eine geworden. Aber Harry hat mich immer in dieses schreckliche Kaff in Kanada verschleppt. Graue Felsen. Vierzig Grad unter null. Er hat es geliebt, weil alle da so hässlich waren. Aces, dieser Likör ist eine wunderbare Entdeckung. Ich spüre Tauwetter in meinen Adern.«

»Dann fragte ich: »Wie würde es Ihnen gefallen, Weihnachten mit mir in St. Moritz zu verbringen?« Und sie wollte wissen: »Ist das eine platonische Einladung?« Ich legte die Hand aufs Herz. »Wir werden im Palace übernachten. Auf verschiedenen Etagen, so weit auseinander, wie Sie wollen.« Sie lachte und sagte: »Die Antwort ist Ja. Aber nur, wenn Sie mir noch einen Verveine spendieren.«

»Das war vor sechs Jahren – mein Gott, wie viel Blut ist seitdem die Seine runtergeflossen. Aber dieses erste Weihnachten in St. Moritz! Die junge Mrs. McCloud aus Middleburg, Virginia, war wirklich eines der wichtigsten

Ereignisse in der Schweiz, seit Hannibal die Alpen überquert hat.

»Jedenfalls war sie eine fabelhafte Skiläuferin – so gut wie Doris Brynner oder Eugenie Niarchos oder Marella Agnelli: Kate und Eugenie und Marella wurden unzertrennlich. Sie flogen jeden Morgen mit dem Helikopter zum Corviglia Club hinauf, aßen dort zu Mittag und fuhren am Nachmittag auf Skiern hinunter. Alle liebten sie. Die Griechen. Die Perser. Die Deutschen. Die Italiener. Auf jeder Soiree bat der Schah sie unweigerlich an seinen Tisch. Und es waren nicht nur Männer – auch Frauen, sogar die rivalisierenden großen jungen Schönheiten wie Fiona Thyssen und Dolores Guinness, reagierten herzlich, ich glaube, weil Kates Verhalten absolut korrekt war: sie flirtete nie, und wenn sie Partys besuchte, dann kam sie mit mir zusammen und ging mit mir zusammen. Ein paar Idioten dachten, es sei eine Liebesaffäre, aber die Klügeren sagten, und zwar zu Recht, dass ein Schwan von Kates Kaliber sich niemals mit einem Backgammon-Gammler wie Aces Nelson abgeben würde.

»Außerdem strebte ich sowieso nicht danach, ihr Liebhaber zu werden. Sondern ein Freund, vielleicht ein Bruder. Wir unternahmen oft Schneewanderungen durch die weißen Wälder um St. Moritz. Sie redete häufig über die McClouds und wie gut sie zu ihr und ihren Schwestern gewesen waren, den hässlichen Mooney-Mädchen. Aber sie vermied Harrys Namen, und wenn sie von ihm sprach, dann nur beiläufig und mit bitterem Unterton – bis eines Nachmittags, als wir um den zugefrorenen See unterhalb des Palace schlenderten, ein vorbeitrabendes Schlitten-

pferd auf dem Eis ausrutschte, stürzte und sich die Vorderbeine brach.

»Kate stieß einen Schrei aus. Einen Schrei, den man durchs ganze Tal hören konnte. Sie lief los und rannte direkt in einen anderen Schlitten, der um die Ecke bog. Körperlich war ihr nichts passiert, aber sie fiel in ein hysterisches Koma – sie war bewusstlos, bis wir sie ins Hotel brachten. Mr. Badrutt hatte schon einen Arzt gerufen. Der Arzt gab ihr eine Spritze, die zu bewirken schien, dass ihr Herz wieder schlug und ihre Augen wieder blickten. Er wollte ihr eine Krankenschwester besorgen, aber ich lehnte ab und sagte, ich werde bei ihr bleiben. Also brachten wir sie zu Bett, und er gab ihr noch eine *piqûre*, eine, die alle Spuren der Panik tilgte; und erst da wurde mir klar, unter dieser gepflegten Oberfläche schwamm seit langem ein verängstigtes, ertrinkendes Kind.

»Ich dämpfte das Licht, und sie sagte, bitte, verlassen Sie mich nicht, und ich sagte, ich gehe nicht, ich werde hier sitzen bleiben, und sie sagte, nein, ich will, dass Sie sich neben mich aufs Bett legen, also tat ich es, und wir hielten uns bei der Hand, und sie sagte: ›Es tut mir leid. Es war wegen des Pferdes. Das auf dem Eis gestürzt ist. Ich hatte nämlich immer ein *palomino* haben wollen, und Mrs. McCloud schenkte mir vor zwei Jahren eins zum Geburtstag, eine Stute – eine große Jägerin, unerhört mutig; was hatten wir für Spaß miteinander. Natürlich hat Harry sie gehasst; das war alles Teil seiner rasenden Eifersucht, seit unserer Kindheit war er eifersüchtig. Einmal, in dem Sommer nach unserer Hochzeit, hat er einen Blumengarten verwüstet, den ich angelegt hatte; anfangs hat

er behauptet, es sei ein Fuchs gewesen, aber dann gab er zu, dass er es getan hatte: er sagte, der Garten hätte mich zu sehr in Anspruch genommen. Und deshalb wollte er auch nicht, dass ich ein Kind bekam; seine Mutter hat das immer wieder zur Sprache gebracht, und eines Sonntags hat er sie beim Abendessen vor der ganzen Familie angebrüllt: ,Willst du ein schwarzes Enkelkind haben? Oder wisst ihr nicht Bescheid über Kate? Sie hurt mit Niggern. Sie geht raus auf die Wiesen und legt sich hin und hurt mit Niggern.' Er hat angefangen, in Lexington Jura zu studieren, aber er ist rausgeflogen, weil er sich nicht konzentrieren konnte, wenn ich nicht rund um die Uhr unter seiner Beobachtung stand; er hat alle Briefe an mich aufgemacht und gelesen, bevor ich sie überhaupt zu Gesicht bekam; er hat alle Telefongespräche abgehört, die ich geführt habe, ich konnte ihn immer am anderen Apparat atmen hören. Wir wurden schon lange nicht mehr auf Partys eingeladen, wir konnten nicht mal in den Country Club gehen – ob betrunken oder nüchtern, Harry war stets bereit, Kinnhaken auszuteilen, an alle Männer, die es wagten, mich mehr als einmal zum Tanz aufzufordern. Das Allerschlimmste – er war fest davon überzeugt, dass ich Affären mit seinem Vater und mit seinem Bruder Wynn hatte. Wie oft hat er mich Nacht um Nacht geschüttelt und aufgeweckt und mir ein Messer an die Kehle gehalten – und hat gesagt: ,Lüg mich nicht an, du Flittchen, du Nutte, du Niggerhure. Gib's zu, oder ich schlitze dir die Kehle von einem Ohr bis zum anderen auf! Ich schneide dir den Kopf ab. Sag mir die Wahrheit. Wynn ist ein richtiger Hengst, der beste, den du je gehabt hast,

und Dad, der ist auch ein tüchtiger Beschäler.' So lagen wir stundenlang, Aces – immer dieses kalte Messer an meiner Kehle. Mrs. McCloud, sie alle wussten es; aber Mrs. McCloud hat immer geweint und mich angefleht, nicht wegzugehen, weil Harry sich sonst umbringen würde. Dann ist das mit meinem *palomino*, mit Nanny, passiert. Sogar Mrs. McCloud konnte vor dem wahren Ausmaß von Harrys Wahnsinn, seiner wahnhaften Eifersucht, nicht länger die Augen verschließen. Denn Harry war in den Stall hinuntergegangen und hatte Nanny mit einer Brechstange alle Beine gebrochen. Sogar Mrs. McCloud sah ein, dass es sinnlos war und dass Harry mich früher oder später erschlagen würde; sie hat ein Flugzeug gechartert, und wir sind nach Sun Valley geflogen, wo sie bei mir geblieben ist, bis ich eine Idaho-Scheidung erlangt hatte. Eine wunderbare Frau. Ich habe sie am ersten Feiertag angerufen, und sie hat sich gefreut, dass ich in St. Moritz bin und ausgehe und unter Menschen komme: sie wollte wissen, ob ich interessante Männer kennengelernt hätte. Als ob ich je wieder heiraten würde!«

»Aber dann«, sagte Aces, »hat sie doch wieder geheiratet. Und zwar noch nicht mal einen Monat später.«

Ja: ich erinnerte mich an zahlreiche Titelseiten bei Pariser Zeitungskiosken: der *Stern*, *Paris Match*, *Elle*. »Ach, richtig. Und geheiratet hat sie ...?«

»Axel Jaeger. Den reichsten Mann Deutschlands.«

»Und hat sie sich seitdem von Herrn Jaeger scheiden lassen?«

»Nicht direkt. Das ist einer der Gründe, warum ich

wollte, dass Sie sie kennenlernen. Sie ist in beträchtlicher Gefahr. Sie braucht Schutz. Sie braucht außerdem einen Masseur, der sie auf ihren Reisen begleiten kann. Jemanden, der gebildet ist. Und vorzeigbar.«

»Ich bin nicht gebildet.«

Er zuckte die Achseln und schaute auf seine Uhr. »Darf ich sie jetzt anrufen und ihr sagen, dass wir heraufkommen?«

Ich hätte auf Töle hören sollen; sie winselte, als wollte sie mich warnen. Doch nein, ich ließ mich zu Kate McCloud führen. Kate, für die ich lügen, stehlen und Verbrechen begehen sollte, die mich lebenslänglich hinter Gitter bringen konnten und immer noch können.

* * *

Ein Wetterumschwung; Regenschauer – belebende Tropfen, die den Gestank von Manhattans Hitzewelle vertreiben. Nicht, dass irgendetwas gegen den Geruch nach Suspensorien und Lysol hier in meinem geliebten YMCA ankäme. Habe bis mittags geschlafen und dann den Self-Service angerufen, um einen Achtzehn-Uhr-Termin abzusagen, der für mich mit einem Freier im Yale Club arrangiert worden war. Aber der von der Sonne geküsste Knabe, der goldene Butch, sagte: »Hast du ein Rad ab? Das ist eine Hundert-Dollar-Mucke. Noch dazu ohne Probleme.« Als ich immer noch Einwände vorbrachte (»Ehrlich, Butch, ich hab Kopfschmerzen, dass mir die Eier abfallen«), verband er mich mit Miss Self höchstselbst, die mich abkanzelte wie Ilse Koch in Buchenwald (»Was höre

ich? Sie wollen nicht arbeiten? Dilettanten können wir hier nicht gebrauchen!«).

Schon gut, schon gut. Ich ging unter die Dusche, rasierte mich und meldete mich im Yale Club zur Stelle, in adrettem Hemd, mit frisch geschnittenen Haaren, diskret, nicht dick, nicht weibisch, zwischen dreißig und vierzig, gut bestückt und mit guten Manieren: genau das, was der Freier bestellt hatte.

Ich schien ihm zu gefallen; und es war nicht besonders mühsam – eine Verrichtung im Liegen, mit geschlossenen Augen, gelegentlich ein vorgetäuschtes, anerkennendes Stöhnen, während man sich zum obligaten Spasmus phantasierte (»Halts nicht zurück. Gib's mir«).

Der »Klient«, um Miss Selfs Ausdrucksweise zu benutzen, war jovial, glatzköpfig und hart wie eine Walnuss, ein Mann Mitte sechzig, verheiratet, mit fünf Kindern und achtzehn Enkelkindern. Nach dem Tod seiner ersten Frau hatte er vor ungefähr zehn Jahren seine etwa zwanzig Jahre jüngere Sekretärin geheiratet. Er war ein pensionierter Versicherungsdirektor, der in der Nähe von Lancaster, Pennsylvania, eine Farm besaß, wo er Vieh züchtete und, als Hobby, »ungewöhnliche« Rosen. Er erzählte mir das alles, während ich mich anzog. Ich mochte ihn, und am besten gefiel mir, dass er mich kein einziges Mal nach mir selbst fragte. Als ich ging, gab er mir seine Visitenkarte (einmalig für die anonymitätsbewussten Kunden des Self-Service) und sagte, wenn mir je danach sei, den Staub der Großstadt von den Füßen zu schütteln, solle ich ihn anrufen: ich sei willkommen, auf der Appleton-Farm Urlaub zu machen. Er hieß Roger W. Appleton, und Mrs. Apple-

ton, informierte er mich mit sympathischem, ganz und gar nicht anzüglichem Zwinkern, sei eine verständnisvolle Frau: »Alice ist ein feiner Mensch. Aber ruhelos. Sie liest viel.« Worunter ich verstand, dass er einen Dreier vorschlug. Wir gaben uns die Hand – sein Händedruck war so kräftig, dass meine Finger eine ganze Minute lang taub blieben –, und ich versprach, es mir zu überlegen. Verdammt, das ließ sich wirklich ins Auge fassen: weidendes Vieh, grüne Wiesen, Rosen, keine Spur von ...

All dem hier: Geschnarche. Stinkender Atem. Luftmangel. Das trübselige Schlappen suchender Füße. Auf dem Weg in mein »Zuhause«, haha, erwarb ich bei einem Räumungsverkauf einen halben Liter Gin – einen kruden Nektar, der sogar die Kehlen von Stadtstreichern verätzt hätte. Ich putzte die Hälfte davon in zwei Schlucken weg, dann fing ich an zu dösen, ich erinnerte mich an Denny Fouts und wünschte, ich könnte hinuntereilen und einen Bus nehmen, den Zauberpilz-Express, eine Rakete, die mich zur Endstation befördern würde, in einem Rutsch hin in jene Disco der Glückseligen: Pater Flanagans koschere Nigger-Schwulen-Pinte.

Halt! Du bist betrunken, P. B. Du bist ein Verlierer, ein saudummer, stockbesoffener Verlierer, P. B. Jones. Also gute Nacht. Gute Nacht, Walter Winchell – egal, in welcher Hölle du gerade schmorst. Eine gute Nacht auch Ihnen, Mr. und Mrs. Amerika, sowie allen Schiffen auf hoher See – egal, wo ihr gerade untergeht. Und eine ganz besonders gute Nacht jener weisen Philosophin Florie Rotondo, acht. Florie – und das meine ich ernst, Schatz –, ich hoffe, du hast nie das Innere des Planeten Erde er-

reicht, nie Uran, Rubine und Unverdorbene Ungeheuer entdeckt. Von ganzem Herzen, jedenfalls mit dem, was davon noch übrig ist, hoffe ich, dass du aufs Land gezogen bist und dort ein glückliches Leben führst bis ans Ende deiner Tage.

KATE MCLOUD

»Ich mag ein schwarzes Schaf sein, aber meine Hufe sind aus Gold.«

P.B.Jones

im Zustand der Trunkenheit

Im Laufe der Woche schickte mich meine ehrwürdige Arbeitgeberin, Miss Victoria Self, innerhalb von drei Tagen zu sieben »Terminen«, obwohl ich alles Mögliche verschob, von Bronchitis bis Gonorrhö. Und jetzt will sie mich dazu überreden, in einem Pornofilm mitzuwirken (»P. B., hören Sie zu. Das ist eine erstklassige Produktion. Mit Drehbuch! Ich kann für Sie zweihundert Dollar pro Tag rausschlagen«). Aber davon will ich gar nicht reden, jedenfalls nicht jetzt.

Auf alle Fälle war ich gestern Abend zu kribbelig, zu unruhig, um zu schlafen; es war unmöglich, ich konnte beim besten Willen nicht hier in meiner ach so frommen YMCA-Zelle wach liegen und dem mitternächtlichen Gefurze und Albtraumgestöhne meiner christlichen Brüder lauschen.

Also beschloss ich, zur West 42nd Street zu laufen, die gar nicht weit von hier ist, und mir in einem dieser nach Ammoniak duftenden, die ganze Nacht lang geöffneten

Kinopaläste einen Film auszusuchen. Es war nach eins, als ich mich auf den Weg machte, der mich neun Querstraßen weit die Eighth Avenue hinaufführte. Prostituierte, Schwarze, Puertoicaner, ein paar Weiße und sämtliche Schichten der auf den Straßen Handel treibenden Gesellschaft – die protzigen Latino-Zuhälter (einer mit weißem Nerzhut und Brillantarmband), die Heroinabhängigen, die in Hauseingängen abhingen, die Strichjungen, am frechsten davon Zigeuner und Puertoicaner und weiße Bengel aus den Südstaaten, nicht älter als vierzehn oder fünfzehn (»Mister! Zehn Dollar! Nimm mich mit! Fuck mich ganze Nacht!«) –, die auf den Bürgersteigen kreisten wie Geier über einem Schlachthof. Hin und wieder ein langsam an allem vorbeifahrender Streifenwagen der Polizei, die Insassen teilnahmslos und blicklos, denn ihre Augen waren von all dem schon seit langem trüb.

Ich kam am The Loading Zone vorbei, einer S&M-Bar Ecke 40th und Eighth, wo sich eine Horde lachender, johlender Schakale in Lederjacken und Lederhelmen um einen jungen Mann geschart hatte, der, genauso angezogen wie sie, bewusstlos auf dem Bürgersteig lag, während alle seine Freunde, Kollegen oder Peiniger, wie immer man sie nennen mochte, auf ihn urinierten und ihn von Kopf bis Fuß durchnässten. Niemand nahm davon Notiz; die Passanten bemerkten es zwar, aber nur genug, um ihre Schritte ein wenig zu verlangsamen; sie gingen weiter – alle bis auf eine Schar empörter Prostituierter, schwarze sowie weiße und mindestens die Hälfte davon Transvestiten, die gegen die Pisser loslegten (»Hört auf damit! Lasst das! Ihr Schwuchteln! Ihr elenden Schwuchteln!«) und

mit ihren Handtäschchen auf sie einschlügen – bis die Lederjacken nur umso lauter lachten und anfingen, sie vollzuspritzen, und die »Mädchen« in ihren Stretchhosen und surrealistischen Perücken (Blaubeere, Erdbeere, Vanille, Afro-Gold) in Hintern schwenkender Flucht die Straße hinunterrannten und kreischten, allerdings hörbar zum eigenen Vergnügen: »Schwule. Schwuchteln. Stinkende Arschficker.«

An der Straßenecke blieben sie stehen, um einem Redner in die Parade zu fahren, einem selbsternannten Prediger, der wie ein mit Dämonen ringender Exorzist auf alle um ihn herum eindonnerte, auf vorübertreibende, teilnahmslose Matrosen und Nutten, Drogendealer und Bettler und junge weiße Landarbeiter, die gerade auf dem Port-Authority-Busbahnhof angekommen waren. »Ja! Ja!«, schrie der Prediger, und die flackernden Lämpchen einer Hot-dog-Bude tauchten sein junges, straffes, hungriges, hysterisches Gesicht in grünes Licht. »Der Teufel suhlt sich in eurem Leib«, schrie er mit einer Oklahoma-Stimme, so dornig wie Stacheldraht. »Da hockt der fette Teufel und nährt sich vom Bösen in euch. Lasst das Licht des Herrn in euch ein, damit es ihn aushungert. Lasst das Licht des Herrn in euch ein, damit es euch in den Himmel hebt ...«

»Ach, ja?«, kreischte eine der Huren. »Der Herr wird keinen hochheben, der so schwer ist wie du. Weil du zu voll steckst mit Scheiße.«

Der Mund des Predigers zuckte vor rasendem Groll. »Abschaum! Geschmeiß!«

Eine Stimme antwortete ihm: »Sei still. Hör auf, sie zu beschimpfen.«

»Was?«, schrie der Prediger auf.

»Ich bin nicht besser als die da. Und du bist nicht besser als ich. Wir sind alle ein und derselbe Mensch.« Und plötzlich merkte ich, dass die Stimme mir gehörte, und ich dachte, ach du Schreck, verflixt, Kleiner, du verlierst den Verstand, das Hirn läuft dir zu den Ohren raus.

Also eilte ich ins erstbeste Kino, ohne mich darum zu kümmern, welche Filme dort gezeigt wurden. In der Kassenhalle kaufte ich einen Schokoriegel und eine Tüte Butterpopcorn – ich hatte seit dem Frühstück nichts mehr gegessen. Dann suchte ich mir einen Platz auf dem Rang, was ein Fehler war, denn auf den Rängen dieser Rund-um-die-Uhr-Flimmerkisten schlängeln sich stets unermüdliche Sexsucher durch die Reihen – abgewrackte Huren, Frauen über sechzig oder siebzig, die einem für einen Dollar (»Fünfzig Cent?«) einen blasen wollen, Männer, die dieselbe Dienstleistung umsonst anbieten, sowie Männer, manchmal ziemlich konservative Geschäftsleute, die sich darauf zu spezialisieren scheinen, die zahlreichen schlummernden Schnapsleichen anzusprechen.

Dann sah ich auf der Leinwand Montgomery Clift und Elizabeth Taylor. *Eine amerikanische Tragödie*, ein Film, den ich mindestens schon zweimal gesehen hatte, nicht, weil er so großartig war, aber er war immer noch sehr gut, besonders die Schlussszene, die gerade lief: Clift und Taylor stehen zusammen, getrennt durch die Gitterstäbe einer Gefängniszelle, einer Todeszelle, denn Clift bleiben nur noch Stunden bis zu seiner Hinrichtung. Clift, schon ein romantisches Gespenst in seiner grauen Todeskleidung, und Taylor, neunzehn und hinreißend, bezaubernd

frisch wie Flieder nach Regen. Traurig. Sehr traurig. Genug, um einen Caligula zu Tränen zu röhren. Ich verschluckte mich am Popcorn.

Der Film war zu Ende und wurde sofort durch *Red River* ersetzt, eine Cowboyliebesgeschichte mit John Wayne und wiederum Montgomery Clift. Es war Clifts erste wichtige Filmrolle, die Rolle, die ihn zum Star machte – wie mir aus guten Gründen wieder einfiel.

* * *

Erinnern Sie sich noch an Turner Boatwright, den verbliebenen, nicht allzu tränenreich beweinten Zeitschriftenredakteur, meinen alten Mentor (und meine Nemesis), den lieben Kerl, der von einem heroinsüchtigen Latino so lange geschlagen wurde, bis sein Herz stehengeblieb und seine Augen aus den Höhlen sprangen?

Eines Morgens, als ich noch in seiner Gunst stand, rief er an und lud mich zum Abendessen ein: »Nur ein kleiner Kreis. Sechs insgesamt. Ich gebe es für Monty Clift. Hast du seinen neuen Film *Red River* gesehen?«, fragte er und erklärte, dass er Clift schon seit langem kenne, seit dessen Zeit als ganz junger Schauspieler und Protégé der Lunts. »Also«, sagte Boaty, »habe ich ihn gefragt, ob es jemanden gibt, den ich für ihn einladen soll, und er hat gesagt, ja, Dorothy Parker – er habe Dorothy Parker schon immer kennenlernen wollen. Und ich dachte, oh, mein Gott – denn Dottie ist inzwischen solch eine Trinkerin, dass du nie weißt, wann sie mit dem Gesicht in der Suppe landet. Aber ich habe Dottie angerufen, und sie hat gesagt, ach,

sie käme wahnsinnig gern. Sie fände Monty den schönsten jungen Mann, den sie je gesehen hätte. »Aber ich kann nichts hat sie gesagt, ›denn ich habe schon Tallulah versprochen, an dem Abend bei ihr zu essen. Und du weißt ja, wie sie ist, sie würde mich pfählen, wenn ich mich drücken. Also habe ich gesagt, Dottie, lass mich das machen: Ich rufe Tallulah an und lade sie auch ein. Und so war's. Tallulah hat gesagt, sie käme sehr gerne, Sch-Sch-Schatz, doch leider – sie habe bereits Estelle Winwood eingeladen, könne sie Estelle mitbringen?«

Was für eine aufregende Vorstellung, der Gedanke an diese einschüchternden Damen, alle drei in einem Zimmer: Bankhead, Dorothy Parker und Estelle Winwood. Boaty hatte zu halb acht eingeladen, mit einem Spielraum von einer Stunde für Cocktails vor dem Essen, das er selbst zubereitet hatte – senegalesische Suppe, einen Schmorbraten, Salat, allerlei Käsesorten und ein Zitronensoufflé. Ich traf etwas zu früh ein, um zu sehen, ob ich behilflich sein konnte, aber Boaty, in olivgrüner Samtjacke, war ganz ruhig, alles war in Ordnung, es gab nichts mehr zu tun, außer die Kerzen anzuzünden.

Der Gastgeber goss jedem von uns einen seiner Spezial-Martinis ein – eiskalter Gin mit einem Spritzer Pernod. »Kein Wermut. Nur eine Spur Pernod. Ein alter Trick, den ich von Virgil Thompson gelernt habe.«

Aus halb acht wurde acht; als wir uns den zweiten Drink genehmigten, hatten sich die übrigen Gäste um mehr als eine Stunde verspätet, und Boatys glatt gestrickte Gelassenheit begann sich aufzuräufeln; er knabberte an seinen Fingernägeln, eine höchst uncharakteristische Unart. Um

neun explodierte er: »Mein Gott, ist dir klar, was ich getan habe? Bei Estelle weiß ich nicht, aber die anderen drei sind alle Trinker. Ich habe drei Alkoholiker zum Essen eingeladen! Einer ist schlimm genug. Aber drei! Sie werden nie erscheinen.«

Es klingelte an der Tür.

»Sch-Sch-Schatz ...« Es war Miss Bankhead, in einem Nerzmantel von der Farbe ihrer langen, leicht gewellten Haare kreiselnd. »Es tut mir schrecklich leid. Aber der Taxifahrer war schuld. Er hat uns zur falschen Adresse gefahren. Ein elendes Mietshaus auf der West Side.«

Miss Parker sagte: »Benjamin Katz. So hieß er. Der Taxifahrer.«

»Du irrst dich, Dottie«, korrigierte Miss Winwood sie, als die Damen ihre Mäntel ablegten und von Boaty in seinen dunklen viktorianischen Salon geleitet wurden, wo Holzscheite fröhlich in einem Marmorkamin knisterten. »Er hieß Kevin O'Leary. Litt stark am irischen Virus. Deshalb hatte er keine Ahnung, wohin er fuhr.«

»Am irischen Virus?«, fragte Miss Bankhead.

»Schnaps, meine Liebe«, sagte Miss Winwood.

»Ach, Schnaps«, seufzte Miss Parker. »Genau das, was ich brauche«, obwohl ein leichtes Schwanken in ihrem Gang darauf hindeutete, dass ein weiterer Drink genau das war, was sie nicht brauchte. Miss Bankhead bestellte: »Einen Bourbon mit Wasser und Eis. Aber sei nicht geizig.« Miss Parker, die in einer *crise de foie* steckte, lehnte anfangs ab, dann sagte sie: »Ach, vielleicht ein Glas Wein.«

Miss Bankhead erspähte mich am Kamin und schoss auf mich zu; sie war eine kleine Frau, aber dank ihrer

Stimme wie Donnergrollen und ihrer unbezwinglichen Vitalität wirkte sie wesentlich größer. »Und«, sagte sie kurz-sichtig blinzelnd, »ist das Mr. Clift, unser großer neuer Star?«

Ich sagte, nein, mein Name sei P. B. Jones. »Ich bin niemand. Nur ein Freund von Mr. Boatwright.«

»Nicht einer seiner ›Neffen‹?«

»Nein. Ich bin Schriftsteller oder möchte einer werden.«

»Boaty hat erstaunlich viele Neffen. Ich möchte zu gern wissen, wo er die alle auftreibt. Verdamm, Boaty, wo bleibt mein Bourbon?«

Während die Gäste sich auf Boatys Rosshaarsofas niederließen, kam ich zu dem Schluss, dass von den dreien Estelle Winwood, eine Schauspielerin Anfang sechzig, die Umwerfendste war. Parker – sie sah aus wie eine Frau, der man in der U-Bahn sofort seinen Sitzplatz anbietet, ein verletzliches, nur dem Anschein nach hilfloses Kind, das eingeschlafen und vierzig Jahre später wieder aufgewacht war, mit verquollenen Augen, falschen Zähnen und einer Whiskyfahne. Und Bankhead – ihr Kopf war zu groß für ihren Körper, ihre Füße dagegen zu klein; außerdem war ihre Persönlichkeit zu stark, um in ein Zimmer zu passen: sie brauchte einen Zuschauerraum. Aber Miss Winwood war ein exotisches Geschöpf – schlängenschlank, aufrecht wie eine Schulleiterin, trug sie einen riesigen, breitkrempigen schwarzen Strohhut, den sie den ganzen Abend über nicht abnahm; die Krempe dieses Hutes verschattete die Perlenblässe ihres hochmütigen Gesichts und verbarg, wenn auch nicht allzu erfolgreich, die Bosheit, die schwach in

ihren lavendelblauen Augen glomm. Sie rauchte eine Zigarette, und es zeigte sich, dass sie Kettenraucherin war, ebenso wie Miss Bankhead und Miss Parker.

Miss Bankhead zündete sich an der alten Zigarette eine neue an und verkündete: »Ich hatte gestern Nacht einen seltsamen Traum. Ich habe geträumt, ich bin im Savoy in London. Und tanze mit Jock Whitney. Also *das* war ein attraktiver Mann. Diese großen roten Ohren, diese Grübchen.«

Miss Parker sagte: »Ja, und? Was ist daran so seltsam?«

»Nichts. Nur, dass ich zwanzig Jahre lang nicht an Jock gedacht habe. Und dann sehe ich ihn plötzlich heute Nachmittag! Er überquert die 57th Street in der einen Richtung, ich in der anderen. Er hat sich gar nicht groß verändert – ein bisschen korpulenter vielleicht, ein bisschen pausbäckiger. Gott, was hatten wir für wunderbare Zeiten zusammen. Er hat mich immer zu Baseballspielen und Pferderennen mitgenommen. Aber im Bett war nie was los. Die alte Geschichte. Ich bin mal zu einem Analytiker gegangen und habe fünfzig Dollar und eine ganze Stunde darauf verschwendet, herauszubekommen, warum es bei mir nie mit einem Mann klappt, den ich wirklich liebe, nach dem ich wirklich verrückt bin. Während ich bei irgendeinem Bühnenarbeiter, jemandem, der mir piepschnurzegal ist, völlig schlapp werde.«

Boaty erschien mit den Drinks. Miss Parker leerte ihr Glas in einem Zug und sagte dann: »Warum bringst du nicht die Flasche mit und lässt sie auf dem Tisch?«

Boaty sagte: »Ich verstehe überhaupt nicht, was mit Monty los ist. Er hätte wenigstens anrufen können.«

»Miau! Miau!« Das Katzengejammer wurde begleitet vom Geräusch von Fingernägeln, die an der Wohnungstür kratzten.

»*Pardonnez-moi, señor*«, sagte der junge Mr. Clift, als er ins Zimmer fiel und Halt suchend Boaty umarmte. »Ich habe meinen Rausch ausgeschlafen.« Meinem ersten Eindruck nach hatte er ihn keineswegs ausgeschlafen. Als Boaty ihm einen Martini anbot, fiel mir auf, dass seine Hände zitterten und er Mühe hatte, das Glas festzuhalten.

Unter einem verknitterten Regenmantel trug er eine graue Flanellhose und einen grauen Rollkragenpullover; außerdem Socken mit schwarzgelbem Schottenkaro und Slipper. Er streifte die Schuhe ab und hockte sich Miss Parker zu Füßen.

»Von Ihren Geschichten mag ich die über die Frau, die darauf wartet, dass das Telefon klingelt. Die auf einen Mann wartet, der sich von ihr trennen will. Und sie denkt sich alle möglichen Gründe aus, warum er nicht anruft, und verbietet sich immer wieder, ihn anzurufen. Das kenne ich ganz genau. Das habe ich alles durchgemacht. Und dann noch die – *Eine starke Blondine* –, wo die Frau die vielen Tabletten schluckt und doch nicht stirbt, sie wacht auf und muss weiterleben. Mann, ich fänd's scheußlich, wenn mir das passierte. Kennen Sie jemand, dem das passiert ist?«

Miss Bankhead lachte. »Und ob. Dottie schluckt ständig Tabletten oder schneidet sich die Pulssadern auf. Ich weiß noch, als ich sie mal im Krankenhaus besucht habe, da waren ihre Handgelenke mit rosa Bändchen und nied-

lichen rosa Schleifchen bandagiert. Bob Benchley hat gesagt: ›Wenn Dottie nicht damit aufhört, wird sie sich eines Tages richtig weh tun.‹«

Miss Parker protestierte. »Das hat nicht Benchley gesagt. Sondern ich. Ich habe gesagt: ›Wenn ich nicht damit aufhöre, werde ich mir eines Tages richtig weh tun.‹«

Im Laufe der nächsten Stunde watschelte Boaty zwischen der Küche und dem Salon hin und her, holte immer wieder Drinks und trauerte um sein Essen, besonders um den Schmorbraten, der austrocknete. Es war nach zehn, als er seine Gäste endlich dazu überreden konnte, am Esstisch Platz zu nehmen, und ich half, indem ich Wein nachschenkte, das einzige Nahrungsmittel, das irgendjemanden zu interessieren schien. Clift ließ eine Zigarette in seinen Teller mit unberührter senegalesischer Suppe fallen und starrte reglos ins Leere, als spielte er einen vom Krieg traumatisierten Soldaten. Die anderen gaben vor, es nicht zu bemerken, und Miss Bankhead fuhr mit einer weitschweifigen Anekdoten fort (»Das war, als ich ein Haus auf dem Lande hatte, Estelle hielt sich gerade bei mir auf, und wir lagen auf dem Rasen und hörten Radio. Es war ein Kofferradio, eines der ersten, die auf den Markt kamen. Plötzlich unterbrach ein Nachrichtensprecher das Programm; er sagte, Achtung, Achtung, eine wichtige Durchsage. Wie sich herausstellte, ging es um die Entführung des Lindbergh-Babys. Dass jemand eine Leiter benutzt hatte, um ins Schlafzimmer zu klettern und das Baby zu stehlen. Als es vorbei war, gähnte Estelle nur und sagte: ›Wenigstens kann uns *das* nicht mehr passieren!‹«). Während sie redete, tat Miss Parker etwas so Merkwür-

diges, dass alle Aufmerksamkeit sich auf sie richtete; es brachte sogar Miss Bankhead zum Schweigen. Mit Tränen in den Augen berührte Miss Parker Clifts hypnotisiertes Gesicht, ihre Wurstfinger strichen zärtlich über seine Stirn, seine Wangen, seine Lippen, sein Kinn.

Miss Bankhead sagte: »Also wirklich, Dottie! Für wen hältst du dich? Für Helen Keller?«

»Er ist so schön«, murmelte Miss Parker. »Empfindsam. So feine Züge. Der schönste junge Mann, den ich je gesehen habe. Wie schade, dass er ein Schwanzlutscher ist.« Dann fragte sie mit weit aufgerissenen Augen und niedlicher Kleinmädchen-Naivität: »Oh. Oh je. Hab ich was Falsches gesagt? Er ist doch ein Schwanzlutscher, nicht wahr, Tallulah?«

Miss Bankhead sagte: »Sch-Sch-Schatz, das w-w-weiß ich wirklich nicht. *Meinen* hat er jedenfalls noch nicht ge-lutscht.«

* * *

Ich konnte die Augen nicht offen halten; *Red River* war sehr langweilig, und der Geruch nach Latrinendesinfektionsmitteln chloroformierte mich. Ich brauchte einen Drink, und in einer irischen Bar in der 38th Street Ecke Eighth Avenue trieb ich einen auf. Es war kurz vor Feierabend, aber eine Musicbox lief noch, und ein Matrose tanzte davor ganz für sich. Ich bestellte einen dreistöckigen Gin. Als ich meine Brieftasche aufmachte, fiel eine Visitenkarte heraus. Eine weiße Geschäftskarte mit dem Namen, der Adresse und der Telefonnummer eines Man-

nes: Roger W. Appleton Farms, Box 711, Lancaster, Pa. Tel: 905-537-1070. Ich starrte die Karte an und fragte mich, wie sie in meinen Besitz gelangt war. Appleton? Ein großer Schluck Gin frischte mein Gedächtnis auf. Appleton. Natürlich. Ein Kunde vom Self-Service, einer der wenigen, an den ich mich gern erinnerte. Wir hatten eine Stunde miteinander in seinem Zimmer im Yale Club verbracht; ein älterer, aber gestandener Mann, kräftig, gut gebaut und mit einem Händedruck, der einem die Knochen brach. Ein netter Kerl, sehr offen – er hatte mir viel von sich selbst erzählt: nach dem Tod seiner ersten Frau hatte er eine wesentlich jüngere Frau geheiratet, und sie lebten auf dem hügeligen Gelände einer weitläufigen Farm voller Obstbäume und umherstreifender Kühe und schmaler, reißender Bäche. Er hatte mir seine Karte mit den Worten gegeben, ich solle ihn anrufen und könne ihn jederzeit besuchen. Von Selbstmitleid durchwärmte, vom Alkohol angesporn und ohne einen Gedanken an die Tatsache, dass es drei Uhr morgens sein musste, bat ich den Barkeeper für fünf Dollar um 25-Cent-Münzen.

»Bedaure, Kleiner. Aber wir schließen.«

»Bitte. Das ist ein Notfall. Ich muss ein Ferngespräch führen.«

Er zählte mir die Münzen hin und sagte: »Wer sie auch ist, sie ist es nicht wert.«

Nachdem ich die Nummer gewählt hatte, verlangte die Vermittlung weitere vier Dollar. Das Telefon klingelte ein halbes Dutzend Mal, ehe sich eine Frauenstimme meldete, langsam und tief vom Schlaf.

»Hallo. Ist Mr. Appleton da?«

Sie zögerte. »Ja. Aber er schläft. Doch falls es etwas Wichtiges ist ...«

»Nein. Es ist nichts Wichtiges.«

»Darf ich fragen, wer anruft?«

»Sagen Sie ihm nur ... sagen Sie ihm einfach, ein Freund hat angerufen. Ein Freund vom anderen Ufer des Styx.«

* * *

Aber um zu jenem Winternachmittag in Paris zurückzukehren, als ich Kate McCloud zum ersten Mal begegnete. Da waren wir, wir drei – ich, meine Promenadenmischung Töle und Aces Nelson, alle zusammengepfercht in einem dieser kleinen, mit Seide ausgeschlagenen Ritz-Fahrstühle.

Wir fuhren in den obersten Stock, stiegen dort aus, und als wir den von altmodischen Überseekoffern gesäumten Flur entlanggingen, sagte Aces: »Natürlich kennt sie nicht den wahren Grund, warum ich Sie herbringe ...«

»Den kenne ich übrigens auch nicht!«

»Ich habe ihr nur gesagt, dass ich einen wunderbaren Masseur gefunden habe. Sehen Sie, seit einem Jahr quält sie sich mit einem Rückenleiden herum. Sie ist von einem Arzt zum anderen gelaufen, hier und in Amerika. Einige sagen, es ist eine verrutschte Bandscheibe oder eine Wirbelsäulenquetschung, aber die meisten sind sich einig, dass es psychosomatisch ist, eine *maladie imaginaire*. Aber das Problem ist ...« Er ließ den Satz in der Luft hängen.

»Ist?«

»Das habe ich Ihnen doch gesagt. Gerade eben. Bei unseren Drinks in der Bar.«

Bruchstücke unseres Gesprächs kamen mir wieder in den Sinn. Gegenwärtig war Kate McCloud die in Trennung lebende Ehefrau von Axel Jaeger, einem deutschen Industriellen und angeblich einem der reichsten Männer auf der Welt. Zuvor war sie im Alter von sechzehn Jahren in Virginia mit dem Sohn eines reichen Pferdezüchters verheiratet worden, bei dem ihr irischer Vater als Stallknecht arbeitete. Diese Ehe war wegen vielfach erwiesener seelischer Grausamkeit geschieden worden. Danach hatte sie sich in Paris niedergelassen und war über die Jahre hin zu einer Göttin der Illustrierten geworden; Kate McCloud auf einer Bärenjagd in Alaska, auf einer Safari in Afrika, auf einem Rothschild-Ball, beim Grand Prix mit Fürstin Gracia, auf einer Jacht mit Stavros Niarchos.

»Das Problem ist ...«, druckste Aces. »Wie ich Ihnen schon gesagt habe, ist sie in Gefahr. Und sie braucht ... jemanden, der bei ihr ist. Einen Leibwächter.«

»Warum verkaufen wir ihr dann nicht einfach Töle?«

»Also bitte«, sagte er. »Das ist nicht komisch.«

Das waren die wahrsten Worte, die der gute alte Aces je ausgesprochen hatte. Hätte ich doch nur voraussehen können, in welches Labyrinth er mich führte, als eine Negerin die Tür öffnete. Sie trug einen schicken schwarzen Hosenanzug sowie zahlreiche Goldketten um Hals und Handgelenke. Auch ihr Mund steckte voller Gold; ihr Ge- biss sah nicht nach Zähnen aus, eher nach Kapitalanlage. Sie hatte krause weiße Haare und ein rundes, faltenloses

Gesicht. Nach ihrem Alter gefragt, hätte ich auf fünf- oder sechsundvierzig getippt; später erfuhr ich, dass sie schon als Kind verheiratet worden war.

»Corinne!«, rief Aces aus und küsste die Frau auf beide Wangen. »Comment ça va?«

»Hab mich nie besser gefühlt und nie schlechter.«

»P.B., das ist Corinne Bennett, Mrs. McClouds Mädchen für alles. Corinne, das ist Mr. Jones, der Masseur.«

Corinne nickte, aber ihre Augen konzentrierten sich auf den Hund unter meinem Arm. »Sagen Sie mal, was ist das für ein Hund? Hoffentlich kein Geschenk für Miss Kate. Sie redet ständig von einem neuen Hund, seit Phoebe ...«

»Was ist mit Phoebe?«

»Mussten sie einschläfern. Genau wie mich eines Tages. Aber erwähnen Sie das ihr gegenüber nicht. Sonst fängt sie bloß wieder an. Großer Gott, ich habe noch nie einen erwachsenen Menschen derartig weinen sehen. Los, sie wartet schon auf Sie.« Dann fügte sie mit leiserer Stimme hinzu: »Diese Mme Apfeldorf ist bei ihr.«

Aces zog ein Gesicht; er sah mich an, als wollte er etwas sagen, aber das brauchte er nicht; ich hatte genug Ausgaben von *Vogue* und *Paris Match* durchgeblättert, um zu wissen, wer Perla Apfeldorf war. Als die Ehefrau eines äußerst rassistischen südafrikanischen Diamantenmagnaten war sie ebenso eine Gestalt des öffentlichen Lebens wie Kate McCloud. Sie war Brasilianerin, und privat – obwohl das etwas war, was ich erst später erfuhr – nannten ihre Freunde sie die Schwarze Herzogin, womit angedeutet wurde, dass sie nicht so reiner portugiesischer Ab-

stammung war, wie sie behauptete, sondern ein Kind aus *Rios favelas*, mit einigem schwarzen Blut in den Adern geboren, was, wenn es stimmte, ein Witz auf Kosten des dem Herrn Hitler hörigen Herrn Apfeldorf war.

Die Wohnung hatte es sich im Dachstuhl des Hotels gemütlich gemacht; die Zimmer, alle beherrscht von großen runden Dachfenstern mit Blick auf die Place Vendome, waren von einheitlicher Größe und hatten ursprünglich jeweils einen Hotelbediensteten beherbergt, doch Kate McCloud hatte sechs davon miteinander verbunden und jedes für einen bestimmten Zweck eingerichtet. Die Wirkung war die einer luxuriösen Flucht von *chambres de bonne*.

»Miss Kate? Die Herren sind da.«

Und schon waren wir in Kate McClouds Schlafzimmer. »Aces. Engel.« Sie hockte auf der Bettkante und bürstete sich die Haare. »Möchtest du eine Tasse Tee? Perla trinkt gerade welchen. Oder einen Likör? Nein? Aber ich. Corinne, bringst du mir bitte ein Gläschen Verveine? Aces, möchtest du mich nicht mit Mr. Jones bekannt machen? Mr. Jones«, vertraute sie Mme Apfeldorf an, die in einem Sessel neben dem Bett saß, »wird die Dämonen aus meiner Wirbelsäule vertreiben.«

»Na«, sagte Mme Apfeldorf, deren glatt anliegende schwarze Haare glänzten wie Krähengefieder und deren Stimme wie Krähengekrächz klang, »ich hoffe nur, er ist besser als dieser sadistische kleine Japaner, den mir Mona geschickt hat. Mona werde ich nie wieder trauen. Dabei weiß ich seit langem, dass man ihr nicht trauen kann. Du wirst nicht glauben, was passiert ist! Ich musste mich

nackt auf den Fußboden legen, und dann hat er sich mit bloßen Füßen auf meinen Nacken gestellt und ist meinen Rücken rauf- und runterspaziert, ja regelrecht getanzt. Höllenqualen!«

»Ach, Perla«, sagte Kate McCloud mitleidig. »Was weißt du schon von Höllenqualen? Ich habe gerade eine Woche in St. Moritz verbracht und Skier nicht mal gesehen. Ich habe mein Zimmer nur verlassen, um Heini zu besuchen. Ich lag einfach da, habe Phanodorm geschluckt und gebetet. Aces«, sagte sie und gab ihm einen silbernen Rahmen, der auf einem Tisch neben ihrem Bett gestanden hatte, »hier ist ein neues Photo von Heini. Ist er nicht süß?«

»Das ist Mrs. McClouds Sohn«, erklärte Aces und zeigte mir das Photo in dem Rahmen: ein pausbäckiges, ernstes Kind, eingemummelt in ein Pelzmäntelchen und eine Pelzmütze und viel Wolle, das einen Schneeball in der Hand hielt. Und dann fiel mir auf, dass rings im Zimmer zu Dutzenden Photos dieses Jungen in verschiedenen Altersstufen standen.

»Süß. Wie alt ist er jetzt?«

»Fünf. Im April wird er fünf.« Sie bürstete wieder ihre Haare, aber jetzt grob, zerstörerisch. »Es war ein Albtraum. Ich durfte keine Sekunde lang mit ihm allein sein. Der nette Onkel Friedrich und der liebe Onkel Otto. Die beiden alten Jungfern. Sie waren immer dabei. Passten auf. Zählten die Küsse und warteten auf den Moment, mir die Tür zu weisen, sowie meine Stunde um war.« Sie warf die Bürste durchs Zimmer, woraufhin Töle bellte. »Mein eigenes Kind.«

Die Schwarze Herzogin räusperte sich; es hörte sich

an, als gurgelte eine Krähe. Sie sagte: »Du musst ihn entführen.«

Kate McCloud lachte und sank auf einen Haufen Porthault-Kissen. »Komisch. Du bist in dieser Woche schon die Zweite, die das zu mir sagt.« Sie zündete sich eine Zigarette an. »Es stimmt nicht ganz, dass ich in St. Moritz nie ausgegangen bin. Ich bin doch ausgegangen. Zweimal. Einmal zum Fest für den Schah und an einem anderen Abend zu einer verrückten Fete, die Mingo im Kings Club gegeben hat. Und ich habe eine außergewöhnliche Frau kennengelernt ...«

Mme Apfeldorf fragte: »War Dolores da?«

»Wo?«

»Auf dem Fest vom Schah.«

»Es waren so viele Leute da, ich kann mich nicht erinnern. Wieso?«

»Ach, nichts. Nur Gerüchte. Wer hat das Fest gegeben?«

Kate McCloud zuckte die Achseln. »Einer von den Griechen. Die Livanos, glaube ich. Und nach dem Essen hat Seine Hoheit seine alte Masche durchgezogen: alle mussten stundenlang an seinem Tisch sitzen bleiben, während er geschmacklose Witze erzählte. Auf Französisch. Englisch. Deutsch. Persisch. Alle bogen sich vor Lachen, auch wenn sie kein Wort verstanden hatten. Es tat weh, Farah Diba zu beobachten; sie wird tatsächlich rot ...«

»Hört sich an, als hätte er sich nicht sehr verändert, seit wir in Gstaad zusammen auf der Schule waren. In Le Rosey.«

»Und ich hatte Niarchos zum Tischnachbarn, was keine Hilfe war. Er hatte genug Cognac intus, um darin ein Nashorn einzulegen. Er starrte mich streitsüchtig an und sagte: ›Sehen Sie mir in die Augen.‹ Aber das ging gar nicht – er schielte. ›Sehen Sie mir in die Augen und sagen Sie mir, was macht Sie auf der ganzen Welt am glücklichsten?‹ Ich antwortete ihm, schlafen. Er sagte: ›Schlafen! Das ist das Traurigste, was ich je gehört habe. Sie werden noch viele tausend Jahre lang schlafen. Jetzt sage ich Ihnen, was mich am glücklichsten macht. Jagen. Töten. Durch den Dschungel pirschen und töten, einen Tiger, einen Elefanten, einen Löwen. Dann bin ich ein friedlicher Mann. Glücklich. Was sagen Sie dazu?‹ Und ich sagte: ›Das ist das Traurigste, was *ich* je gehört habe. Töten und zerstören, *das* Glück zu nennen, finde ich sehr schlimm.««

Die Schwarze Herzogin neigte zustimmend den Kopf: »Ja, die Griechen sind von finsterem Gemüt. Die reichen Griechen. Sie haben so viel Ähnlichkeit mit Menschen wie Kojoten mit Hunden. Kojoten sehen aus wie Hunde, aber sie sind natürlich keine ...«

Aces warf ein: »Aber Kate, du gehst doch gerne auf die Jagd. Wie erklärst du dir das?«

»Ich *spiele* gerne jagen. Ich mag das Laufen und die Wildnis. Das Einzige, was ich je geschossen habe, war ein Braunbär, und das war in Notwehr.«

»Du hast auf einen Mann geschossen«, erinnerte Aces sie.

»Nur in die Beine. Und er hat es verdient. Er hat einen weißen Leoparden getötet.« Corinne erschien mit einem

kleinen Glas Verveine, und Aces hatte recht – der Likör passte perfekt zum Ultragrün ihrer Augen. »Aber ich wollte euch von dieser bemerkenswerten Frau erzählen, die ich auf Mingos Ringelpiez kennengelernt habe. Sie setzte sich neben mich und sagte: ›Hallo, Herzchen. Ich höre, Sie sind ein Mädel aus dem Süden, genau wie ich. Ich komme aus Alabama. Ich bin Virginia Hill.‹«

Aces fragte: »*Die Virginia Hill?*«

»Mir war gar nicht klar, wie berühmt sie ist, bis Mingo es mir gesagt hat. Ich hatte noch nie von ihr gehört.«

»Ich auch nicht«, sagte Mme Apfeldorf. »Wer ist das? Eine Schauspielerin?«

»Eine Gangsterbraut«, klärte Aces sie auf. »Die meistgesuchte Frau Amerikas. Das FBI hat in jedem Postamt ein Fahndungsplakat mit Photos von ihr angeschlagen. Ich habe einen Artikel über sie gelesen, der hieß ›Die Madonna der Unterwelt.‹ Alle sind hinter ihr her, nicht nur das FBI, sondern auch die meisten ihrer alten Gangsterfreunde: sie fürchten, wenn das FBI sie kriegt, könnte sie reden, und zwar zu viel. Als ihr der Boden unter den Füßen zu heiß wurde, ist sie nach Mexiko geflohen und hat einen österreichischen Skilehrer geheiratet, seitdem hält sie sich in Österreich und der Schweiz versteckt. Den Amerikanern ist es nie gelungen, ihre Auslieferung zu erreichen.«

»*Mon Dieu*«, sagte Mme Apfeldorf und schlug ein Kreuz. »Sie muss in sehr großer Angst leben.«

»Nein, Angst hat sie nicht. Sie ist verzweifelt, hat vielleicht sogar Selbstmordgedanken, aber sie trägt ein fröhliches Gesicht zur Schau, und das sehr überzeugend. Sie

legte den Arm um mich, drückte mich und sagte: ›Es tut richtig gut, mal wieder mit wem von Zuhause zu reden. Dieses ganze Europa, das können die sich in den Hintern schieben. Sehen Sie meine Hand?‹ Sie zeigte mir ihre Hand, die eingegipst war, und sagte: ›Ich habe meinen Mann mit einem dieser vornehm tuenden Flittchen im Bett erwischt, und ich habe der Ziege den Kiefer gebrochen. Seinen hätte ich ihm auch gebrochen. Wenn er nicht aus dem Fenster gesprungen wäre. Ich nehme an, Sie wissen, welchen Ärger ich drüben in den Staaten habe, aber manchmal habe ich das Gefühl, es wäre besser für mich, nach Hause zu fahren und es hinter mich zu bringen. In einem schlimmeren Gefängnis als dem hier kann ich drüben auch nicht sitzen.‹«

Aces fragte: »Aber wie war sie denn nun wirklich? Ist sie schön?«

Kate überlegte. »Schön überhaupt nicht, aber hübsch, niedlich, wie eine niedliche kleine Kellnerin. Sie hat ein nettes Gesicht, allerdings hängt ein Doppelkinn dran. Und ich möchte nicht wissen, was ihre Titten wiegen – zwei Kilo mindestens.«

»Bitte, Kate«, beklagte sich die Schwarze Herzogin. »Du weißt, wie ich diese Wörter verabscheue. Titten.«

»Ach, ja. Das vergesse ich immer. Du bist von brasilianischen Nonnen erzogen worden. Jedenfalls, was ich sagen wollte, war, plötzlich drückte diese Frau den Mund an mein Ohr und flüsterte: ›Warum entführen Sie ihn nicht?‹ Ich sah sie nur an; ich hatte keine Ahnung, wovon sie redete. Sie sagte: ›Sie wissen alles über mich, aber ich weiß auch eine Menge über Sie. Dass Sie diesen deut-

schen Dreckskerl geheiratet haben und dass er Sie rausgeschmissen hat, aber dass er das Kind behalten hat. Hören Sie, ich bin auch eine Mutter. Ich habe einen Jungen. Und ich weiß, wie es Ihnen geht. Bei seinem Geld und diesen europäischen Gesetzen kriegen Sie das Kind nur zurück, wenn Sie es entführen.«

Tôle jaulte; Aces klimperte mit Münzen in seiner Tasche; Mme Apfeldorf sagte: »Ich glaube, sie hat völlig recht. Und es ist machbar.«

»Ja, durchaus«, sagte Aces. »Ein verdammt gefährliches Unternehmen. Aber es ist machbar.«

»Wie denn?«, schrie Kate McCloud und schlug mit den Fäusten auf die Kissen ein. »Du kennst das Haus. Das ist eine Festung. Da kriege ich ihn nie und nimmer raus. Nicht bei zwei altjüngerlichen Onkels, die ständig aufpassen. Und der ganzen Dienerschaft.«

Aces sagte: »Trotzdem, dieser Teil ist zu schaffen. Mit minutiöser Planung.«

»Und was dann? Sowie jemand merkt, was passiert ist, komme ich niemals auch nur in die Nähe der Schweizer Grenze.«

»Aber angenommen«, krächzte Mme Apfeldorf, »mal angenommen, du versuchst gar nicht erst, über die Grenze zu kommen. Mit dem Auto, meine ich. Mal angenommen, im Tal wartet auf dich eine Grumman, eine private Düsenmaschine. Alle Mann an Bord, und aufgeht's.«

»Wohin?«

»Nach Amerika!«

Aces begeisterte sich: »Ja! Ja! Sobald du in den Staaten bist, sind Herrn Jaeger die Hände gebunden. Du kannst

die Scheidung einreichen, und es gibt keinen Richter in Amerika, der dir nicht das Sorgerecht für Heini zusprechen wird.«

»Tagträume. Wunschträume. Mr. Jones«, sagte sie, »es tut mir leid, dass Sie so lange warten mussten. Der Massagetisch ist in dem Schrank da drüben.«

»Wunschträume. Vielleicht. Aber ich an deiner Stelle würde darüber nachdenken«, sagte die Schwarze Herzogin, während sie aufstand. »Lass uns nächste Woche zusammen essen.«

Aces küsste Kate McCloud auf die Wange. »Ich ruf dich nachher an, Schatz. Gehen Sie gut mit meiner Freundin um, P. B. Und wenn Sie fertig sind, kommen Sie zu mir in die Bar.«

Während ich den Massagetisch aufbaute, sprang Töle aufs Bett und hockte sich hin, um zu pinkeln. Ich wollte sie wegreißen. »Macht nichts. In diesem Bett sind schon viel schlimmere Dinge passiert. Sie ist so hässlich, dass sie hinreißend ist. Ich liebe ihr schwarzes Gesicht mit diesen großen weißen Ringen um die Augen. Wie ein Panda. Wie alt ist sie?«

»Drei oder vier Monate. Mr. Nelson hat sie mir geschenkt.«

»Ich wünschte, er hätte sie *mir* geschenkt. Wie heißt sie?«

»Töle.«

»So können Sie sie nicht nennen. Sie ist viel zu entzückend. Wir wollen uns etwas Passenderes ausdenken.«

Als ich den Tisch aufgestellt hatte, glitt sie vom Bett und ließ ein kurzes, hauchdünnes Negligé fallen, unter

dem sie nackt war. Ihr Schamhaar und ihre schulterlangen, honigroten Haare passten farblich genau zueinander; sie war tatsächlich ein echter Rotschopf. Sie war dünn, aber ihr Körper brauchte kein zusätzliches Gramm; durch ihre königliche Haltung wirkte sie größer, als sie tatsächlich war – etwa so groß wie ich: einsdreundsiebzig. Lässig, wobei ihre kecken Brüste kaum wackelten, durchquerte sie das Zimmer und drückte auf den Knopf eines Stereoplattenspielers: spanische Musik, Segovias Gitarre, linderte die Stille. Schweigend ging sie zum Massagetisch, legte sich hin und ließ ihre faszinierenden Haare über die Kante fallen. Seufzend verschleierte sie ihre strahlenden Augen; schloss sie, als sollte ihr die Totenmaske abgenommen werden. Sie trug kein Make-up und brauchte auch keins, denn ihre Wangen besaßen eine warme, natürliche Farbe und ihr reizender Schmollmund eine eigene Röte.

Ich fühlte, wie sich in meinem Schritt etwas rührte und steif wurde, als mein Blick über ihren gesunden, wohlgeformten Körper glitt, ihre prallen Brüste, die einladende Rundung ihrer Hüften, die ausgestreckten Beine bis hinunter zu ihren zierlichen Füßen, die nur von Skischuh-Hühneraugen auf beiden kleinen Zehen verunstaltet waren. Meine Hände wurden feucht, unsicher, und ich beschimpfte mich selbst: Lass das, P. B. – das ist nicht sehr professionell von dir, alter Junge. Trotzdem drückte mein Schwanz weiter gegen meinen Hosenschlitz. Noch nie war mir etwas Derartiges so spontan passiert, obwohl ich schon so einigen erregenden Frauen als Masseur und anderes zu Diensten gewesen war – auch wenn sich zuge-

gebenermaßen keine davon mit dieser Galatea vergleichen ließ. Ich wischte mir die nassen Hände an meiner Hose ab und begann, ihren Hals und ihre Schultern zu bearbeiten, ich knetete die straffe Haut und die Sehnen, als sei ich ein Kaufmann, der kostbare Stoffe befinigt. Anfangs war sie angespannt, aber nach und nach verschaffte ich ihr Erleichterung, ihr Gewebe wurde weich.

»Mmm«, murmelte sie wie ein schlafliches Kind. »Das tut gut. Sagen Sie, wie sind Sie unserem ungezogenen Mr. Nelson in die Hände gefallen?«

Ich war froh, reden zu können; Hauptsache, es lenkte mich von meinem boshaften Ständer ab. Und so erzählte ich ihr nicht nur, wie ich Aces in einer Bar in Tanger kennengelernt hatte, sondern fuhr fort mit einer kurzen Zusammenfassung von P. B. Jones und seinen Reisen. Als Findelkind in St. Louis geboren und dort in einem katholischen Waisenhaus aufgewachsen, war ich mit fünfzehn nach Miami durchgebrannt und hatte dort ungefähr fünf Jahre lang als Masseur gearbeitet – bis ich genug Geld gespart hatte, um nach New York zu gehen und mich an dem zu versuchen, was ich eigentlich werden wollte, nämlich Schriftsteller. Mit Erfolg? Ja und nein: ich hatte einen Band mit Kurzgeschichten veröffentlicht – der leider Gottes weder von den Kritikern noch vom Publikum beachtet worden war, eine Enttäuschung, die mich nach Europa geführt hatte; dann war ich lange Jahre auf Reisen, hatte mich durchgeschnorrt und versucht, einen Roman zu schreiben; auch das ein Reinfall. Und so trieb ich mich immer noch herum, ohne Zukunft über den morgigen Tag hinaus.

Inzwischen hatte ich ihren Bauch erreicht und massierte ihn mit kreisenden Bewegungen, dann glitten meine Hände zu ihren Hüften, und mit ihren rosigen Schamhaaren vor Augen dachte ich an Alice Lee Langman und ihre Erinnerungen an eine russische Lesbe, die ihr gern Kirschen in die Möse stopfte und sie dann eine nach der anderen daraus aß. Meine Phantasie schmückte dieses Bild aus. Ich stellte mir weiche, gekerbte Kirschen vor, die in einem Napf mit warmer, süßer Sahne schwammen, und ich sah Kate McClouds wohlriechende Finger sahnige Kirschen aus dem Napf nehmen und sie in ... Meine Beine zitterten, mein Schwanz pulsierte, und meine Eier waren so hart wie die Faust eines Geizhalses. Ich sagte: »Entschuldigen Sie mich«, und eilte ins Badezimmer, gefolgt von Töle, die mit ratlosem, rundäugigem Interesse zusah, wie ich die Hose aufmachte und wichste. Ich brauchte nicht lange: ein paarmal hin und her, und ich schoss eine Ladung ab, die den Fußboden überflutete. Nachdem ich mit Kleenex aufgewischt hatte, wusch ich mir das Gesicht, trocknete mir die Hände ab und kehrte zu meiner Kundin zurück, mit Beinen, so weich wie die eines seekranken Matrosen, aber einem Schwanz, der immer noch fast stramm stand.

Im Dachfenster dunkelte der Pariser Winterhimmel, Lampenlicht brachte ihre Figur zur Geltung, schien ihr ins Gesicht. Sie lächelte und sagte, nicht ohne ein Aufflackern von Ironie in der Stimme: »Geht's besser?«

Ein bisschen barsch antwortete ich: »Wenn Sie sich jetzt umdrehen würden ...«

Ich massierte ihren Nacken, fuhr mit den Fingern über

ihre Wirbelsäule, und ihr Leib vibrierte wie der einer schnurrenden Katze. »Übrigens«, sagte sie, »ich habe einen Namen für Ihren Hund. Phoebe. Ich hatte mal ein Pony namens Phoebe. Und auch einen Hund. Aber vielleicht sollten wir Töle fragen. Töle, möchtest du gern Phoebe heißen?«

Töle hockte sich hin, um den Teppich zu sprengen.

»Sehen Sie, der Name gefällt ihr! Mr. Jones«, sagte sie, »kann ich Sie um einen großen Gefallen bitten? Würden Sie Phoebe über Nacht bei mir lassen? Ich schlafe so ungern allein. Und meine andere Phoebe fehlt mir so.«

»Mir ist es recht, wenn es ... Phoebe recht ist.«

»Danke«, sagte sie einfach.

Aber es war mir nicht recht. Ich hatte das Gefühl, wenn ich Töle bei dieser schönen Hexe ließ, würde sie mir nie wieder gehören. Oder vielleicht würde ich mir nie wieder selbst gehören. Es war, als sei ich in weißes Wildwasser geraten, und eine kochende, eisige Strömung trug mich, stieß mich zu einem wunderschön anzusehenden, aber tödbringenden Wasserfall. Währenddessen bearbeiteten meine Hände lindernd ihren Rücken, ihren Po, ihre Beine; ihre Atmung wurde ruhig und gleichmäßig. Als ich sicher war, dass sie schlief, beugte ich mich hinunter und küsste ihr Fußgelenk.

Sie bewegte sich, wachte aber nicht auf. Ich setzte mich auf die Bettkante, und Phoebe – ja, *Phoebe* – sprang herauf und rollte sich neben mir zusammen; bald schlief auch sie. Ich war zwar geliebt worden, hatte aber selbst noch nie geliebt, und so verstand ich die Regungen nicht, die Sehnsüchte, die mir durch den Kopf schossen wie

Rennschlitten. Was konnte ich tun, was konnte ich Kate McCloud geben, das sie zwingen würde, meine Liebe zu achten und zu erwidern? Mein Blick wanderte durchs Zimmer und gelangte zum Kaminsims und den Tischen mit den silbergerahmten Photos von ihrem Kind: ein ganz ernsthafter kleiner Junge, obwohl er manchmal lächelte oder eine Eistüte schleckte oder die Zunge rausstreckte und komische Fratzen zog. »Entführe ihn« – hatte das nicht die Schwarze Herzogin empfohlen? Absurd, aber ich sah mich mit dem Schwert in der Hand Drachen kastrieren und Infernos durchmessen, um dieses Kind zu retten und sicher in die Arme seiner Mutter zu legen. Wunschträume. Hirngespinste. Und doch sagte mir der Instinkt, dass der Junge die Antwort war. Auf Zehenspitzen schlich ich aus dem Zimmer und schloss die Tür, störte weder Phoebe aus dem Schlaf auf, noch ihre neue Herrin.

* * *

Auszeit. Ich muss Bleistifte spitzen und ein neues Heft anfangen.

* * *

Das war eine lange Auszeit; fast eine Woche. Aber es ist jetzt November und plötzlich unverhältnismäßig kalt; ich ging bei peitschendem Regen hinaus und habe mir eine prächtige Erkältung eingefangen. Ich wäre wohl kaum auf die Straße gegangen, hätte mich nicht Miss Victoria Self,

die Hohepriesterin einer Fick-auf-Anruf-Agentur, in ihr Büro beordert.

Wenn man bedenkt, wie viel Geld diese Frau scheffeln muss, sie und ihre Mafiabosse, dann kapiere ich nicht, wieso sie sich als Büro nur zwei schäbige Zimmer über einem Pornoladen in der 42nd Street leistet. Natürlich bekommen die Kunden diese Räumlichkeiten nur selten zu Gesicht; sie machen alles am Telefon ab. Also denkt sie sich wahrscheinlich, warum Geld darauf verschwenden, um uns zu verwöhnen, uns arme Stricher. Halb ertrunken, triefend nass platschte ich die vier Treppen knarrender Stufen hoch und stand wieder einmal vor der Mattglastür mit der abplatzenden Aufschrift: Der Self-Service. Treten Sie ein!

Vier Personen hielten sich in dem stickigen kleinen Wartezimmer auf. Sal, ein kleiner, knackiger Italiener, der einen Ehering trug; er war einer von Miss Selfs schwarzarbeitenden Polizisten. Und Andy, der wegen eines Einbruchs zu einer Bewährungsstrafe verurteilt war; aber wenn man nicht zu genau hinsah, hätte man ihn für einen typischen College-Studenten halten können; wie üblich spielte er Mundharmonika. Dann war da noch Butch, Miss Selfs blonder, träger Sekretär, der jetzt, wo ihm der letzte Rest seiner Fire-Island-Sonnenbräune abhanden gekommen war, mehr denn je Uriah Heep ähnelte. Und Maggie – ein dralles, niedliches Mädchen: bei unserem letzten Zusammentreffen hatte sie gerade geheiratet, sehr zu Butchs Unwillen.

»Und nun raten Sie mal, was sie angestellt hat!«, zischte Butch, als ich eintrat. »Sie ist schwanger.«

Maggie flehte: »Bitte, Butch. Ich weiß gar nicht, warum du dich so aufregst. Ist doch erst seit gestern klar. Und wird gar nichts ausmachen.«

»Das hast du schon gesagt, als du abgehauen bist und diesen Penner geheiratet hast. Maggie, du weißt, ich liebe dich. Aber wie konnte dir so was passieren?«

»Bitte, Schatz. Ich versprech's dir. Es wird nicht wieder vorkommen.«

Nur wenig besänftigt, raschelte Butch mit Papieren auf seinem Schreibtisch und wandte sich an Sal.

»Sal, ich hoffe, du vergisst nicht, dass du um fünf Uhr einen Termin im St. George Hotel hast. Zimmer 907. Er heißt Watson.«

»Das St. George! Verflixt«, brummelte Sal, dessen Spitzname Zehnpenny war wegen seiner Fähigkeit, auf seinem voll erigierten Schwanz zehn Pennys auslegen zu können, »das ist in Brooklyn. Muss ich bei diesem Sauwetter bis rüber nach Brooklyn?«

»Es ist ein Fünfzig-Dollar-Termin.«

»Ich hoffe, es ist nichts Ausgefallenes. Mir ist nicht nach irgendwas Ausgefallenem.«

»Nichts Besonderes. Nur ein schlichter Goldener Schauer. Der Herr ist durstig.«

»Na«, sagte Sal, ging zum Wasserbehälter und nahm sich einen Pappbecher, »dann werde ich mal besser auftanken.«

»Andy!«

»Ja, Sir.«

»Steck diese elende Mundharmonika in die Tasche und lass sie drin.«

»Ja, Sir.«

»Ist das alles, was ihr Knackis im Kittchen macht? Euch tätowieren lassen und Mundharmonika spielen lernen?«

»Ich hab keine Tätowierung ...«

»Komm mir nicht frech!«

»Ja, Sir«, sagte Andy unterwürfig.

Endlich richtete Butch seine Aufmerksamkeit auf mich; sein Gesicht wies eine zusätzliche Selbstgefälligkeit auf, die darauf hindeutete, dass ihm etwas für mich Nachteiliges zu Ohren gekommen war. Er drückte den Summer auf seinem Schreibtisch und sagte: »Ich glaube, Miss Self kann Sie jetzt empfangen.«

Miss Self schien mein Eintreten nicht zu bemerken; sie stand mit dem Rücken zu mir am Fenster und betrachtete den Regen. Dünne graue Zöpfe schlängelten sich um ihren schmalen Schädel; wie immer spannte sich ein Kostüm aus blauem Serge um ihre Korpulenz. Sie rauchte einen Zigarillo. Ihr Kopf wandte sich um. »Ach, ja«, sagte sie mit den Resten eines deutschen Akzents, »Sie sind sehr nass. Das ist nicht gut. Haben Sie keinen Regenmantel?«

»Ich habe gehofft, ich kriege einen zu Weihnachten.«

»Das ist nicht gut«, wiederholte sie und ging zu ihrem Schreibtisch. »Sie haben gutes Geld verdient. Bestimmt können Sie sich einen Regenmantel leisten. Hier«, sagte sie und holte aus einem Schreibtischfach zwei Gläser und eine Flasche ihres bevorzugten Sedativums Tequila. Während sie einschenkte, wunderte ich mich aufs Neue über die Kargheit der Ausstattung, karger als eine Gefängniszelle, vollkommen schmucklos bis auf einen Schreibtisch, einige Stühle, einen Coca-Cola-Kalender und eine Wand

mit Aktenschränken (in die ich nur allzu gern einen Blick geworfen hätte!). Der einzige, nur der Zierde dienende Gegenstand, den ich erblicken konnte, war die goldene Cartier-Armbanduhr, die an Miss Selfs Handgelenk blitzte; sie fiel völlig aus dem Rahmen. Ich rätselte, wie sie in ihren Besitz gelangt sein mochte – war sie vielleicht ein Geschenk eines ihrer reichen und dankbaren Kunden?

»Stößchen«, sagte sie, leerte ihr Glas und schüttelte sich.

»Stößchen.«

»Alors«, sagte sie und zog an ihrem Zigarillo, »vielleicht entsinnen Sie sich an unser erstes Gespräch. In dem Sie sich hier als Angestellter bewarben. Empfohlen von Mr. Woodrow Hamilton – der zu meinem Bedauern nicht mehr bei uns ist.«

»Ach?«

»Wegen einer schweren Verletzung unserer Regeln. Genau darüber möchte ich übrigens mit Ihnen reden.« Sie verengte ihre blassen, teutonischen Augen; ich verspürte die Übelkeit eines in Gefangenschaft geratenen Soldaten, der vor einem Verhör durch den Lagerkommandanten steht. »Ich habe Sie mit diesen Regeln in allen Einzelheiten bekannt gemacht; aber um Ihr Gedächtnis aufzufrischen, werde ich Sie an die wichtigeren erinnern. Als Erstes wird jeder Versuch eines unserer Mitarbeiter, einen Kunden zu erpressen oder zu belästigen, strengstens geahndet.«

Vor meinem geistigen Auge sah ich die Leiche eines Erdrosselten im Harlem River treiben.

»Zweitens darf ein Angestellter unter keinen Umstän-

den je direkt mit einem Kunden verhandeln, und alle Honorarvereinbarungen müssen von uns getroffen werden. Drittens und vor allem darf ein Angestellter nie gesellschaftlichen Umgang mit einem Kunden pflegen: so etwas ist kein gutes Geschäftsgebaren und kann zu sehr unangenehmen Situationen führen.«

Sie löschte ihren Zigarillo in ihrem Tequilaglas und gönnte sich einen großen Schluck direkt aus der Flasche. »Am elften September hatten Sie eine Verabredung mit einem Mr. Appleton. Sie haben eine Stunde mit ihm in seinem Zimmer im Yale Club verbracht. Ist irgendetwas Ungewöhnliches vorgefallen?«

»Eigentlich nicht. Es war bloß eine orale Einwegnummer; er verlangte keine Erwiderung.« Ich verstummte, aber ihre unzufriedene Miene gab mir zu verstehen, dass sie mehr hören wollte. »Er war Anfang sechzig, aber gut beieinander, munter. Ein sympathischer Typ. Er hat viel geredet; hat mir erzählt, dass er im Ruhestand ist und mit seiner zweiten Frau auf einer Farm lebt. Wo er Vieh züchtet ...«

Miss Self unterbrach mich ungeduldig: »Und er hat Ihnen hundert Dollar gegeben.«

»Ja.«

»Har er Ihnen sonst noch etwas gegeben?«

Ich beschloss, nicht zu lügen. »Er gab mir seine Visitenkarte. Er sagte, wenn dir je danach ist, Landluft zu atmen, dann komm mich besuchen.«

»Was ist aus der Karte geworden?«

»Ich hab sie weggeworfen. Oder verloren. Ich weiß nicht.«

Sie zündete sich einen neuen Zigarillo an und rauchte, bis lange Asche herunterfiel. Sie griff zu einem Umschlag, der auf ihrem Schreibtisch lag, zog einen Brief heraus und breitete ihn vor sich aus. »Seit über zwanzig Jahren bin ich in diesem Geschäft, aber heute habe ich einen Brief erhalten, der mir noch nie untergekommen ist.«

Wie ich schon erwähnt haben mag, gehört zu meinen Gaben, auf dem Kopf stehende Schrift lesen zu können: diejenigen von uns, die auf ihren Grips angewiesen sind, um sich durchs Leben zu schlagen, entwickeln ausgefallene Talente. Während Miss Self das geheimnisvolle Schreiben betrachtete, las ich es also. Es lautete: *Liebe Miss Self, der liebenswürdige Bursche, der mich auf Ihre Veranlassung am vergangenen 11. September im Yale Club aufsuchte, hat mir gut gefallen. So sehr, dass ich ihn gerne in gemütlicherer Atmosphäre näher kennenlernen möchte. Und so kam mir der Gedanke, ob Sie es wohl einrichten könnten, dass er die Feiertage um Thanksgiving hier auf meiner Farm in Pennsylvania verbringt? Sagen wir, von Donnerstag bis Sonntag. Es wird nur ein Familientreffen sein; meine Frau, einige meiner Kinder, ein paar meiner Enkelkinder. Natürlich bin ich bereit, ein angemessenes Honorar zu zahlen, und ich überlasse es Ihnen, den Betrag festzusetzen. Ich hoffe, Sie sind wohlauf und guter Dinge. Mit freundlichen Grüßen, Ihr Roger W. Appleton.*

Miss Self las mir den Brief vor. »Und«, fuhr sie mich an, »was sagen Sie dazu?« Als ich nicht sofort antwortete, sagte sie: »Da stimmt doch was nicht. Das ist verdächtig. Aber davon abgesehen steht das im Widerspruch zu unseren wichtigsten Regeln: kein Angestellter darf je gesell-

schaftlich mit einem Kunden verkehren. Diese Regeln sind nicht willkürlich. Sie beruhen auf Erfahrung.« Stirnrunzelnd tippte sie mit einem Fingernagel auf den Brief. »Was kann dieser Mann Ihrer Meinung nach im Sinn haben? Eine Sexorgie? Zusammen mit seiner Ehefrau?«

Bemüht, gleichgültig zu klingen, sagte ich: »Ich vermag nichts dabei zu finden.«

»Ach, nein?«, beschuldigte sie mich. »Sie haben nichts gegen diesen Vorschlag? Sie wollen also hinfahren.«

»Offengestanden, Miss Self, wäre mir ein Tapetenwechsel für ein paar Tage sehr willkommen. Ich hatte das ganze letzte Jahr über eine ziemlich schwere Zeit.«

Sie schluckte eine weitere doppelte Dosis des Kaktussaftes; schüttelte sich. »Also gut, ich werde Mr. Appleton schreiben und ein Honorar von fünfhundert Dollar verlangen. Vielleicht können wir bei einer solchen Summe ausnahmsweise einmal eine Regel außer acht lassen. Und von Ihrem Anteil werden Sie sich einen Regenmantel kaufen!«

* * *

Aces winkte mir zu, als ich in die Bar vom Ritz kam. Es war sechs Uhr, und ich musste mich zwischen voll besetzten Tischen hindurchzwängen, denn zur Cocktailzeit wimmelte es in der Bar von sonnengebräunten Skiläufern, die kürzlich von ihrem alpinen Urlaub zurückgekehrt waren; ferner von Edelnutten, die einander Gesellschaft leisteten, während sie darauf warteten, von deutschen und amerikanischen Geschäftsleuten beansprucht zu werden;

dazu kamen die Horden von Modejournalisten und die Einkäufer der Lumpenhändler in der Seventh Avenue, die in Paris versammelt waren, um die Sommerkollektion zu besichtigen; und natürlich die schicken alten blauhaarigen Damen – es sind immer etliche von ihnen da, bejahrte Dauergäste des Hotels, die es sich in der Bar vom Ritz bequem machen, um ihre tägliche Ration von zwei Martinis zu trinken (»mein Arzt besteht darauf: eine Wohltat für den Kreislauf«), bevor sie sich in den Speisesaal verfügen und in stummer Einsamkeit unter Kronleuchtern kauen.

Ich hatte mich kaum hingesetzt, da wurde Aces ans Telefon gerufen. Ich konnte ihn gut sehen, denn der Apparat befand sich am anderen Ende der Bar; hin und wieder bewegten sich seine Lippen, aber meistens schien er nur zuzuhören und zu nicken. Nicht, dass ich ihn aufmerksam beobachtete, denn in Gedanken war ich immer noch oben und betrachtete Kate McClouds offene Haare, ihr träumendes Gesicht – ein so fesselnder Anblick, dass ich aufschrak, als Aces zurückkam.

»Das war Kate«, verkündete er mit selbstzufriedener Miene: ein Mungo, der eine Maus verdaute. »Sie wollte wissen, warum Sie gegangen sind, ohne sich zu verabschieden.«

»Sie war eingeschlafen.«

Aces trägt immer ein Häufchen Haushaltsstreichhölzer in der Jackentasche mit sich herum, das ist eine seiner Marotten; er entzündete eins mit dem Daumennagel und führte die Flamme an eine Zigarette. »Kate mag nicht so wirken, aber sie ist eine sehr gescheite junge Frau – ihre Instinkte sind im Allgemeinen verlässlich. Sie haben ihr

sehr gut gefallen. Und so«, sagte er grinsend, »bin ich in der Lage, Ihnen ein festes Angebot machen zu können. Kate würde Sie gern als bezahlten Begleiter einstellen. Sie werden tausend Dollar im Monat erhalten sowie die Vergütung all Ihrer Auslagen, darunter die für Kleidung und ein eigenes Auto.«

Ich fragte: »Warum hat sie Axel Jaeger geheiratet?«

Aces blinzelte, als sei das die letzte Reaktion, die er von mir erwartet hatte. Er drückste herum. Dann: »Eine interessantere Frage wäre vielleicht – warum hat *er* sie geheiratet? Und eine noch interessantere Frage ist – wie hat Kate ihn kennengelernt? Axel Jaeger ist nämlich ein Mann, der kaum je in Erscheinung tritt. Ich selbst bin ihm nie begegnet, habe nur Paparazziphotos von ihm gesehen: ein hochgewachsener Mann mit einem Burschenschaftsschmiss auf der Wange, hager, fast ausgemergelt, Ende fünfzig. Er kommt aus Düsseldorf und hat von seinem Großvater ein Munitionsvermögen geerbt, ein Vermögen, das er ins Astronomische vermehrt hat. Er besitzt Fabriken überall in Deutschland, überall auf der Welt – ihm gehören Öltanker und Ölfelder in Texas und Alaska, ihm gehört die größte Viehfarm in Brasilien, über zweitausend Quadratkilometer, und ein nicht ganz kleiner Teil sowohl von Irland als auch der Schweiz (alle reichen Westdeutschen haben Irland und die Schweiz aufgekauft: sie glauben, da sind sie sicher, wenn wieder Bomben fallen). Jaeger ist bei weitem der reichste Mann in Deutschland – vielleicht sogar in Europa. Er hat zwar die deutsche Staatsangehörigkeit, aber auch eine Daueraufenthaltsgenehmigung für die Schweiz; natürlich aus Steuergründen.

Um sie zu behalten, muss er sich an sechs Monaten im Jahr in der Schweiz aufzuhalten, ob es ihm gefällt oder nicht. Mein Gott, was für Torturen die Reichen auf sich nehmen, um ein paar Pimperlinge zu sparen. Er residiert in einem kolossalen und kolossal hässlichen Château an einem Berghang ungefähr fünf Kilometer nördlich von St. Moritz. Ich kenne niemanden, der dieses Haus je betreten hat. Außer Kate natürlich.

»Meines Wissens war und ist er gläubiger Katholik. Und aus diesem Grunde blieb er mit seiner ersten Frau siebenundzwanzig Jahre lang verheiratet, bis zu ihrem Tod. Obwohl sie ihm keine Kinder schenken konnte, was wohl das große Problem war, denn er wollte unbedingt ein Kind, einen Sohn, einen Erben für die Jaeger-Dynastie. Nur warum hat er dann nicht das Naheliegende getan und ein deutsches Mädel mit guter Erziehung und breitem Becken geheiratet, das ihm in null Komma nichts ein volles Kinderzimmer beschert hätte? Ganz bestimmt war eine intelligente, weltoffene Schönheit wie Kate wohl kaum die ideale Wahl für einen Mann von Herrn Jaegers rigoroser Sittenstrenge. Und ebenso unbegreiflich war es, dass Kate sich zu so einem Menschen hingezogen gefühlt hat. Geld? Das kann nicht der Grund gewesen sein. Tatsächlich hat mir Kate, nachdem wir uns näher kennengelernt hatten, erzählt, sie habe von ihrer ersten Ehe ein solches Trauma davongetragen, dass sie nie wieder heiraten wolle. Aber dann geht sie hin und besorgt sich schon wenige Monate später, ohne jede Vorwarnung, ohne auch nur zu erwähnen, dass sie diesen legendären Magnaten überhaupt kennengelernt hat, eine päpstliche Nichtig-

keitserklärung ihrer ersten Ehe und heiratet Jaeger in einer katholischen Kirche in Düsseldorf. Ein Jahr später trifft der langersehnte Erbe ein. Heinrich Rheinhardt Jaeger. Heini. Und im Jahr darauf, noch bevor es um ist, wird sie mit Sack und Pack aus dem Jaegerschen Château hinausgeworfen, wobei der Junge in der Obhut des Vaters bleibt – mit bestimmten, eng begrenzten Besuchsrechten für die Mutter.«

»Aber Sie wissen nicht, warum?«

Aces entzündete ein weiteres Streichholz am Daumen-nagel und blies es aus. »Das Zerwürfnis oder wie man es auch nennen mag, war so rätselhaft wie die Verbindung selbst. Sie verschwand mehrere Monate lang, und ein Arzt, den ich kenne, hat mir erzählt, dass sie die Zeit in der Nestlé-Klinik in Lausanne verbracht hat. Aber was geschehen ist, hat sie mir nicht anvertraut, und ich hatte nie den Mut, sie zu fragen. Ich nehme an, die einzige Person, die es weiß, ist Kates Zofe Corinne. Aber wenn es um Miss Kate geht, ist Corinne so schweigsam wie die Götzenbilder auf der Osterinsel.«

»Warum haben sie sich nicht scheiden lassen?«

»Der katholische Hemmschuh, nehme ich an. Für Jaeger käme eine Scheidung niemals in Betracht.«

»Herrgott noch mal, aber *sie* kann sich doch von *ihm* scheiden lassen, oder nicht?«

»Nicht, wenn sie Heini je Wiedersehen will. Diese Tür wäre für immer verschlossen.«

»So ein Schweinehund. Dem würde ich am liebsten eine Schrotflinte in den Hintern schieben und abdrücken. Diesem Dreckskerl. Aber Sie haben von Gefahr gespro-

chen. Soweit ich sehen kann, hat sie nichts zu befürchten.«

»Kate meint, doch. Ich übrigens auch. Und es ist keine paranoide Wahnvorstellung, dass Jaeger seine Leute auf sie angesetzt hat, die ihr auf Schritt und Tritt folgen und über alles berichten, was sie tut und treibt. Wenn sie einen Tampon wechselt, können Sie sicher sein, dass der *Grand Seigneur* davon erfährt. Kommen Sie«, sagte er und schnippte nach einem Kellner, »wir trinken was. Für Daiquiris ist es zu spät. Wie wär's mit einem Scotch Soda?«

»Von mir aus.«

»Ober, zwei Scotch Soda. Jetzt zu dem Angebot, das ich Ihnen gemacht habe – sind die Bedingungen annehmbar, oder möchten Sie ein paar Tage Bedenkzeit?«

»Ich brauche keine Bedenkzeit. Ich habe mich schon entschieden.«

Die Drinks kamen, und er erhob sein Glas. »Dann trinken wir auf Ihre Entscheidung, einerlei, wie sie ausgefallen ist. Ich hoffe, sie lautet Ja.«

»Ja.«

Er seufzte erleichtert. »P. B., Sie schickt der liebe Gott. Und ich bin sicher, Sie werden es nicht bereuen.« Selten ist eine unzutreffendere Prophezeiung geäußert worden.

»Ja, sie lautet Ja. Aber. Wenn er keine Scheidung will, was will er dann?«

»Ich habe eine Theorie. Es ist nur eine Theorie, aber ich würde mein letztes Hemd darauf verwetten, dass sie stimmt. Er hat vor, Kate umzubringen.« Aces klimperte mit dem Eis in seinem Glas. »Da ihm sein katholischer Glaube eine Scheidung verbietet, und da sie für ihn, solange sie

lebt, eine Bedrohung darstellt, eine Bedrohung für das Sorgerecht an seinem Kind. Also will er sie umbringen. Sie so ermorden lassen, dass es nach einem Unfall aussieht.«

»Aces. Also wirklich! Sie sind verrückt! Entweder Sie sind verrückt. Oder er.«

»In diesem speziellen Falle ist, glaube ich, er verrückt. He«, sagte er, »mir ist gerade was aufgefallen. Wo ist Ihr Hund?«

»Ich habe ihn der Dame im obersten Stock überlassen.«

»Oha! Ich merke, Sie sind mächtig von ihr beeindruckt.«

Ich ging das ganze Stück vom Ritz mit seinen von Proustschen Gespenstern heimgesuchten Korridoren bis zu den heruntergekommenen Stuben meines Hotels am Gare du Nord zu Fuß. Eine Hochstimmung erhellt meine Weg – endlich war ich kein nassauernder Exilant, kein zielloser Verlierer mehr; ich war ein Mann mit einer Lebensaufgabe, einer Mission; und wie ein Jungpfadfinder vor seiner ersten Wochenendwanderung war ich in Gedanken völlig mit den Vorbereitungen beschäftigt. Kleidung; ich würde Hemden, Schuhe und ein paar gute Anzüge brauchen, denn nichts von meiner Garderobe hielt einer Prüfung bei hellem Sonnenlicht stand. Und eine Waffe; morgen würde ich mir einen 38er-Revolver kaufen und auf einem Schießstand üben. Ich ging schnell, nicht nur, weil es kalt war mit jener Paris eigenen Seine-feuchten, nebligen Kälte, sondern weil ich hoffte, von der Anstrengung so erschöpft zu sein, dass ich in traumlosen Schlaf fallen würde, sobald ich den Kopf aufs Kissen legte. Was ich auch tat.

Allerdings war es kein traumloser Schlaf. Ich kann gut verstehen, dass Analytiker saftige Honorare verlangen, denn was gibt es Langweiligeres, als sich die Träume anderer Leute anhören zu müssen? Aber ich werde es riskieren, Sie mit meinem Traum in jener Nacht zu langweilen, denn er sollte später in fast allen Einzelheiten eintreffen. Am Anfang war der Traum ohne jede Bewegung, eine Szene am Meer wie auf einem Gemälde von Boudin um die Jahrhundertwende. Reglose Gestalten an einem endlosen Strand, gleich dahinter das aquamarinblaue Meer. Ein Mann, eine Frau, ein Hund, ein kleiner Junge. Die Frau trägt ein knöchellanges Taftkleid, dessen Rock von Meeresbrisen gebeutelt wird; sie schützt sich mit einem grünen Sonnenschirm. Der Mann hat eine Kreissäge auf dem Kopf; der Junge steckt in einem Matrosenanzug. Nach und nach wird das Bild deutlicher, und ich erkenne die Frau unter dem Sonnenschirm – es ist Kate McCloud. Und der Mann, der jetzt nach ihrer Hand greift, das bin ich selbst. Plötzlich hebt das Kind im Matrosenanzug ein Stöckchen auf und wirft es in die Wellen; der Hund stürzt los, um es zu holen, kommt zurückgerannt und schüttelt sich, versprüht einen Schauer glitzernder, salziger Tropfen.

LA CÔTE BASQUE

Dialog in einer Cowboy-Bar in Roswell, New Mexico ... ERSTER COWBOY: He, Jed. Wie geht's? Wie steht's? ZWEITER COWBOY: Gut! Richtig gut. Brauchte heute Morgen nicht mal zu wachsen, um in Gang zu kommen.

* * *

»Carissimo!«, rief sie aus. »Du bist genau der, den ich suche. Zum Lunchen. Die Herzogin hat mich versetzt.«

»Die schwarze oder die weiße?«, fragte ich.

»Die weiße«, sagte sie, mich zur Umkehr zwingend.

Die weiße, das ist Wallis Windsor, während mit der schwarzen Perla Apfeldorf gemeint ist, die brasilianische Frau eines ultrarassistischen südafrikanischen Diamantenindustriellen. Was die Dame anbelangt, die den Unterschied ebenfalls kannte, so ist sie in der Tat eine Dame – Lady Ina Coolberth, eine Amerikanerin, die mit einem britischen Chemiemagnaten verheiratet ist und in jeder Hinsicht viel Weiblichkeit zu bieten hat. Groß, größer als die meisten Männer, geboren und aufgewachsen auf einer Farm in Montana, ist Ina ein mächtiges, fröhliches, energiegeladenes Frauenzimmer.

»Das ist das zweite Mal, dass sie abgesagt hat«, fuhr Ina Coolberth fort. »Sie sagt, sie hat Nesselfieber. Oder der Herzog hat Nesselfieber. Eins von beidem. Jedenfalls habe ich immer noch den Tisch im Côte Basque. Also wollen wir? Denn ich brauche unbedingt jemanden zum Reden. Und Gott sei Dank bist du es, Jonesy.«

* * *

Das Côte Basque ist in der East Fifty-fifth Street, gleich gegenüber vom St. Regis. An derselben Stelle befand sich früher Le Pavillon, 1940 von dem ehrenwerten Gastronomen Henri Soulé gegründet. M. Soulé verließ die Räumlichkeiten aufgrund einer Fehde mit seinem Hauswirt, dem verstorbenen Präsidenten der Columbia Pictures, einem ordinären Hollywood-Ganoven namens Harry Cohn (der, als er erfuhr, dass Sammy Davis Jr. mit seinem blonden Star Kim Novak ausging, einem Killer befahl, Davis anzurufen und ihm zu sagen: »Hör zu, Nigger, ein Auge fehlt dir schon. Wie würd's dir gefallen, gar keins mehr zu haben?« Am nächsten Tag heiratete Davis eine Las-Vegas-Revuetänzerin – eine farbige). Wie das ursprüngliche Pavillon bestand auch das Côte Basque aus einem kleinen Eingangsbereich, einer Bar links davon und dann, hinter einem Torbogen, einem Speisesaal in rotem Plüsch. Die Bar und der Hauptraum bildeten die Äuferen Hebriden, eine Insel Elba, auf die Soulé zweitklassige Gäste verbannte. Bevorzugte Kunden, vom Inhaber mit unfehlbarem Snobismus auserwählt, wurden in dem von Polsterbänken gesäumten Eingangsbereich plaziert – ein Usus,

an den sich alle New Yorker Restaurants von Welt halten: das Lafayette, The Colony, La Grenouille, La Caravelle. Diese Tische befinden sich immer gleich an der Tür, sind zugig und alles andere als lauschig, aber trotzdem gilt es bei Statusbewussten als Augenblick der Wahrheit, an so einem Tisch zu sitzen oder eben nicht. Harry Cohn brachte es im Pavillon nie so weit. Es spielte keine Rolle, dass er einer der wichtigsten Hollywoodbosse oder gar Soulés Hauswirt war. Soulé sah in Cohn immer nur den geckenhaften Ladenschwengel, der er eigentlich war, und führte ihn dementsprechend an einen Tisch in der Polarregion des Hinterzimmers. Cohn schimpfte, Cohn blähte sich auf und rächte sich, indem er dem Restaurant laufend die Miete erhöhte. Also zog Soulé einfach in ein prächtigeres Quartier im Ritz Tower. Doch noch während er dort residierte, gab Harry Cohn den Löffel ab (als Jerry Wald gefragt wurde, warum er auf dessen Beerdigung sei, antwortete er: »Nur um sicherzugehen, dass der Scheißkerl tot ist«), und Soulé, der sich nach seinem alten Revier zurücksehnte, mietete sich unter der neuen Verwaltung wieder dort ein und erschuf eine Art Edelausgabe vom Le Pavillon: La Côte Basque.

Lady Ina erhielt natürlich einen untadeligen Platz – der vierte Tisch von links, wenn man hereinkommt. Niemand anders als M. Soulé persönlich geleitete sie dorthin, zerstreut wie immer, rosig und glasiert wie ein Marzipanschwein.

»Lady Coolbirth ...«, murmelte er, wobei sein perfektionistischer Blick auf der Suche nach welken Rosen und ungeschickten Kellnern rastlos umherschweifte. »Lady

Coolbirth ... ähm ... sehr angenehm ... ahm ... und Lord Coolbirth? ... ähm ... heute haben wir einen sehr schönen Lammrücken auf der Tageskarte ...«

Sie zog mich mit einem Blick zu Rate und sagte: »Nein, nichts von der Tageskarte. Das kommt zu schnell auf den Tisch. Lieber etwas, das ewig dauert. Dann haben wir Zeit, uns zu betrinken und danebenzubenehmen. Sagen wir, ein Soufflé Fürstenberg. Könnten Sie uns das machen, Monsieur Soulé?«

Er zuzelte missbilligend – aus zwei Gründen: er hält nichts davon, dass seine Gäste ihre Geschmacksknospen mit Alkohol betäuben, und außerdem: »Das Fürstenberg ist eine schlimme Plage. Ein Tumult.«

Jedoch köstlich: ein Schaum aus Käse und Spinat, in dem eine Anzahl pochierter Eier strategisch verteilt worden ist, so dass beim Hineinstoßen der Gabel das Soufflé mit goldenen Strömen von Eigelb befeuchtet wird.

»Ein Tumult«, sagte Ina, »ist genau das, was ich möchte«, und der Wirt fügte sich, die schweißbenetzte Stirn mit einem Tüchlein abtupfend.

Dann entschied sie sich gegen Cocktails und sagte: »Warum unser Wiedersehen nicht richtig feiern?« Beim Sommelier bestellte sie eine Flasche Roederer Cristal. So- gar für diejenigen, die sich nichts aus Champagner machen, darunter auch ich, gibt es zwei Champagner, die man nicht ablehnen kann: Dom Pérignon und den sogar noch besseren Cristal, er kommt in ungefärbten Glasflaschen daher, die sein bleiches Feuer zeigen, eine eiskalte Glut von so prickelnder Trockenheit, dass man nach jedem Schluck das Gefühl hat, ihn gar nicht getrunken zu

haben, sondern als habe er sich auf der Zunge in Dämpfe verwandelt und sei dort zu feuchter, süßer Asche verglüht.

»Natürlich«, sagte Ina, »hat Champagner einen großen Nachteil: wenn man ihn regelmäßig trinkt, setzt sich eine bestimmte Säure im Magen fest, und das Resultat ist dauerhafter Mundgeruch. Völlig unheilbar. Erinnerst du dich an Arturos Mundgeruch, Gott hab ihn selig? Und Cole schwärzte auch für Champagner. Ach, Cole fehlt mir sehr, auch wenn er in den letzten Jahren nicht mehr alle Tassen im Schrank hatte. Habe ich dir je die Geschichte von Cole und dem sexbesessenen Sommelier erzählt? Ich weiß nicht mehr genau, wo er gearbeitet hat. Er war Italiener, also kann's nicht hier oder im Pavillon gewesen sein. Im Colony? Komisch: ich sehe ihn deutlich vor mir – ein nussbrauner Mann, schön flach, mit Pomade im Haar und hinreißender Kieferpartie –, aber ich kann nicht sehen, wo ich ihn sehe. Er war aus Südalien, also nannten ihn alle Dixie, und Teddy Whitestone wurde von ihm schwanger – Bill Whitestone nahm selbst die Abtreibung vor, weil er dachte, er sei daran schuld. Und vielleicht war er das ja, wenn auch anders, als er meinte – na jedenfalls finde ich das ziemlich degoutant, unnatürlich, wenn man so will, ein Arzt, der bei seiner eigenen Frau abtreibt. Und Teddy Whitestone war nicht die einzige; die Frauen standen Schlange, um Dixie Liebesbriefchen in die Hand zu drücken. Cole ging es einfallsreich an: er bat Dixie zu sich in die Wohnung unter dem Vorwand, Beratung für die Anlage eines neuen Weinkellers zu brauchen – Cole! Der mehr von Weinen verstand, als der Spaghetti auch nur

ahnte. Also saßen die beiden auf dem Sofa – das wunderschöne Wildledersofa, das Billy Baldwin für Cole angefertigt hat –, alles ganz zwanglos, und Cole küsst den Kerl auf die Wange, und Dixie grinst und sagt: ›Das kostet Sie fünfhundert Dollar, Mr. Porter.‹ Cole lacht nur und kneift Dixie ins Bein. ›Also das kostet Sie tausend Dollar, Mr. Porter.‹ Dann wurde Cole klar, dass dieses Stück Pizza es ernst meinte, also zog er ihm den Reißverschluss auf, holte sein bestes Teil heraus, schüttelte es und sagte: ›Und wie viel beträgt der volle Preis für dessen Benutzung?‹ Dixie antwortete, zweitausend Dollar. Cole ging an seinen Schreibtisch, stellte einen Scheck aus und übergab ihn mit den Worten: ›Leider kann Miss Otis heute nicht bei Ihnen speisen. Und jetzt machen Sie, dass Sie rauskommen.‹«

* * *

Der Cristal wurde eingeschenkt. Ina trank ein Schlückchen. »Der ist nicht kalt genug. Aber ahhh!« Sie trank noch einen Schluck. »Cole fehlt mir. Und Howard Sturgis. Sogar Papa; immerhin komme ich in seinen *Grünen Hügeln von Afrika* vor. Und Onkel Willie. Vorige Woche war ich in London auf einem Empfang bei Mrs. Drue Heinz, und Prinzessin Margaret blieb an mir kleben. Ihre Mutter ist ein Schatz, aber der Rest dieser Familie! – obwohl aus Prinz Charles was werden kann. Aber im Grunde denken sie alle, dass es nur drei Kategorien gibt: Farbige, Weiße und Mitglieder der königlichen Familie. Na, ich war schon am Einnicken, weil sie einen so zuquasselt, aber plötzlich,

à propos de rien, hat sie verkündet, dass sie Tucken eigentlich nicht leiden kann! Eine ungewöhnliche Bemerkung, aus dieser Quelle. Erinnerst du dich an den Witz darüber, wer sich den ersten Matrosen angelte? Aber ich senkte nur den Blick, *très* Jane Austen, und sagte: ›Madame, in diesem Fall werden Sie, fürchte ich, auf Ihre alten Tage sehr einsam sein.‹ Ihr Gesichtsausdruck! – ich dachte, gleich verwandelt sie mich in einen Kürbis.«

Inas Stimme war von untypischer Sprunghaftigkeit, als hastete sie dahin, um mir ja nicht das anzuvertrauen, was sie mir eigentlich anvertrauen wollte. Meine Augen und Ohren schweiften ab. Am Tisch schräg gegenüber saßen zwei Damen, denen ich vorigen Sommer in Southampton begegnet war, obwohl die Begegnung nicht so bedeutsam war, dass ich erwartete, von ihnen erkannt zu werden – Gloria Vanderbilt de Cicco Stokowski Lumet Cooper und ihre Freundin seit frühester Kindheit, Carol Marcus Saroyan Saroyan (sie hat ihn tatsächlich zweimal geheiratet) Matthau, Frauen Ende dreißig, die sich aber im Aussehen noch nicht weit von jener Debütantinnenzeit entfernt hatten, als sie im Stork Club ihre erste Nasevoll probierten.

»Aber was kann man einer sagen«, erkundigte sich Mrs. Matthau bei Mrs. Cooper, »die einen guten Liebhaber verloren hat, zweihundert Pfund wiegt und mitten in einem Nervenzusammenbruch steckt? Ich glaube nicht, dass sie in den letzten vier Wochen das Bett verlassen hat. Oder die Bettwäsche gewechselt hat. ›Maureen‹ – habe ich zu ihr gesagt –, ›Maureen, mir ist es schon viel schlechter gegangen als dir. Ich erinnere mich noch, wie ich rumgelaußen bin und aus den Arzneischränkchen sämtlicher Leute

Schlaftabletten geklaut habe, um mir das Leben zu nehmen. Die Schulden standen mir bis über die Ohren, und jeder Penny, den ich hatte, war geborgt ... «

»Liebste«, protestierte Mrs. Cooper mit leichtem Stottern, »warum bist du denn nicht zu *mir* gekommen?«

»Weil du reich bist. Es ist viel leichter, Arme anzupuppen.«

»Aber, Liebste ...«

Mrs. Matthau fuhr fort. »Also habe ich gesagt: ›Weißt du, was ich gemacht habe, Maureen? Pleite, wie ich war, bin ich losgegangen und habe mir ein Dienstmädchen besorgt, das nur für mich da war. Meine Lage hat sich verbessert, meine Einstellung hat sich völlig geändert, und ich habe mich geliebt und verwöhnt gefühlt. Also wenn ich du wäre, Maureen, würde ich was versetzen und ein sehr teures Geschöpf einstellen, das mir das Bad einlässt und das Bett richtet.‹ Ach übrigens, bist du auf der Party von den Logans gewesen?«

»Eine Stunde lang.«

»Und wie war sie?«

»Fabelhaft. Wenn man noch nie auf einer Party gewesen ist.«

»Ich wollte hingehen. Aber du kennst ja Walter. Ich hätte mir nie träumen lassen, mal einen Schauspieler zu heiraten. Na ja, heiraten vielleicht, aber doch nicht aus Liebe! Trotzdem bin ich nun all die Jahre mit Walter zusammen, und ich erstarre immer noch, wenn ich seinen Blick auch nur kurz abirren sehe. Hast du diese neue schwedische Möse namens Karen Dingsbums gesehen?«

»Hat sie nicht in so einem Spionagefilm mitgespielt?«

»Genau. Reizendes Gesicht. Göttlich, wenn sie von den Möpsen aufwärts photographiert wird. Aber die Beine gehören in einen Wald mit Mammutbäumen. Die reinsten Baumstämme. Jedenfalls sind wir ihr bei den Widmarks begegnet, und Walter zuliebe kullerte sie mit den Augen und machte all diese kleinen Geräusche, und ich hielt es so lange aus, wie ich konnte, aber als ich Walter fragen hörte ›Wie alt sind Sie, Karen?‹, sagte ich: ›Mein Gott, Walter, warum hackst du ihr nicht die Beine ab und zählst die Jahresringe?««

»Carol! Ist nicht wahr!«

»Du weißt doch, dass du dich immer auf mich verlassen kannst.«

»Und sie hat dich gehört?«

»Wenn nicht, wär's ziemlich uninteressant gewesen.«

Mrs. Matthau nahm einen Kamm aus ihrer Handtasche und begann, ihn durch ihre langen weißblonden Haare zu ziehen: noch ein Überbleibsel aus ihren Debütantinnenabenden im Zweiten Weltkrieg – der Ära, als sie und all ihre Gefährtinnen, Gloria und Honeychile und Oona und Jinx, sich auf den Polsterbänken im El Morocco räkelten und unaufhörlich ihre Veronica-Lake-Locken kämmten.

»Ich hab heute Morgen einen Brief von Oona bekommen«, sagte Mrs. Matthau.

»Ich auch«, sagte Mrs. Cooper.

»Dann weißt du also schon, dass sie noch ein Kind kriegt.«

»Davon gehe ich immer aus, wenn sie mir einen Brief schreibt.«

»Dieser Charlie ist ein Glückspilz«, sagte Mrs. Matthau.

»Oona wäre jedem Mann eine großartige Ehefrau.«

»Unsinn. Für Oona kommen nur Genies in Frage. Bevor sie Charlie kennengelernt hat, wollte sie Orson Welles heiraten ... da war sie noch nicht mal siebzehn. Orson hat sie dann Charlie vorgestellt, mit den Worten: ›Ich kenne genau den richtigen Mann für dich. Er ist reich, er ist ein Genie, und es geht ihm nichts über eine gehorsame junge Tochter.‹«

Mrs. Cooper war nachdenklich. »Wenn Oona nicht Charlie geheiratet hätte, dann hätte ich wahrscheinlich auch nicht Leopold geheiratet.«

»Und wenn Oona nicht Charlie geheiratet hätte und du nicht Leopold geheiratet hättest, dann hätte ich nicht Bill Saroyan geheiratet. Noch dazu zweimal.«

Die beiden Frauen lachten, ihr Gelächter war wie ein unanständiges, aber entzückend gesungenes Duett. Obwohl sie sich äußerlich nicht glichen – Mrs. Matthau war blonder als die Harlow und so blühend weiß wie eine Gardenie, während die andere cognacbraune Augen und einen dunklen Grübchenglanz hatte, der durch ein Lächeln ihrer negroiden Lippen besonders in Erscheinung trat –, spürte man, dass sie vom selben Schlag waren: reizend unfähige Abenteurerinnen.

Mrs. Matthau sagte: »Erinnerst du dich an die Salinger-Geschichte?«

»Salinger?«

»*Ein herrlicher Tag für Bananen-Fisch. Der Salinger.*«

»*Franny und Zooey.*«

»Mhm. Du erinnerst dich nicht an ihn?«

Mrs. Cooper überlegte und zog einen Flunsch: nein.

»Das war, als wir noch in Brearley waren«, sagte Mrs. Matthau. »Bevor Oona Orson kennenlernte. Sie hatte einen geheimnisvollen Kavalier, einen jüdischen Jungen mit einer Park-Avenue-Mutter, Jerry Salinger. Er wollte Schriftsteller werden, und er schrieb Oona zehn Seiten lange Briefe, während er in Übersee bei der Armee war. Gewissermaßen Liebesbriefessays, sehr zärtlich, zärtlicher als der liebe Gott. Was ein bisschen zu zärtlich ist. Oona hat sie mir immer vorgelesen, und als sie mich fragte, was ich davon halte, habe ich gesagt, das ist bestimmt ein Junge, der sehr leicht weint; aber eigentlich wollte sie wissen, ob ich ihn brillant und begabt fand oder einfach nur spinnert, und ich habe gesagt, er ist beides, und Jahre später, als ich den *Fänger im Roggen* las und mir klar wurde, dass der Autor Oonas Jerry war, fand ich mich in meiner Meinung bestätigt.«

»Ich habe noch nie eine seltsame Geschichte über Salinger gehört«, gestand Mrs. Cooper.

»Ich habe noch nie eine über ihn gehört, die *nicht* seltsam war. Jedenfalls ist er alles andere als der ganz normale jüdische Junge aus der Park Avenue.«

»Ich habe eine gehört, aber die ist eigentlich nicht über ihn, sondern über einen seiner Freunde, der ihn in New Hampshire besucht hat. Er lebt doch dort, nicht wahr? Auf einer völlig abgelegenen Farm? Jedenfalls war es Februar und schrecklich kalt. Eines Morgens fehlte Salingers Freund. Er war nicht in seinem Schlafzimmer und nirgendwo im Haus. Schließlich fanden sie ihn, tief im

verschneiten Wald. Er lag im Schnee, eingewickelt in eine Decke und mit einer leeren Whiskyflasche in der Hand. Er hatte sich damit umgebracht, Whisky zu trinken, bis er einschlief und erfror.«

Nach einer Weile sagte Mrs. Matthau: »Na, das *ist* doch eine seltsame Geschichte! Obwohl es schön gewesen sein muss – ganz warm vom Whisky, und dann in die Sternenluft davontreiben. Warum hat er's getan?«

»Ich weiß nur, was ich dir erzählt habe«, sagte Mrs. Cooper.

Ein aufbrechender Gast, ein aus dem Leim gegangener, dunkelhäutiger, glatzköpfiger Durchschnittstyp, blieb an ihrem Tisch stehen. Er fixierte Mrs. Cooper mit einem Blick, der neugierig und belustigt war ... und ein wenig grimmig. Er sagte: »Tag, Gloria«, und Mrs. Cooper lächelte: »Hallo«; aber ihre Augenlider zuckten, denn sie versuchte, sich darauf zu besinnen, wer er war; und dann sagte er: »Tag, Carol. Wie geht's dir, Puppe?«, und Mrs. Matthau wusste sofort, wer er war: »Hallo. Lebst du immer noch in Spanien?« Er nickte; sein Blick kehrte zu Mrs. Cooper zurück: »Gloria, du bist so schön wie immer. Noch schöner. Bis dann ...« Er winkte und ging hinaus.

Mrs. Cooper schaute ihm mit finsterem Gesicht hinterher.

Schließlich sagte Mrs. Matthau: »Du hast ihn nicht erkannt, wie?«

»N-n-nein.«

»Tja, das Leben. Es ist wirklich zu traurig. Kam dir an ihm überhaupt nichts bekannt vor?«

»Lange her. Irgendwas. Ein Traum.«

»Es war kein Traum.«

»Carol. Hör auf. Wer war das?«

»Früher einmal hast du große Stücke auf ihn gehalten. Du hast ihm das Essen gekocht und die Socken gewaschen« – Mrs. Coopers Augen weiteten sich, wichen aus –, »und als er beim Militär war, bist du ihm von einem Truppenstandort zum anderen gefolgt, hast in tristen möblierten Zimmern gehaust ...«

»Nein!«

»Ja!«

»Nein.«

»Doch, Gloria. Dein erster Mann.«

»Dieser ... Mann ... war ... Pat di Cicco?«

»Ach, meine Liebe. Lass uns nicht ins Grübeln kommen. Schließlich hast du ihn fast zwanzig Jahre lang nicht mehr gesehen. Du warst noch ein Kind. Ist das nicht«, sagte Mrs. Matthau, um Ablenkung bemüht, »Jackie Kennedy?«

Und ich vernahm auch Lady Ina zu diesem Thema: »Ich bin mit dieser Brille fast blind, aber ist das nicht Mrs. Kennedy, die da gerade reinkommt? Mit ihrer Schwester?«

* * *

Sie war es; ich kannte die Schwester, denn sie war mit Kate McCloud zur Schule gegangen, und als Kate und ich auf Abner Dustins Jacht zur *feria* in Sevilla waren, hatte sie mit uns gegessen, danach waren wir zusammen Wasserski gelaufen, und ich habe oft daran gedacht, wie vollkommen sie war, eine glänzende, goldbraune junge Frau

in weißem Badeanzug, deren weiße Skier glatt zischten und deren braungoldene Haare wippten, während sie zwischen den Wellen hin und her kurvte. Also war es angenehm, als sie stehen blieb, um Lady Ina zu begrüßen (»Wissen Sie, dass ich mit Ihnen im selben Flugzeug von London gesessen habe? Aber Sie haben so nett geschlafen, dass ich nicht gewagt habe, Sie anzusprechen«), dann sah sie mich und erinnerte sich an mich: »Ach, hallo, Jonesy«, sagte sie, wobei sie leicht vibrierte, ganz wie ihre warme, raue Flüsterstimme, »wie geht's Ihrem Sonnenbrand? Erinnern Sie sich, ich habe Sie gewarnt, aber Sie wollten nicht hören.« Ihr Lachen verklang, während sie sich auf einer Polsterbank neben ihrer Schwester niederließ, dann steckten die beiden in leiser Bouvier-Verschwörung die Köpfe zusammen. Es war verwirrend, wie sehr sie einander ähnelten, ohne gemeinsame Züge zu haben, wenn man von den gleichklingenden Stimmen, den weit auseinander liegenden Augen und bestimmten Gesten absah, besonders der Angewohnheit, dem Gesprächspartner tief in die Augen zu schauen und mit hypnotisierendem, ernstem Mitgefühl ständig zu nicken.

Lady Ina bemerkte: »Man sieht den Mädels an, dass sie zu ihrer Zeit blendende Partien gemacht haben. Ich kenne viele Leute, die weder die eine noch die andere ausstehen können, meistens Frauen, und ich habe Verständnis dafür, denn die beiden mögen Frauen nicht und haben fast noch nie über irgendeine Frau etwas Gutes gesagt. Aber mit Männern können sie perfekt umgehen, zwei westliche Geishas; sie verstehen sich darauf, die Geheimnisse eines Mannes zu wahren und ihm das Gefühl von Wichtigkeit

zu geben. Wenn ich ein Mann wäre, ich würde mich auch in Lee verknallen. Sie ist von herrlicher Gestalt, wie eine Tanagrafigur; sie strahlt Weiblichkeit aus, ohne sich als Weibchen zu gebärden; und sie ist eine der wenigen Frauen, die ich kenne, die freimütig und zugleich schmeichelhaft sein können – normalerweise schließt das eine das andere aus. Jackie – nein, nicht vom selben Planeten. Sehr photogen natürlich; aber die Wirkung ist ein bisschen ... grobkörnig, übertrieben.«

Ich dachte an einen Abend, als ich mit Kate McCloud plus Clique auf einem Transvestitenwettbewerb in einem Harlemer Tanzsaal war: Hunderte von jungen Schwuchteln, die in selbstgenähten Gewändern zum flippigen Tuten von Saxophonen auf und ab stolzierten: Supermarktverkäufer aus Brooklyn, Wall-Street-Boten, schwarze Tellerwäscher und puertoricanische Kellner, die in Seidenfummeln umherschwebten, Revuetänzer und Bankkassierer und irische Liftboys, aufgetakelt als Marilyn Monroe, Audrey Hepburn oder Jackie Kennedy. Das beliebteste Vorbild war Mrs. Kennedy: ein Dutzend Jungs, darunter der Gewinner, hatten sich mit ihrer toupierten Frisur, den hohen Augenbrauen und dem trotzigen, blass geschminkten Mund geschmückt. Und so kam sie mir auch im wahren Leben vor – nicht echt, sondern von jemandem perfekt nachgeahmt.

Ich berichtete Ina meine Gedanken, und sie sagte: »Genau das habe ich gemeint ... sie übertreibt eben immer.« Dann: »Kanntest du Rosita Winston? Sehr nette Frau. Halb indianischer Abstammung, soweit ich weiß. Hatte vor ein paar Jahren einen Schlaganfall und konnte

danach nicht mehr sprechen. Oder kann vielmehr nur noch ein Wort sagen. Das passiert sehr oft nach einem Schlaganfall, man hat von all den Wörtern, die man gekannt hat, nur noch eins zur Verfügung. Rositas Wort ist »schön«. Sehr passend, denn Rosita hat immer schöne Dinge geliebt. Ich musste wegen des alten Joe Kennedy daran denken. Dem ist nämlich auch nur ein Wort geblieben. Und sein Wort ist: ›Verdamm!« Ina bedeutete dem Kellner, Champagner nachzuschenken. »Habe ich dir je davon erzählt, wie er über mich hergefallen ist? Als ich achtzehn war und Gast in seinem Haus, als Freundin von seiner Tochter Kek ...«

Wieder schweifte mein Blick durch den Raum, blieb kurz an einem vollbusigen Seventh-Avenue-Stricher mit bläulichem Bartwuchs hängen, der versuchte, einen heimlich schwulen Redakteur der *New York Times* abzuziehen; dann an Diana Vreeland, der pomadisierten, in allen Pfauenfarben schillernden Herausgeberin von *Vogue*, sie teilte ihren Tisch mit einem älteren Herrn, der an einen kostbaren Gegenstand von diskreter Extravaganz erinnerte, an eine edle graue Perle vielleicht – M. Mainbocher; und an Mrs. William S. Paley, die mit ihrer Schwester Mrs. John Hay Whitney lachte. Neben ihnen saß ein Paar, das mir unbekannt war: eine Frau zwischen vierzig und fünfundvierzig, keine Schönheit, aber recht hübsch gebaut, in einem braunen Balenciaga-Kostüm mit einer Brosche aus zimtfarbenen Diamanten am Revers. Ihr Begleiter war wesentlich jünger, höchstens zweiundzwanzig, ein sonnengebräunter Modellathlet, der aussah, als hätte er den Sommer damit verbracht, allein über den Atlantik zu se-

geln. Ihr Sohn? Doch nein, denn ... er zündete eine Zigarette an, reichte sie ihr, und ihre Finger berührten sich bedeutsam, dann hielten sie Händchen.

»... der alte Knacker hat sich in mein Schlafzimmer geschlichen. Es war ungefähr sechs Uhr morgens, die ideale Stunde, wenn man jemanden im tiefsten Schlaf erwischen und völlig überrumpeln will, und als ich wach wurde, war er schon unter der Bettdecke mit einer Hand auf meinem Mund und der anderen überall. Eine bodenlose Frechheit – mitten in seinem eigenen Haus, wo die ganze Familie um uns herum im Schlaf lag. Aber diese Kennedy-Männer sind alle gleich; sie sind wie Hunde, müssen an jede Laterne pinkeln. Trotzdem war der Alte gar nicht so übel, und als er merkte, dass ich nicht schreien würde, gab er richtig sein Bestes ...«

Aber sie unterhielten sich nicht miteinander, die ältere Frau und der junge Seefahrer; sie hielten sich nur bei den Händen, dann lächelte er, woraufhin auch sie lächelte.

»Hinterher – kannst du dir das vorstellen? – hat er so getan, als wäre nichts passiert, kein Zwinkern, kein Kopfnicken, nichts, nur der gute alte Daddy meiner Schulfreundin. Es war geradezu unheimlich und ziemlich grausam; schließlich hatte er mich gehabt, und ich hatte sogar vorgetäuscht, es zu genießen: man hätte ein sentimentales Andenken erwartet, ein kleines Schmuckstück, ein Zigarettenetui ...« Sie spürte mein anderweitiges Interesse, und ihr Blick wanderte zu dem ungleichen Liebespaar. Sie fragte: »Kennst du deren Geschichte?«

»Nein«, sagte ich. »Aber ich erkenne, dass sie eine haben müssen.«

»Obwohl es nicht das ist, was du denkst. Onkel Willie hätte etwas Göttliches daraus gemacht. Und erst Henry James – besser als Onkel Willie, denn Onkel Willie hätte geschummelt und wegen der Filmrechte Delphine und Bobby zum Liebespaar erklärt.«

Delphine Austin aus Detroit; ich hatte von ihr in den Klatschkolumnen gelesen – eine Erbin, verheiratet mit einer Marmorsäule der New Yorker Herrenclubs. Bobby, ihr Begleiter, war Jude, der Sohn des Hotelmagnaten S. L. L. Semenenko und der erste Ehemann eines verdrehten jungen Filmsternchens, das sich von ihm scheiden ließ, um seinen Vater zu heiraten (der sich seinerseits von der Kleinen scheiden ließ, als er sie in flagranti mit einem deutschen Schäfer... hund erwischte. Ich mache keine Witze).

Laut Lady Ina waren Delphine Austin und Bobby Semenenko seit ungefähr einem Jahr unzertrennlich, trafen sich jeden Tag zum Essen im Côte Basque oder im Lutèce oder im L'Aiglon, reisten im Winter nach Gstaad oder Lyford Cay, liefen Ski, schwammen und waren ungeheuer aktiv angesichts der Tatsache, dass sie kein Mittsommer- oder Mittwinterflirt miteinander verband, sondern eine überlange, zweifache, Drei-Taschentücher-Variation von dem alten Bette-Davis-Schmachtfetzen *Opfer einer großen Liebe*: Sie starben alle beide an Leukämie.

»Ich meine, eine weltgewandte Frau und ein schöner junger Mann, die sich zusammen auf die Reise begeben, mit dem Tod als gemeinsamem Liebhaber und Begleiter. Meinst du nicht, Henry James hätte etwas damit anfangen können? Oder Onkel Willie?«

»Nein. Das ist zu kitschig für James und nicht kitschig genug für Maugham.«

»Aber du musst zugeben, Mrs. Hopkins würde eine schöne Geschichte abgeben.«

»Wer?«, fragte ich.

»Die dort steht«, sagte Ina Coolbirth.

* * *

Ach, die Mrs. Hopkins. Eine Rothaarige ganz in Schwarz; schwarzer Hut mit Schleier, ein schwarzes Mainbocher-Kostüm, schwarze Krokohandtasche, Krokoschuhe. M. Soulé lieh ihr das Ohr, als sie ihm etwas zuflüsterte; und plötzlich flüsterten alle. Mrs. Kennedy und ihre Schwester hatten keinerlei Gemurmel hervorgerufen, auch nicht die Auftritte von Lauren Bacall und Katharine Cornell und Clare Boothe Luce. Mrs. Hopkins jedoch war *une autre chose*: eine Sensation, die auch den gewandtesten Côte-Basque-Stammgast aus der Fassung brachte. Ganz unverhohlen war die Aufmerksamkeit, die ihr zuteil wurde, als sie gesenkten Hauptes auf einen Tisch zuging, an dem sie schon erwartet wurde – von einem katholischen Priester, einem jener feingeistigen, unterernährten Pater-D'Arcy-Geistlichen, die nur außerhalb des Klosters zu Hause zu sein scheinen und erst recht, wenn sie in einer Wein-und-Rosen-Stratosphäre mit den sehr Mächtigen und sehr Reichen verkehren.

»Nur Ann Hopkins«, sagte Lady Ina, »kann so etwas einfallen. Die Suche nach spirituellem ›Beistand‹ in aller

Öffentlichkeit zu betreiben. Einmal ein Flittchen, immer ein Flittchen.«

»Du glaubst nicht, dass es ein Unfall war?«, fragte ich.

»Komm aus dem Schützengraben raus, Junge. Der Krieg ist vorbei. Natürlich war das kein Unfall. Sie hat David vorsätzlich ermordet. Sie ist eine Mörderin. Die Polizei weiß das.«

»Wie ist sie dann straffrei davongekommen?«

»Weil die Familie es so wollte. Davids Familie. Und da es in Newport passiert ist, konnte die alte Mrs. Hopkins sich durchsetzen. Hast du je Davids Mutter kennengelernt? Hilda Hopkins?«

»Ich habe sie einmal vorigen Sommer in Southampton gesehen. Sie kaufte sich Tennisschuhe. Ich habe mich gefragt, was eine Frau in ihrem Alter, sie muss doch an die achtzig sein, mit Tennisschuhen will. Sie sah aus wie ... eine uralte Göttin.«

»Sie ist eine. Deshalb ist Ann Hopkins mit einem kaltblütigen Mord ungestraft davongekommen. Ihre Schwiegermutter ist eine Rhode-Island-Göttin. Und eine Heilige.«

Ann Hopkins hatte ihren Schleier gelüpf und flüsterte auf den Priester ein, der sich, devot lauschend, ein Glas Gibson an die verhungerten blauen Lippen hielt.

»Aber es *hätte* ein Unfall sein können. So stand es jedenfalls in den Zeitungen. Wenn ich mich recht erinnere, waren sie gerade von einer Abendgesellschaft in Watch Hill nach Hause gekommen und in getrennten Schlafzimmern zu Bett gegangen. Hatte es in der Gegend nicht unlängst eine Reihe von Einbrüchen gegeben? – und neben

ihrem Bett lag deshalb eine Flinte, und plötzlich ging im Dunkeln ihre Schlafzimmertür auf, und sie griff nach der Flinte und schoss, weil sie dachte, es sei ein Einbrecher. Dabei war es ihr Mann. David Hopkins. Mit einem Loch im Kopf.«

»Das hat sie behauptet. Das hat ihr Verteidiger behauptet. Das hat die Polizei behauptet. Und das haben die Zeitungen behauptet ... sogar die *Times*. Aber das ist nicht das, was passiert ist.« Ina holte tief Luft wie ein Sporttaucher und begann: »Es war einmal eine kleine, schrille, scharfe, rothaarige Braut, die kam aus Wheeling oder Logan, aus irgendeinem Kaff in West Virginia, hier angetrudelt. Sie war achtzehn, aufgewachsen in ländlicher Verwahrlosung und bereits verheiratet gewesen und wieder geschieden; jedenfalls hat sie *behauptet*, sie wäre ein oder zwei Monate lang mit einem Marine-Infanteristen verheiratet gewesen und hätte sich von ihm scheiden lassen, nachdem er verschwunden war (merk dir das: das ist ein wichtiges Indiz). Sie hieß Ann Cutler und sah aus wie eine bösartige Betty Grable. Sie arbeitete als Callgirl für einen Zuhälter, der die Aufsicht über die Pagen im Waldorf hatte; und sie sparte ihr Geld, nahm Gesangsstunden und Tanzstunden und wurde die bevorzugte Geliebte von einem von Frankie Costellos Anwälten, der sie immer ins El Morocco ausführte. Das war mitten im Krieg – 1943 –, und Elmers Laden war immer voller Gangster und hoher Militärs. Aber eines Abends tauchte da ein ganz gewöhnlicher Marine-Infanterist auf; nur dass er nicht ganz gewöhnlich war: sein Vater war einer der spießigsten Männer an der Ostküste – und einer der reichsten. David sah

blendend aus und konnte sehr liebenswürdig sein, aber im Grunde war er wie der alte Mr. Hopkins – ein anal fixierter Episkopale. Geizig. Nüchtern. Ganz und gar kein Schickimicki. Aber da saß er nun bei Elmer, ein Soldat auf Fronturlaub, geil und ein bisschen bekifft. Einer von Winchells Zuträgern war auch da und erkannte den Hopkins-Jungen; er kaufte David einen Drink und sagte, er könne ihm jedes der Mädchen besorgen, das er sehe, er brauche sich nur eins auszusuchen, und David, das arme Schwein, sagte, die Rothaarige mit der Stupsnase und dem großen Busen sei ihm recht. Also schickt der Winchell-Zuträger ihr ein Briefchen, und bei Morgengrauen windet sich der kleine David in der fachkundigen Umarmung einer erfahrenen Cleopatra.

»Ich bin sicher, das war Davids erste Erfahrung, die über ein Bauchrubbeln mit seinem Zimmergenossen in der Privatschule hinausging. Er drehte völlig durch, was man ihm nicht verübeln kann. Ich kenne einige sehr erwachsene Kaltblüter, die wegen Ann Hopkins völlig durchgedreht sind. Sie stellte es klug an mit David; sie wusste, sie hatte einen großen Fisch an der Angel, auch wenn er noch ein Junge war, also hörte sie mit dem Anschaffen auf und besorgte sich einen Job in der Damenunterwäscheabteilung von Saks; sie bedrängte ihn nie, lehnte jedes Geschenk ab, das über ein Handtäschchen hinausging, und solange er im Einsatz war, hat sie ihm jeden Tag geschrieben, kleine liebe Briefchen, so unschuldig wie Babylätzchen. Tatsächlich hatte es sie erwischt, und es war sein Kind; aber sie schrieb ihm nichts davon, und als er das nächste Mal von der Front nach Hause

kam, fand er sein Mädchen im vierten Monat schwanger vor. So, und jetzt legte sie diese ganz besonders giftige Raffinesse an den Tag, die wahrhaft gefährliche Schlangen von bloßen Blindschleichen unterscheidet: sie sagte ihm, sie wolle ihn nicht heiraten. Werde ihn unter keinen Umständen heiraten, denn sie habe kein Verlangen danach, ein Hopkins-Leben zu führen; sie habe weder den Hintergrund noch die angeborene Fähigkeit, damit zu rechtkommen, und sie sei überzeugt, dass weder seine Familie noch seine Freunde sie je akzeptieren würden. Sie sagte, alles, worum sie ihn je bitten werde, seien bescheidene Unterhaltszahlungen für das Kind. David protestierte, aber natürlich war er erleichtert, auch wenn er trotzdem mit der Geschichte zu seinem Vater gehen musste – David besaß kein eigenes Geld.

»Und da tat Ann ihren klügsten Zug; sie hatte ihre Hausaufgaben gemacht und wusste über Davids Eltern alles, was es zu wissen gab; also sagte sie: ›David, da ist nur noch eins. Ich möchte gern deine Familie kennenlernen. Ich hatte so was wie eine Familie, und ich fände es schön, wenn mein Kind hin und wieder Kontakt mit seinen Großeltern hat. Vielleicht fänden die das auch schön.‹ *C'est très joli, très diabolique, non?* Und es hat funktioniert. Nicht, dass Mr. Hopkins sich hinters Licht führen ließ. Von Anfang an hat er gesagt, das Mädchen ist ein Flittchen und wird von mir nie auch nur einen roten Heller sehen; aber Hilda Hopkins ist darauf reingefallen – sie glaubte den herrlichen Haaren und den ach so treuen blauen Augen, der ganzen ›das arme kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen‹-Tour, die Ann ihr vorspielte. Und

da David der älteste Sohn war und sie so bald wie möglich ein Enkelkind haben wollte, hat sie genau das getan, worauf Ann gesetzt hatte: sie überredete David dazu, Ann zu heiraten, und ihren Mann dazu, es, wenn er es schon nicht guthieß, wenigstens nicht zu verbieten. Und eine Zeitlang sah es so aus, als sei Mrs. Hopkins klug und weise gewesen: jedes Jahr wurde ihr ein weiteres Enkelkind beschert, bis es drei davon gab, zwei Mädchen und einen Jungen; und Ann erledigte ihren gesellschaftlichen Nachholbedarf unglaublich schnell – sie boxte sich nach oben durch, ohne sich an irgendwelche Geschwindigkeitsbeschränkungen zu halten. Sie hatte geschnallt, worum's geht, das muss ich ihr lassen. Sie nahm Reitstunden und wurde zur närrischsten Pferdenärrin von Newport. Sie lernte Französisch und nahm sich einen französischen Butler und konkurrierte um einen Platz auf der Liste der bestgekleideten Frauen, indem sie mit Eleanor Lambert essen ging und sie übers Wochenende einlud. Sie machte sich über Möbel und Stoffe bei Sister Parish und Billy Baldwin kundig; und der kleine Henry Geldzahler freute sich, wenn er zum Tee gebeten wurde (Tee! Ann Cutler! Mein Gott!) und mit ihr über moderne Malerei plaudern durfte.

»Aber der entscheidende Faktor ihres Erfolges, abgesehen von der Tatsache, dass sie einen großen Newport-Namen geheiratet hatte, war die Herzogin. Ann hatte etwas erkannt, das nur den klügsten sozialen Aufsteigern je klar wird. Wenn man rasch und ohne Umwege aus den Tiefen an die Oberfläche gelangen will, ist der sicherste Weg, sich einen Hai auszusuchen und sich an ihn zu hängen wie ein

Pilotfisch. Das gilt so gut in Keokuk, wo man, sagen wir, die örtliche Mrs. Ford-Händler massiert, wie in Detroit, wo man sich an Mrs. Ford selbst ranmachen kann – wie in Paris oder Rom. Aber wieso sollte Ann Hopkins, durch Heirat eine Hopkins und die Schwiegertochter *der* Hilda Hopkins, eine Herzogin brauchen? Weil sie den Segen von einer Frau mit anerkannt hohen Maßstäben brauchte, einer Frau mit internationalem Ansehen, deren Gütesiegel allen hämischen Hyänen das Maul stopfen würde. Und wer eignete sich dafür besser als die Herzogin? Was die Herzogin anbelangt, so ist sie sehr empfänglich für die Schmeicheleien reicher Hofdamen von der Sorte, die immer die Rechnung übernimmt. Ich möchte mal wissen, ob die Herzogin je die Rechnung übernommen hat. Nicht, dass es von Bedeutung wäre, denn ihre Gegenleistung war durchaus reell. Sie gehört zu den seltenen Exemplaren, die zu einer echten Freundschaft mit einer anderen Frau fähig sind. Auf jeden Fall war sie Ann Hopkins eine großartige Freundin. Natürlich fiel sie nicht auf Ann herein – schließlich hat die Herzogin selbst zu viel von einer Blenderin, um eine andere nicht zu durchschauen; aber sie fand Gefallen daran, sich dieser kaltäugigen Hasardeurin anzunehmen, sie mit ein bisschen echtem Stil zu lackieren und dann auf die High Society loszulassen, und die junge Mrs. Hopkins wurde rasch prominent – wenn auch ohne wahre Klasse. Der Vater der zweiten Hopkins-Tochter war Fon Portago, jedenfalls behaupten das alle, und weiß Gott sieht das Mädchen sehr *espagnole* aus. Wie dem auch sei, jedenfalls jagte Ann Hopkins ihren Motor in Grand-Prix-Manier hoch.

»Dann mietete sie mit David ein Haus in Cap Ferrat (denn sie versuchte, sich bei Onkel Willie lieb Kind zu machen: Sie lernte sogar hervorragend Bridge spielen; aber Onkel Willie sagte, sie sei vielleicht eine Frau, die genug Stoff für eine Erzählung biete, jedoch keine, der er genug traue, um sie an seinen Kartentisch zu bitten), und von Nizza bis Monte Carlo kannte jedes männliche Wesen, das über die Pubertät hinaus war, sie als Madame Marmelade – da ihr liebstes *petit dejuner* aus warmem Zipferl bestand, bestrichen mit Dundee's Bester. Obwohl mir zu Ohren gekommen ist, dass sie eigentlich Erdbeermarmelade bevorzugt. Ich glaube nicht, dass David das volle Ausmaß dieser Orgien ahnte, aber er war zweifellos unglücklich, und nach einer Weile nahm er wieder Verbindung zu dem Mädchen auf, das er ursprünglich hätte heiraten sollen – seiner Kusine zweiten Grades Mary Kendali, keine Schönheit, aber ein vernünftiges, attraktives Mädchen, für das er immer die große Liebe gewesen war. Sie hatte sich inzwischen mit Tommy Bedford verlobt, löste aber die Verlobung, als David sie bat, ihn zu heiraten. Falls Ann in die Scheidung einwilligte. Und sie willigte ein, allerdings um den Preis von fünf Millionen steuerfreien Dollars. David hatte immer noch kein eigenes Moos, und als er diesen Vorschlag seinem Vater unterbreitete, sagte der: nie im Leben!, er habe Ann immer für das erklärt, was sie sei, ein falsches Aas, aber David habe nicht hören wollen, also sei das jetzt sein Problem, und solange er, der Vater, lebe, werde sie von ihm nie auch nur das Fahrgeld für die U-Bahn sehen. Danach engagierte David einen Privatdetektiv, und innerhalb von sechs Mo-

naten erhielt er genug Beweise, darunter Polaroidphotos, davon, wie sie in Saratoga von zwei Jockeys vorn und hinten gevögelt wurde, um sie ins Gefängnis zu bringen, geschweige denn, um sich von ihr scheiden zu lassen. Aber als David sie damit konfrontierte, lachte Ann nur und sagte ihm, dass sein Vater ihm nie gestatten werde, mit solchem Schmutz vor Gericht zu ziehen. Sie hatte recht. Es war interessant, denn bei der Besprechung des Problems sagte Mr. Hopkins, er habe unter diesen Umständen nichts dagegen, wenn David seine Frau umbrächte und anschließend den Mund hielte, aber auf keinen Fall könne David sich von ihr scheiden lassen und der Presse diese Art von Unflat liefern.

»In dieser Situation hatte Davids Detektiv einen Einfall; einen unglückseligen, denn wenn es nie dazu gekommen wäre, könnte David noch leben. Aber der Detektiv hatte eine Idee: er suchte die Heimstätte der Cutlers in West Virginia auf – oder war es Kentucky? – und befragte Verwandte, die nichts mehr von ihr gehört hatten, seit sie nach New York gegangen war, sie überhaupt nicht in ihrer großartigen Wiedergeburt als Mrs. David Hopkins kannten, sondern nur als Mrs. Billy Joe Barnes, die Ehefrau eines Klotzkopfs aus der Provinz. Der Detektiv besorgte sich beim örtlichen Amtsgericht eine Kopie der Heiratsurkunde, und danach spürte er diesen Billy Joe Barnes auf, der als Flugzeugmechaniker in San Diego arbeitete, und überredete ihn dazu, eine eidesstattliche Erklärung zu unterschreiben, die besagte, dass er eine Ann Cutler geheiratet hatte, sich nie von ihr scheiden ließ und auch nicht wieder geheiratet hatte, dass er einfach von Oki-

nawa heimgekehrt war und sie nirgendwo auftreiben konnte, aber seines Wissens war sie immer noch Mrs. Billy Joe Barnes. Ja, das war sie tatsächlich! – sogar die schlauesten Verbrechergehirne enthalten ein Quantum Dummheit. Und als David ihr diese Dokumente vorhielt und sagte: Jetzt ist Schluss mit den siebenstelligen Forderungen, denn unsere Eheschließung ist überhaupt nicht rechtsgültig da hat sie bestimmt den Entschluss gefasst, ihn umzubringen; eine Entscheidung, die ihre Gene trafen, das unausweichliche Erbe weißen Lumpenpacks in ihr, obwohl sie wusste, dass die Hopkinses für eine »ehr-bare« Scheidung und eine sehr hohe Abfindung sorgen würden; aber sie wusste auch, wenn sie David umbrachte, ohne sich erwischen zu lassen, dann würden sie und ihre Kinder irgendwann sein Erbe antreten, was nicht in Frage kam, wenn er Mary Kendali heiratete und eine zweite Familie gründete.

»Also gab sie vor, sich zu fügen, und sagte David, es habe keinen Sinn zu streiten, da er sie offensichtlich am Kanthaken habe, aber würde er noch einen Monat lang mit ihr zusammenleben, während sie ihre Angelegenheiten regelte? Er willigte ein, der Idiot; und sofort begann sie das Märchen vom Einbrecher vorzubereiten – zweimal rief sie die Polizei und behauptete, jemand schleiche ums Haus; bald hatte sie das Personal und die meisten Nachbarn davon überzeugt, dass sich überall in der Gegend Einbrecher herumtrieben, und tatsächlich wurde in Nini Wolcotts Haus etwas gestohlen, vermutlich von einem Einbrecher, aber jetzt gibt Nini zu, dass es Ann gewesen sein muss. Wie du dich vielleicht erinnerst, wenn du die

Nachrichten verfolgt hast, besuchten die Hopkinses an dem Abend, als es geschah, ein Fest bei den Wolcotts. Einen Labor-Day-Ball mit ungefähr fünfzig Gästen; ich war dort und saß beim Dinner neben David. Er wirkte sehr entspannt, lächelte viel, vermutlich weil er glaubte, das Weibsbild bald los zu sein und seine Kusine Mary heiraten zu können; Ann dagegen trug ein blassgrünes Kleid und sah vor Spannung fast dunkelgrün aus – sie schwatzte drauflos wie ein überdrehter Schimpanse, über Diebe und Einbrecher und dass sie jetzt immer mit einer Flinte neben dem Bett schlief. Der *Times* zufolge verließen David und Ann die Wolcotts kurz nach Mitternacht; als sie nach Hause kamen, wo die Dienstboten Ausgang hatten und die Kinder bei ihren Großeltern in Bar Harbor übernachteten, zogen sie sich in getrennte Schlafzimmer zurück. Anns Geschichte war und ist, dass sie sofort einschlief, aber noch keine halbe Stunde später vom Geräusch ihrer Schlafzimmertür wach wurde, die aufging: Sie sah eine dunkle Gestalt – der Einbrecher! Sie packte die Flinte und feuerte im Dunkeln drauflos und leerte beide Läufe. Dann knipste sie das Licht an und, oh Schreck, oh Graus, sah David im Flur liegen, mausetot. Aber da haben die Polizisten ihn nicht gefunden. Denn da und so ist er nicht umgebracht worden. Die Polizei hat die Leiche in einer verglasten Dusche gefunden, nackt. Das Wasser lief noch, und die Tür zur Dusche war von Kugeln durchlöchert.«

»Mit anderen Worten ...«, begann ich.

»Mit anderen Worten«, fuhr Lady Ina fort, wartete aber, bis ein Oberkellner, unter der Aufsicht eines schwitzen-

den M. Soulé, damit fertig war, das Soufflé Fürstenberg aufzutun, »Anns Geschichte war von vorn bis hinten erlogen. Gott weiß, was sie den Leuten weismachen wollte; aber sie ist ihm einfach, nachdem sie zu Hause waren und David sich ausgezogen hatte, um zu duschen, mit der Flinte nachgegangen und hat ihn durch die Badezimmertür erschossen. Vielleicht hatte sie vor, zu sagen, der Einbrecher hätte ihre Flinte gestohlen und ihn umgebracht. Wäre es so gewesen, warum hat sie dann nicht einen Arzt und die Polizei gerufen? Stattdessen hat sie ihren *Anwalt* angerufen. Ja. Und *der* hat die Polizei verständigt. Aber erst, *nachdem* er mit den Hopkiness in Bar Harbor telefonierte.«

Der Priester goss sich einen weiteren Gibson hinter die Binde; Ann Hopkins flüsterte immer noch gesenkten Hauptes beichtend auf ihn ein. Ihre wächsernen Finger, unlackiert und schmucklos bis auf einen schlichten, goldenen Ehering, nestelten an ihrer Brust, als zählten sie die Perlen eines Rosenkranzes.

»Aber wenn die Polizei die Wahrheit wusste ...«

»Natürlich wusste die Bescheid.«

»Dann verstehe ich nicht, wieso sie davongekommen ist. Das ist unvorstellbar.«

»Ich habe doch gesagt«, herrschte Ina mich an, »sie ist davongekommen, weil Hilda Hopkins das so wollte. Es waren die Kinder: tragisch genug, dass sie ihren Vater verloren hatten, wozu sollte es gut sein, wenn ihre Mutter wegen Mordes verurteilt wurde? Hilda Hopkins und auch der alte Mr. Hopkins wollten, dass Ann straffrei ausging; und die Hopkiness haben innerhalb ihres Reviers die

Macht, Polizisten umzupolen, Staatsanwälten den Stachel zu nehmen und Leichen aus dem Badezimmer in den Flur zu schaffen; die Macht, eine gerichtliche Untersuchung zu beeinflussen – Davids Tod wurde nach kurzer Verhandlung für einen Unfall erklärt.« Sie sah zu Ann Hopkins und ihrem Begleiter hinüber – dessen geistliche Stirn sich von zwei Cocktails stark gerötet hatte und der jetzt nicht mehr dem flehentlichen Gemurmel seiner Gastgeberin lauschte, sondern glasige Augen auf Mrs. Kennedy richtete, als habe er im Sinn, sich auf sie zu stürzen und um ein Autogramm auf der Speisekarte zu bitten. »Fuldas Verhalten war einmalig. Untadelig. Man wäre nie auf den Gedanken gekommen, dass sie nicht die liebevolle, trauernde Beschützerin einer bedauernswerten und völlig rechtmäßigen Witwe war. Sie gibt nie eine Abendgesellschaft, ohne sie einzuladen. Das Einzige, was ich mich frage und was sich alle fragen, ist – wenn sie allein sind, nur die beiden, worüber reden sie dann?« Sie wählte aus ihrem Salat ein Blatt Kopfsalat aus, spießte es mit der Gabel auf und betrachtete es durch ihre Sonnenbrille. »Wenigstens in einer Hinsicht unterscheiden sich die Reichen, die wirklich sehr Reichen, tatsächlich von anderen Leuten. Sie verstehen etwas von *Grünzeug*. Andere Leute – also jeder bringt Roastbeef zustande, ein gutes Steak, Hummer. Aber ist dir je aufgefallen, dass in den Häusern der sehr Reichen, bei den Wrightmans oder den Dillons, bei Bunny und bei Babe, immer nur die schönsten Gemüse in der größten Vielfalt serviert werden? Die grünsten *petits pois*, winzige Karotten, Mais, so kleinkörnig und zart, als wäre er noch ungeboren, Limabohnen,

kleiner als Mäuseaugen, und erst der junge Spargel! der Kopfsalat! die rohen roten Champignons! die Zucchini...« Lady Ina spürte ihren Champagner.

* * *

Mrs. Matthau und Mrs. Cooper verweilten bei *café filtre*. »Ich weiß«, überlegte Mrs. Matthau, die die Frau eines Late-Night-TV-Kaspers analysierte, »Jane ist aufdringlich: all diese Anrufe – Himmel, sie bringt es fertig, die Telefonseelsorge anzurufen und eine Stunde lang zu reden. Aber sie ist helle, sie ist schlagfertig, und wenn man bedenkt, was sie sich alles gefallen lassen muss! Die letzte Episode, von der sie mir erzählt hat: haarsträubend. Also Bobby hatte eine Woche lang frei von der Fernsehshow – er sei so erschöpft, sagte er Jane, dass er einfach zu Hause bleiben wolle, die ganze Woche im Schlafanzug schlampampen, und Jane war entzückt; sie kaufte Hunderte von Zeitschriften und Büchern und neuen Schallplatten und alle Arten von Leckereien aus dem Maison Glass. Ach, was für eine herrliche Woche! Nur Jane und Bobby miteinander im Bett, und zum Frühstück Backkartoffeln mit Kaviar. Aber schon nach einem Tag ist er verduftet. Ist abends nicht nach Hause gekommen und hat auch nicht angerufen. Es war nicht das erste Mal, weiß Gott, aber Jane war außer sich. Trotzdem konnte sie sich nicht an die Polizei wenden; was wäre das für eine Sensation! Noch ein Tag verging ohne ein Wort. Jane hatte achtundvierzig Stunden lang nicht geschlafen. Gegen drei Uhr morgens klingelte das Telefon. Bobby. Blau. Sie fragte: ›Mein Gott, Bobby,

wo bist du?« Er sagte, er sei in Miami, und sie sagte, in zwischen wütend, wie zum Teufel kommst du nach Miami, und er sagte, ach, ich bin zum Flughafen gefahren und in eine Maschine gestiegen, und sie sagte, warum zum Teufel, und er sagte, weil ihm danach war, allein zu sein. Jane sagte: »Und bist du allein?« Bobby sagte, und du weißt ja, was für ein Sadist er hinter diesem Lausbubengrinsen ist: »Nein. Jemand liegt neben mir. Sie möchte mit dir sprechen.« Und an der Strippe ist so eine ängstliche, piepsige, kichernde Wasserstoffblondinenstimme: »Echt, sind Sie echt Mrs. Baxter, hihihi? Ich dachte, Bobby macht nur Spaß, hihihi. Wir haben gerade im Radio gehört, wie es in New York schneit – ich meine, Sie müssten jetzt hier bei uns sein, wo es zweiunddreißig Grad warm ist!« Jane sagte sehr spitz: »Ich fürchte, ich bin zu krank, um zu reisen.« Und die Wasserstoffblondine, ganz gekünsteltes Mitleid: »Ach, das tut mir aber leid. Was ist denn los, Herzchen?« Jane sagte: »Ich habe schwer die Syphilis und dazu noch den Tripper, was ich alles dem großen Komiker, meinem Ehemann Bobby Baxter, verdanke – und wenn Sie nichts davon abbekommen wollen, dann machen Sie besser, dass Sie da rauskommen.« Und hat aufgehängt.«

Mrs. Cooper fand das zwar halbwegs unterhaltsam, aber eher befremdend. »Wie kann eine Frau das hinnehmen? Ich würde mich scheiden lassen.«

»Ja, sicher. Aber du hast zwei Dinge, die Jane nicht hat.«
»Nämlich?«

»Erstens: ein eigenes Vermögen. Zweitens: eine eigene Persönlichkeit.«

* * *

Lady Ina bestellte eine weitere Flasche Cristal. »Warum nicht?«, fragte sie und reagierte damit trotzig auf meine besorgte Miene. »Locke, Jonesy. Du brauchst mich nicht huckepack zu tragen. Mir ist einfach danach: den Tag in goldene Splitter zertrümmern.« Jetzt, dachte ich, wird sie das erzählen, was sie eigentlich erzählen möchte, aber mir nicht sagen will. Doch nein, noch nicht. Stattdessen: »Würdest du gern eine wahrhaft eklige Geschichte hören? So richtig zum Kotzen? Dann schau nach links. Die Sau, die neben Betsy Whitney sitzt.«

Sie hatte tatsächlich etwas Schweineartiges, die aufgequollene, muskulöse Frau mit sommersprossigem, Bahamas-gebräuntem Gesicht und kleinen, bösen Augen; sie sah aus, als trüge sie Büstenhalter aus Tweed und spielte viel Golf.

»Die Frau des Gouverneurs?«

»Die Frau des Gouverneurs«, bestätigte Ina nickend, während sie mit trauriger Verachtung das hässliche Ungetüm betrachtete, die Gattin eines früheren Gouverneurs von New York. »Ob du es glaubst oder nicht, aber einer der attraktivsten Burschen, der je eine Hose ausfüllte, kriegte jedes Mal, wenn er diesen kessen Vater sah, einen Ständer. Sidney Dillon ...«, ein Name, den Ina aussprach wie ein zärtliches Zischen.

Ach, ja. Sidney Dillon. Könner auf den verschiedensten Gebieten. Berater von Präsidenten und eine alte Flamme von Kate McCloud. Ich erinnerte mich, wie ich einmal ein Buch in die Hand nahm, das nach der Bibel und Agatha Christies *Alibi* zu Kates Lieblingslektüre gehörte, Isak Dinesens *Afrika, dunkel lockende Welt*; zwi-

schen den Seiten fiel ein Polaroidphoto von einem Schwimmer heraus, der am Ufer stand, ein drahtiger, gut gebauter Mann mit behaarter Brust und einem zwinkernd grinsenden, forschenden jüdischen Gesicht; seine Badehose war bis zu den Knien heruntergerollt, eine Hand ruhte aufreizend auf der Hüfte, die andere pumpte einen dicken, dunklen, den Mund wässrig machenden Schwengel. Auf der Rückseite stand in Kates jungenhafter Handschrift: *Sidney. Lago di Garda. En route nach Venedig. Juni 1962.*

»Dill und ich, wir haben uns immer alles erzählt. Ich bin nämlich mal zwei Jahre lang mit ihm zusammen gewesen, da hatte ich gerade das College abgeschlossen und arbeitete für *Harper's Bazaar*. Nur ein einziges Mal hat er mich beschworen, eine Sache nie weiterzuerzählen, und das war diese Geschichte mit der Frau des Gouverneurs; ich weiß, es ist gemein von mir, sie auszuplaudern, und ohne diese wonnigen Bläschen in meinem Glas würde ich's vielleicht auch nicht tun ...« Sie hob ihren Champagnerkelch und blickte mich durch dessen sonniges Mousserieren an. »Verehrte Anwesende, die Frage ist: warum sollte ein gebildeter, erfolgreicher, sehr vermögender und gut bestückter Jude wegen einer unterbelichteten Protestantin mit Wäschegröße achtundvierzig, die flache Absätze trägt und Lavendelwasser benutzt, in sexuellen Notstand geraten? Besonders wenn er mit Cleo Dillon verheiratet ist, für meine Begriffe die schönste derzeit lebende Frau, immer mit Ausnahme der Garbo, jedenfalls bis vor zehn Jahren (der ich übrigens gestern Abend bei den Günthers begegnet bin, und ich muss sagen, ihre

ganze Erscheinung hat inzwischen etwas Verwittertes, Vertrocknetes und Ausgezehrtes, eine Tempelruine, im Urwald zerfallend wie Angkor Wat; aber so geht es eben, wenn man den größten Teil seines Lebens damit zubringt, nur sich selbst zu lieben, und auch das nicht sehr).

»Dill ist jetzt in den Sechzigern; er kann immer noch jede Frau bekommen, die er haben will, doch jahrelang sehnte er sich nach jenem *porco*. Ich bin sicher, dass er diese Ultraperversion, den Grund dafür, nie ganz verstanden hat; oder falls doch, würde er das nie zugeben, nicht mal gegenüber einem Analytiker – was für ein Gedanke! Dill beim Analytiker! Männer wie er können niemals analysiert werden, denn sie sind überzeugt, dass kein anderer Mann ihnen ebenbürtig ist. Aber was die Frau des Gouverneurs angeht, so verkörperte sie für Dill einfach all das, was ihm verwehrt war, was ihm als Jude nicht zugänglich war, er konnte so reich und sexy sein, wie er wollte: der Racquet Club, Le Jockey, Links, White's – all die Orte, wo er sich nie an einen Backgammontisch setzen konnte, all die Golfplätze, wo er nie einlochen konnte – Everglades und Seminole, Maidstone, St. Paul's und St. Mark's et al., die heiligen, kleinen New-England-Privatschulen, die seine Söhne nie besuchen konnten. Ob er es sich eingestand oder nicht, aber genau deshalb wollte er die Frau des Gouverneurs durchbumsen, sich an diesem aufgeblasenen Schweinhintern rächen, bis sie schwitzte und quietschte und ihn Daddy nannte. Er blieb jedoch auf Distanz, deutete nie ein Interesse an der Dame an, sondern wartete auf den Augenblick, in dem die Sterne günstig standen. Der kam ungeplant – eines Tages besuchte er

eine Abendgesellschaft bei den Cowleses; Cleo war zu einer Hochzeit nach Boston geflogen. Die Frau des Gouverneurs saß beim Essen neben ihm; auch sie war allein gekommen, der Gouverneur war irgendwo auf Wahlkampfreise. Dill scherzte, Dill glänzte; sie saß mit gleichgültigen Schweinsäuglein da, schien aber nicht überrascht zu sein, als er sein Bein an ihrem rieb, und als er sie fragte, ob er sie nach Hause bringen dürfe, nickte sie, nicht mit viel Begeisterung, aber mit einer Entschiedenheit, die ihm das Gefühl gab, sie werde sich auf alles einlassen, was er vorschlug.

»Zu der Zeit wohnten Dill und Cleo in Greenwich; sie hatten ihr New Yorker Haus in der Riverside Terrace verkauft und hatten nur eine Zwei-Zimmer-Zweitwohnung im Pierre, bloß ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer. Im Auto, nachdem sich beide von den Cowleses verabschiedet hatten, schlug er vor, dass sie im Pierre einen Schlummertrunk nahmen: er wolle ihre Meinung zu seinem neuen Bonnard hören. Sie sagte, sie werde gerne ihre Meinung abgeben; und warum sollte die blöde Kuh auch keine haben? War ihr Mann nicht im Aufsichtsrat vom Modern? Als sie das Bild gesehen hatte, bot er ihr etwas zu trinken an, und sie erbat sich einen Brandy; sie saß ihm am Couchtisch gegenüber und trank ein Schlückchen nach dem anderen, nichts tat sich zwischen den beiden, nur dass sie plötzlich sehr gesprächig wurde – über den Pferdemarkt in Saratoga und über jedes Loch einer Golfpartie, die sie mit Doc Holden in Lyford Cay gespielt hatte; sie redete darüber, wie viel Geld ihr Joan Payson beim Bridge abgenommen hatte und dass der Zahnarzt, zu

dem sie seit ihren Kindertagen ging, gestorben war und sie nun nicht wusste, wohin mit ihren Zähnen; sie quasselte bis fast zwei Uhr morgens, und Dill sah immer wieder auf die Uhr, nicht nur, weil er einen langen Tag hinter sich hatte, sondern weil er Cleo mit einer frühen Maschine aus Boston zurückerkwartete: sie hatte gesagt, ich sehe dich im Pierre, bevor du ins Büro musst. Und so, während sie sich über Wurzelbehandlungen ausließ, unterbrach er sie schließlich: ›Entschuldigen Sie, Verehrteste, aber wollen Sie nun vögeln oder nicht?‹ Eines muss man den Aristokraten lassen, selbst die Dümmlsten verfügen durch ihre Erziehung über eine gewisse Contenance; also zuckte sie nur die Achseln – ›Doch, schon‹ –, als hätte eine Verkäuferin sie gefragt, ob ihr der Hut gefiele. Als ginge sie auf die wohlbekannten, aggressiven jüdischen Verkaufsmethoden ein.

›Im Schlafzimmer bat sie ihn, kein Licht anzumachen. Darauf bestand sie eisern – und angesichts dessen, was sich später herausstellte, kann man es ihr schwerlich vorwerfen. Beide zogen sich im Dunkeln aus, sie brauchte ewig – aufknöpfen, aufhaken, aufziehen – und sagte kein Wort, außer um anzumerken, dass die Dillons offensichtlich im selben Bett schliefen, da es nur das eine gab; und er sagte, ja, er sei zärtlich, ein Muttersöhnchen, das nicht ohne etwas Weiches zum Ankuscheln schlafen könne. Die Frau des Gouverneurs neigte weder zum Kuscheln noch zum Küssen. Und wenn man sie küsst, so war das laut Dill, als habe man es mit einem toten und verwesenden Walfisch zu tun: sie brauchte wirklich einen Zahnarzt. Keiner seiner Tricks verfing bei ihr, sie lag einfach

träge da, wie eine Missionarin, die von einer Horde schwitzender Suahelis vergewaltigt wird. Dill konnte nicht kommen. Er hatte das Gefühl, in einem merkwürdigen Tümpel herumzuplanschen, wo alles so glitschig war, dass er keinen Halt fand. Er dachte, vielleicht, wenn er es mit der Zunge probierte, aber sowie er hinunterglitt, zog sie ihn bei den Haaren hoch: ›Nein nein nein, um Gottes Willen, das nicht!‹ Dill gab es auf, er drehte sich auf den Rücken und sagte: ›Ich nehme nicht an, dass Sie mir einen blasen wollen?‹ Sie antwortete überhaupt nicht, und er sagte, also gut, holen Sie mir einfach einen runter, und wir machen Schluss, einverstanden? Aber sie war schon aufgestanden und bat ihn, bitte nicht das Licht anzumachen, bitte nicht, und sagte, nein, er brauche sie nicht nach Hause zu fahren, er solle liegen bleiben und schlafen, und während er dalag und zuhörte, wie sie sich anzog, fasste er an sich hinunter, und es fühlte sich ... fühlte sich an wie ... Er sprang auf und knipste das Licht an. Seine gesamten Siebensachen hatten sich so merkwürdig klebrig angefühlt. Als seien sie voller Blut. Und sie waren tatsächlich voller Blut. Das Bett ebenfalls. Die Bettwäsche voller Blutflecken, so groß wie Brasilien. Die Frau des Gouverneurs hatte gerade ihre Handtasche aufgehoben und die Tür aufgemacht, und Dill fragte: ›Was zum Teufel soll das? Warum haben Sie das getan?‹ Dann wusste er, warum, nicht, weil sie es ihm sagte, sondern wegen des Blicks, den sie ihm zuwarf, bevor sie die Tür hinter sich zuzog: wie Carino, der grausame Oberkellner im alten Elmer's, wenn er einen Liberalen in blauem Anzug und braunen Schuhen an einen Tisch in Sibirien führte. Sie

hatte sich über ihn lustig gemacht, ihn für seine jüdische Anmaßung bestraft.

»Jonesy, du isst ja gar nichts?«

»Es fördert nicht gerade meinen Appetit. Dieses Gespräch.«

»Ich habe dich gewarnt, dass es eine üble Geschichte ist. Dabei sind wir noch gar nicht zum besten Teil gelangt.«

»Na, gut. Ich bin bereit.«

»Nein, Jonesy. Nicht, wenn dir davon schlecht wird.«

»Das Risiko gehe ich ein«, sagte ich.

* * *

Mrs. Kennedy und ihre Schwester waren gegangen; die Frau des Gouverneurs brach gerade auf, mit einem strahlend dienernden Soulé in ihrem breiten Kielwasser. Mrs. Matthau und Mrs. Cooper saßen noch da, aber in Schweigen versunken, die Ohren gespitzt, damit ihnen nichts von unserem Gespräch entging; Mrs. Matthau knetete ein herabgefallenes gelbes Rosenblütenblatt – ihre Finger hielten inne, als Ina ihren Bericht fortsetzte: »Der arme Dill erkannte das ganze Ausmaß seiner Bredouille erst, als er die Bettwäsche abzog und feststellte, dass keine zweite saubere Garnitur da war. Cleo benutzte nämlich die Wäsche vom Pierre's und hatte im Hotel keine eigene. Es war drei Uhr morgens, und er konnte schlecht nach dem Zimmermädchen rufen, denn was sollte er sagen, um zu dieser Stunde frische Bettwäsche zu verlangen? Das besonders Teuflische daran war, dass Cleo in wenigen Stunden aus

Boston eintreffen würde, und so oft Dill auch fremd gegangen war, er hatte sich immer die größte Mühe gegeben, Cleo nichts davon merken zu lassen; er liebte sie wirklich, und was sollte er sagen, wenn sie das Bett sah? Also ging er kalt duschen und überlegte, ob er jemanden kannte, den er mitten in der Nacht anrufen und bitten konnte, ihm schnellstens frische Bettwäsche vorbeizubringen. *Ich* fiel ihm natürlich ein, und mir vertraute er, aber ich war in London. Und sein alter Hausdiener fiel ihm ein, Wardell. Der war schwul und scharf auf Dill und seit zwanzig Jahren sein Sklave, nur um ihn abseifen zu dürfen, wenn er ein Bad nahm; aber Wardell litt an Altersschwäche und Arthritis, und Dill konnte von ihm unmöglich verlangen, den ganzen Weg von Greenwich bis in die Stadt zu fahren. Dann ging ihm auf, dass er hundert gute Bekannte hatte, aber keine wahren Freunde, niemanden, den er um drei Uhr morgens anrufen konnte. In seiner Firma beschäftigte er mehr als sechstausend Menschen, aber keiner davon hatte ihn je anders als mit Mr. Dillon angeredet. Ich meine, der Mann tat sich selber so richtig leid. Also goss er sich einen riesigen Scotch ein und suchte in der Küche nach einem Paket Waschpulver, aber er fand keins, und schließlich musste er ein Stück Guerlain *Fleurs des Alpes* benutzen. Zum Waschen der Bettwäsche! Er weichte sie in der Badewanne in kochend heißem Wasser ein. Er schrubbte und schrubbte. Rieb und rubbelte und spülte. Da war er, der mächtige Mr. Dillon, kniete da und scheuerte wie eine spanische Bäuerin an einem Bachlauf.

»Es wurde fünf Uhr, es wurde sechs, der Schweiß lief

ihm runter, er fühlte sich wie in der Sauna eingesperrt; er sagte, als er sich am nächsten Tag auf die Waage stellte, hatte er elf Pfund abgenommen. Es war schon heller Tag, als die Wäsche endlich halbwegs sauber aussah. Aber sie war nass. Er überlegte, würde es helfen, sie aus dem Fenster zu hängen – oder nur die Polizei alarmieren? Schließlich kam er auf die Idee, sie im Backofen zu trocknen. Es war bloß einer von diesen kleinen Hotelherden, aber er stopfte sie hinein und stellte den Ofen auf zweihundertdreißig Grad. Und die Wäsche schmorte, dampfte und qualmte – Dill verbrannte sich die Hand, als er sie herauszog. Inzwischen war es acht Uhr und höchste Eisenbahn. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als das Bett mit der dampfenden, feuchten Wäsche zu beziehen, sich hineinzulegen und zu beten. Und er betete tatsächlich, bevor er in Schlaf fiel. Als er aufwachte, war es Mittag, und auf der Kommode lag ein Zettel von Cleo: ›Liebling, Du hast so fest und lieb geschlafen, dass ich nur reingeschlichen bin und mich umgezogen habe und nach Greenwich gefahren bin. Komm rasch nach Hause.‹«

Die Damen Cooper und Matthau hatten genug gehört und schickten sich verlegen zum Aufbruch an.

Mrs. Cooper sagte: »L-Liebste, bei Parke-Bernet ist heute Nachmittag eine ganz w-w-wunderbare Auktion – gotische Gobelins.«

»Was zum Teufel«, fragte Mrs. Matthau, »soll ich mit gotischen Gobelins anfangen?«

Mrs. Cooper antwortete: »Ich dachte, sie könnten sich nett bei Picknicks am Strand machen. Weißt du, so auf dem Sand ausgebreitet.«

Lady Ina entnahm ihrer Handtasche eine Bulgari-Puderdose aus weißem Email, mit Diamantsplittern darin, die an Schneekristalle erinnerten, und puderte sich das Gesicht. Sie fing beim Kinn an, machte auf der Nase weiter, und plötzlich ertappte ich sie dabei, wie sie mit der Puderquaste heftig die Gläser ihrer Sonnenbrille betupfte.

Ich fragte: »Ina, was machst du denn da?«

Sie sagte: »Ach, verdammt!«, setzte die Brille ab und putzte sie mit einer Serviette. Eine Träne war heruntergefahren und hing ihr wie ein Schweißtropfen an einem Nasenflügel – kein schöner Anblick; ebenso wenig wie ihre Augen – rot geädert von schlaflos durchweinten Nächten. »Ich bin auf dem Weg nach Mexiko, um mich scheiden zu lassen.«

Man wäre nicht auf die Idee gekommen, dass sie das unglücklich machen würde; ihr Mann war der würdevollste Langweiler Englands, eine hohe Leistung angesichts der Mitbewerber: des Grafen von Derby, des Herzogs von Marlborough, um nur zwei zu nennen. Bestimmt teilte Lady Ina diese Einschätzung; trotzdem konnte ich verstehen, warum sie ihn geheiratet hatte – er war reich, nach medizinischen Maßstäben am Leben, und ein guter Schütze, weshalb er in den Kreisen, die der Jagd frönten und damit das Walhall der Langeweile bildeten, den Ton angab. Ina hingegen – Ina war in den Vierzigern, vielfach geschieden und hatte gerade eine gescheiterte Affäre mit einem Rothschild hinter sich, dem sie als Geliebte willkommen, aber für eine Heirat nicht gut genug gewesen war. Also waren ihre Freunde erleichtert, als sie von einer Jagd in Schottland mit einem Verlobungsring von Lord

Coolbirth zurückkehrte; zugegeben, der Mann war humorlos, öde und sauer wie zu lange dekantierter Portwein – aber immerhin eine lukrative Partie.

»Ich weiß, was du denkst«, bemerkte Ina, während weitere Tränen kullerten. »Wenn ich auch noch eine gute Abfindung kriege, kann man mir nur gratulieren. Ich leugne auch gar nicht, dass Cool ein harter Brocken ist. Als verbrachte man seine Tage und Nächte mit einer Ritterrüstung. Aber ich habe mich ... sicher gefühlt. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, einen Mann zu haben, den mir keiner abspenstig machen konnte. Denn welche Frau würde ihn haben wollen? Aber inzwischen habe ich eines gelernt, Jonesy, und hör mir gut zu: es ist immer eine da, die nur darauf lauert, sich einen alternden Ehemann zu schnappen. Immer.« Ein Schluckauf-Crescendo fuhr ihr in die Rede: M. Soulé auf seinem Beobachtungsposten schürzte die Lippen. »Ich war sorglos. Träge. Aber ich konnte diese nassen schottischen Wochenenden mit pfeifenden Kugeln ringsum einfach nicht mehr ertragen, also fuhr er alleine hin, und nach einer Weile fiel mir auf, überall, wo er hinfuhr, da fuhr unweigerlich auch Elda Morris hin – ob zu einer Moorhuhnjagd auf die Hebriden oder zu einer Bärenjagd nach Jugoslawien. Sie dackelte sogar mit nach Spanien, als Franco vorigen Oktober diese riesige Jagdgesellschaft gab. Doch ich dachte mir nicht allzu viel dabei – Elda ist eine gute Schützin, aber auch eine hartgesottene, fünfzig Jahre alte Jungfrau; ich kann mir immer noch nicht vorstellen, dass Cool in diese eingeroostenen Schlüpfer reinwill.«

Ihre Hand pendelte auf das Champagnerglas zu, sank

aber herunter, ohne ihr Ziel zu erreichen, und fiel nieder wie ein Betrunkener, der plötzlich auf der Straße lang hinschlägt. »Vor zwei Wochen«, begann sie mit verlangsamter Stimme und deutlichem Montana-Anklang, »als ich mit Cool nach New York flog, fiel mir auf, dass er mich mit, hmm, finsterer Schlangenmiene anstarrte. Normalerweise sieht er aus wie ein Ei. Es war erst neun Uhr morgens; trotzdem tranken wir diesen grässlichen Flugzeug-Champagner, und als wir eine Flasche geleert hatten und ich merkte, dass er mich immer noch mit diesem ... mörderischen Blick ansah, fragte ich: ›Was hast du denn, Cool?‹ Und er antwortete: ›Nichts, was eine Scheidung von dir nicht beseitigen kann.‹ Stell dir solch eine Niedertracht vor! – mit so was im Flugzeug rauszurücken! – wo man stundenlang zusammengepfercht ist und nicht wegkann, nicht schimpfen oder schreien kann. Es war doppelt gemein von ihm, denn er weiß, dass ich Angst vorm Fliegen habe – er wusste, dass ich mit Alkohol und Tabletten abgefüllt war. Und so bin ich jetzt auf dem Weg nach Mexiko.« Endlich erwischte ihre Hand das Glas Cristal; sie seufzte, ein Geräusch, so verzagt wie herabtrudelndes Herbstlaub. »Mein Typ Frau braucht einen Mann. Nicht wegen des Sex. Oh, ich mag einen guten Fick. Aber das hatte ich reichlich; ich komme auch ohne aus. Doch ich kann nicht ohne einen Mann leben. Frauen wie ich haben keinen anderen Mittelpunkt, keine andere Möglichkeit, sich das Leben einzuteilen; selbst wenn wir ihn hassen, selbst wenn er einen Kopf aus Eisen und ein Herz aus Watte hat, ist er besser als dieses ungebundene Einerlei. Freiheit mag das Wichtigste im Leben sein, aber es gibt

auch ein Übermaß davon. Und ich habe inzwischen das falsche Alter, ich kann das alles nicht noch mal durchmachen, die lange Jagd, die ganze Nacht lang im Elmer's oder Annabel's mit einem fetten Mexikaner herumsitzen, der in einem Meer von Pfefferminzcocktails schwimmt. Die vielen alten Freundinnen, die mich zu ihren kleinen Smoking-Dinnerpartys einladen, obwohl sie eigentlich keine überzählige Frau gebrauchen können und sich den Kopf zerbrechen, wo sie einen passenden alleinstehenden Mann für eine alternde Fregatte wie Ina Coolbirth auftreiben sollen. Dabei *gibt* es überhaupt keine passenden alleinstehenden Männer. Weder in New York noch in London. Nicht mal in Butte, Montana. Die sind alle schwul. Wenn überhaupt was. Das habe ich auch gemeint, als ich zu Prinzessin Margaret gesagt habe, zu schade, dass Sie Tücken nicht mögen, denn das bedeutet, dass Sie auf Ihre alten Tage sehr einsam sein werden. Schwule sind die Einzigsten, die nett zu abgelebten alten Frauen sind, und ich finde sie wunderbar, schon immer, aber ich bin einfach noch nicht dazu bereit, mich mit der Rolle einer Schwulenmutti abzufinden; lieber werde ich lesbisch.

»Nein, Jonesy, das hat noch nie zu meinem Repertoire gehört, aber ich kann verstehen, welchen Reiz das für eine Frau in meinem Alter hat, die es nicht ertragen kann, allein zu sein, die verwöhnt und bewundert werden will: denn das haben einige Lesben richtig gut drauf. Es gibt nichts so Gemütliches oder Geborgenes wie ein nettes kleines Lesbennest. Ich erinnere mich noch an meinen Besuch bei Anita Hohnsbeen in Santa Fe. Wie ich sie beneidet habe. Aber Anita habe ich schon immer beneidet.

Sie stand kurz vor dem Examen, als ich am Sarah Lawrence anfing. Ich glaube, alle waren in Anita verschlossen. Sie war nicht schön, nicht mal hübsch, aber sie hatte so was Strahlendes und Klares und Sauberes – ihre Haare, ihre Haut, sie sah immer aus wie der erste Morgen, den Gott geschaffen hat. Wenn sie von Hause aus nicht so viel Moos gehabt hätte und wenn diese ehrgeizige Südstaatenmutter von ihr aufgehört hätte, sie voranzutreiben, ich glaube, dann hätte sie einen Archäologen geheiratet und ein glückliches Leben damit verbracht, in Anatolien Amphoren auszubuddeln. Aber wozu Anitas beklagenswerte Vergangenheit ausgraben? – fünf Ehemänner und ein geistig behindertes Kind, wirklich ein Jammer; bis sie mehrere hundert Nervenzusammenbrüche bekam und nur noch achtzig Pfund wog und ihr Arzt sie nach Santa Fe schickte. Wusstest du, dass Santa Fe die Lesbenhauptstadt der Vereinigten Staaten ist? Was San Francisco für *les garçons* ist, das ist Santa Fe für die Töchter der Bilitis. Wahrscheinlich weil die männlicheren von ihnen gerne in Jeans und Stiefeln rumlaufen. Jedenfalls wohnte da eine köstliche Frau, Megan O'Meaghan, und Anita hat sie kennengelernt, und juchhu, das war's. Bei ihr fand sie alles, was sie je gebraucht hat: zwei gute Mutterbrüste zum Nuckeln. Jetzt lebt sie mit Megan in einem verschachtelten Lehmziegelhaus im Vorgebirge und sieht wieder ... fast so klar und klug aus wie damals in der Schule. Natürlich geht es da ein bisschen kitschig zu – das Pinienfeuer im Kamin, die Fetischpuppen, die indianischen Teppiche und die beiden Damen, die sich in der Küche tummeln, um selbstgemachte Tacos und die perfekte Margherita zu-

stande zu bringen. Aber alles in allem ist es so ziemlich das behaglichste Zuhause, in dem ich je gewesen bin. Anita kann wirklich von Glück sagen!«

Sie rappelte sich auf, ein Delphin, der die Wasseroberfläche durchbricht, stieß den Tisch zurück (wobei ein Champagnerglas umfiel), griff sich ihre Handtasche, sagte: »Bin gleich wieder da«, und schlingerte zur Spiegeltür der Damentoilette vom Côte Basque.

* * *

Obwohl der Priester und die Mörderin immer noch an ihrem Tisch tuschelten und tranken, hatten sich die Räume des Restaurants geleert, auch M. Soulé hatte sich zurückgezogen. Nur das Garderobenfräulein war noch da sowie ein paar Kellner, die ungeduldig mit ihren Servietten Krümel wegschnippten. Pikkolos deckten die Tische neu ein und frischten den Blumenschmuck für die Abendgäste auf. Es herrschte eine Atmosphäre luxuriöser Erschöpfung, einer verblühenden Rose ähnlich, während draußen nichts weiter wartete als der sich neigende New Yorker Nachmittag.

ANMERKUNG DES AMERIKANISCHEN HERAUSGEBERS

Am 5. Januar 1966 unterschrieb Truman Capote bei Random House einen Vertrag für einen neuen Roman mit dem Titel *Erhörte Gebete*. Vorschuss: 25000 Dollar, Manuskript abzuliefern am 1. Januar 1968. Ein Roman, so gab Truman bekannt, nichts weniger als das zeitgenössische Pendant zu Prousts Meisterwerk *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, mit kritischem Blick auf die kleine Welt der Superreichen von Europa und Amerikas Ostküste – ob nun alter Adel oder neue Schickeria.

1966 war für Truman ein fabelhaftes Jahr. Zwei Wochen nach der Vertragsunterzeichnung für *Erhörte Gebete* erschien *Kaltblütig*, begleitet von ungeheurem Trara und lobenden Besprechungen. Etliche Zeitschriften brachten Trumans Photo auf der Titelseite, und so gut wie jede Sonntagsbeilage widmete die Hauptrezension seinem neuen Werk. Allein innerhalb eines Jahres erreichte *Kaltblütig* eine Auflage von über 300 000, und auf der Bestsellerliste der *New York Times* hielt es sich 37 Wochen lang. (1966 ging es fast besser als jedes andere Sachbuch über den

Ladentisch und wurde nur von zwei Selbsthilferatgebern übertroffen; seitdem ist es in 24 Sprachen übersetzt worden und allein in den Vereinigten Staaten von fast fünf Millionen Lesern gekauft worden.)

Im Laufe dieses Jahres war Truman überall gleichzeitig, gab Dutzende von Interviews, erschien etliche Male in Fernsehtalkshows, tummelte sich auf Jachten und in großen Landhäusern und genoss seinen Ruhm in vollen Zügen. Den Höhepunkt dieser hektischen Zeit bildete sein unvergesslicher »Black and White Ball«, den er Ende November 1966 im Plaza zu Ehren von Kay Graham gab, der Herausgeberin der *Washington Post*, ein Fest, über das in der gesamten amerikanischen Presse ebenso ausführlich berichtet wurde wie über ein west-östliches Gipfeltreffen.

Truman meinte, diese Atempause verdient zu haben, denn die Arbeit an *Kaltblütig* hatte ihn sechs Jahre lang beansprucht und war für ihn eine traumatische Erfahrung. Die vielen Ablenkungen hielten ihn allerdings nicht davon ab, ständig über *Erhörte Gebete* zu reden. Doch im Laufe der nächsten Jahre schrieb er zwar eine Reihe von Kurzgeschichten und Reportagen, wandte sich aber nicht dem Roman zu; folglich wurde der ursprüngliche Vertrag im Mai 1969 durch einen neuen ersetzt, der das Abgabedatum auf Januar 1973 verlegte und den Vorschuss beträchtlich erhöhte. Mitte 1973 wurde der Termin auf Januar 1974 vorverlegt, dann ein halbes Jahr später noch einmal auf September 1977. (Im Frühjahr 1980 wurde der Termin ein letztes Mal geändert, auf den 1. März 1981, und der Vorschuss auf eine Million Dollar erhöht, fällig bei Ablieferung des Werkes.)

Truman veröffentlichte in diesen Jahren zwar mehrere Bücher, aber die meisten Texte darin waren in den vierziger und fünfziger Jahren entstanden. 1966 brachte Random House die *Weihnachtserinnerungen* heraus, die er 1958 verfasst hatte; 1968 den *Thanksgiving-Gast*, der ein Jahr zuvor in einer Zeitschrift erschienen war; 1969, versehen mit einer eigens dafür von ihm verfassten Einleitung, eine Jubiläumsausgabe seines ersten Romans *Andere Stimmen, andere Räume*, der 1948 die literarische Welt in Aufruhr versetzt hatte; 1973 einen Sammelband mit dem Titel *Wenn die Hunde hellen*, in dem nur drei Texte jüngeren Datums standen. Einzig und allein *Musik für Chamäleons* – 1980 erschienen und weder von Freunden noch von Kritikern allzu günstig aufgenommen – enthielt neues Material.

Doch hier Trumans eigene Worte über diese Zeit, aus dem Vorwort zu *Musik für Chamäleons*:

»Vier Jahre lang, von 1968 bis 1972, tat ich nichts anderes, als meine gesamte Korrespondenz und sämtliche Tagebücher und Notizen durchzugehen. Sie deckten den Zeitraum von 1943 bis 1965 ab und enthielten detaillierte Schilderungen Hunderter Gespräche und Szenen, die in mein neues Projekt einfließen sollten, gewissermaßen eine Variation des Tatsachenromans. Das Buch sollte *Erhörte Gebete* heißen, der Titel ging auf Theresia von Ávila zurück, die einmal geschrieben hatte: ›Es werden mehr Tränen über erhörte Gebete vergossen als über nicht erhörte.‹ 1972 fing ich damit an, und zwar mit dem letzten Kapitel (denn es ist immer gut zu wissen, wohin die Reise

geht). Danach schrieb ich das erste Kapitel ›Unverdorbene Ungeheuer‹, dann das fünfte, ›Eine schwere Beleidigung des Gehirns‹. Anschließend das siebte, ›La Côte Basque‹. In dieser Weise ging es weiter, ohne Rücksicht auf die richtige Reihenfolge der Kapitel. Das war möglich, weil sowohl die Personen als auch die verschiedenen Handlungszüge direkt der Wirklichkeit entnommen waren und somit feststanden. Da ich nichts erfunden hatte, war es auch nicht schwer, die Übersicht zu behalten.«

Gegen Ende des Jahres 1974 zeigte mir Truman schließlich vier Kapitel von *Erhörte Gebete* – »Wüste« (als zweites Kapitel, worin P. B. Jones, der Protagonist des Romans und gleichsam ein böser Doppelgänger des Autors, den Versuch unternimmt, eine Kurzgeschichte zu schreiben; doch einige Jahre später entschied Truman, es gehöre nicht in den Roman, und tat es als Kurzgeschichte in *Musik für Chamäleons*), »La Côte Basque«, »Unverdorbene Ungeheuer« und »Kate McCloud« – und kündigte an, er werde alle im *Esquire* veröffentlichen. Ich war gegen diesen Plan, da so für meine Begriffe zu früh zu viel über das Buch verraten wurde, was ich ihm auch sagte, doch Truman, der meinte, die Kunst der publikumswirksamen Veröffentlichung perfekt zu beherrschen, war nicht davon abzubringen. (Hätte Bennett Cerf noch gelebt – der Verleger von Random House, dazu ein enger Freund und Vertrauter, der 1971 gestorben war –, vielleicht hätten unsere gemeinsamen Proteste ihn umgestimmt, doch ich bezweifle es; Truman war nun einmal fest davon überzeugt, er wisse genau, was er tue.)

Wie sich bald herausstellte, wusste er es nicht. »Wüste« erschien als erstes der vier Kapitel und führte zu einem Gerede, aber das nächste, »La Côte Basque«, löste in den Gesellschaftskreisen, deren Beschreibung Truman sich zum Ziel gesetzt hatte, eine katastrophale Explosion aus. Fast alle seine Freunde kehrten ihm den Rücken, weil er so schamlos aus dem Nähkästchen geplaudert hatte, und viele sprachen danach nie wieder ein Wort mit ihm.

Trotzig behauptete Truman, der Tumult kümmere ihn nicht (»Was haben diese Leute denn erwartet?«, soll er gesagt haben. »Ich bin Schriftsteller und verwende alles. Haben die etwa geglaubt, ich sei nur zu ihrer Unterhaltung da?«), doch in Wahrheit setzte ihm diese Reaktion sehr zu und war meiner Überzeugung nach einer der Gründe, warum er nach dem Erscheinen von »Unverdorbene Ungeheuer« und »Kate McCloud« 1976 im *Esquire* die Arbeit an den *Erhörten Gebeten* erst einmal einstellte.

Seit meiner ersten Begegnung mit Truman im Jahre 1960 sah ich ihn bis 1977 häufig, und das nicht nur im Verlag. Ich fuhr mit ihm während seiner Arbeit an *Kaltblütig* nach Kansas, ich war mit ihm eine Woche lang in Santa Fe, ich besuchte ihn in Palm Springs, wo er einige Jahre lang den Winter verbrachte; außerdem wollte es der Zufall, dass er in Sagaponack, einem Dorf auf Long Island, ein Haus besaß, während ich dort eins gemietet hatte.

Meine Zusammenarbeit mit Truman verlangte mir in dieser Zeit nicht sehr viel ab. (*Kaltblütig* zum Beispiel wurde von Mr. Shawn und anderen Redakteuren für den Vorabdruck im *New Yorker* lektoriert.) Trotzdem war sie

ungemein erfreulich. Besonders gern erinnere ich mich daran, wie Truman mir im Jahre 1975 eines Nachmittags die »Unverdorbenen Ungeheuer« zu lesen gab. Ich verschlang sie noch am selben Abend und fand sie makellos bis auf eine winzige Kleinigkeit. Als er am nächsten Morgen anrief, um meine Meinung zu hören, äußerte ich mich begeistert, brachte aber meinen Einwand gegen ein Wort vor, das Miss Victoria Self verwendet, in einem Dialog, kaum dass der Leser sie kennengelernt hat. »Sie hätte dieses Wort nicht benutzt«, sagte ich zu Truman, »sie hätte etwas anderes gesagt, nämlich ...« (leider weiß ich nicht mehr, welches Wort ich vorschlug). Truman lachte laut auf. »Ich habe mir das Kapitel gestern Abend noch einmal durchgelesen«, sagte er. »Ich fand nur ein Wort, das geändert werden muss, deshalb rufe ich dich an, und es ist genau das Wort, das du eben vorgeschlagen hast.« In der eigentümlichen Beziehung zwischen Autor und Lektor war das einer jener seltenen Momente, die für beide beglückend sind. Wir waren nicht jeder stolz auf seinen Einfall, sondern froh, dass der andere denselben gehabt hatte.

Ich zitiere noch einmal aus Trumans Vorwort zu *Musik für Chamäleons*:

»Ich stellte im September 1977 die Arbeit an *Erhörte Gebete* ein, was allerdings nichts mit den vorausgegangen Reaktionen auf die ersten Kapitel zu tun hatte. Vielmehr steckte ich zugleich in einer schöpferischen wie persönlichen Krise. Da aber Letztere nichts oder nur wenig mit der Kunst zu tun hat, soll davon nicht die Rede sein.

So quälend diese Zwangspause auch war, rückblickend bin ich froh darüber, denn sie veränderte mein gesamtes Verständnis der Schriftstellerei und meine Einstellung zum Verhältnis von Kunst und Leben und führte dazu, dass ich nun zwischen der Wahrheit und der *ganzen* Wahrheit unterschied.

Ich glaube, dass sogar die besten Schriftsteller viel zu ambitioniert schreiben. Für den äußereren Eindruck tun sie alles. Ich hingegen ziehe das Understatement vor. Schlicht sollen sie sein, meine Sätze, und klar wie ein Gebirgsbach. Trotzdem hatte ich den Eindruck, dass mein Stil so schwerfällig geworden war, dass ich plötzlich für einen bestimmten Effekt drei Seiten brauchte, wo ein einziger Absatz hätte reichen müssen. Und je öfter ich die fertigen Teile von *Erhörte Gebete* durchlas, desto mehr beschlich mich der Zweifel – Zweifel nicht im Hinblick auf meinen Stoff oder meine Vorgehensweise, sondern auf die Textur des Ganzen. Dann las ich *Kaltblütig* noch einmal und hatte dasselbe Gefühl: An zahlreichen Stellen schöpfte ich mein wahres Potenzial kaum aus und schrieb daher nicht annähernd so gut, wie ich es gekonnt hätte. Langsam und mit wachsender Beunruhigung fraß ich mich durch alles, was ich je veröffentlicht hatte, und kam zu dem Befund, dass ich noch nie, kein einziges Mal der Wucht eines Themas wirklich gerecht geworden war oder die ästhetischen Ausdrucksformen, die sich in diesem Zusammenhang anboten, voll ausgereizt hatte. Selbst wenn es gut war, im Endeffekt blieb das Ergebnis zu fünfzig, mitunter gar zu siebzig Prozent hinter meinen tatsächlichen Möglichkeiten zurück. Wie konnte das geschehen?

Die Antwort, auf die ich nach monatelangen Überlegungen kam, war einfach, aber deswegen nicht befriedigender. Und sie erlöste mich auch nicht aus meiner Depression, im Gegenteil, alles wurde nur noch schlimmer. Denn die Antwort schuf gleich das nächste vertrackte Problem, und es war klar, sollte ich *darauf* keine Lösung finden, konnte ich die Schriftstellerei ganz an den Nagel hängen. Das Problem lautete: Wie kann ein Autor innerhalb eines einzelnen Genres, etwa einer Kurzgeschichte, all das unterbringen, was er über die anderen Genres weiß? Daher nämlich diese Schwerfälligkeit an vielen Stellen. Die Spannung war da, aber durch Selbstbeschränkung auf die spezifischen Techniken einer bestimmten Gattung nutzte ich längst nicht alles, was ich in den Bereichen Drehbuch, Bühnenstück, Reportage, Lyrik, Novelle und Roman gelernt hatte. Ein Schriftsteller sollte die ganze Farbpalette einsetzen, sämtliche Schreibweisen mischen dürfen, womöglich sogar beidhändig. Aber wie?

Ich machte mich wieder an *Erhörte Gebete*. Ein Kapitel (›Wüste‹) warf ich raus, zwei weitere (Einzig die *Esquire*-Versionen der drei Erzählungen im vorliegenden Band sind erhalten.) schrieb ich um. Zweifellos schon eine Verbesserung. Doch die Wahrheit war, ich musste zurück an den Anfang, in den Kindergarten. Und da war es wieder, jenes unerbittliche Glücksspiel, bei dem ich aufs Ganze gehen musste. Dennoch war mit einem Schlag alles viel aufregender geworden, und mir schien, als leuchtete mir eine unsichtbare Sonne. Allerdings waren die ersten Versuche noch recht unbeholfen, ich fühlte mich tatsächlich

wie ein Kind, das gerade seine ersten Buntstifte geschenkt bekommen hat.«

Leider kann nicht alles von dem, was Truman in den zitierten Passagen schreibt, für bare Münze genommen werden. Denn in seinen Hinterlassenschaften, die ich zusammen mit Alan Schwartz, seinem Nachlassverwalter, und Gerald Clarke, seinem Biographen, gründlich durchsuchte, fand sich fast nichts von den Briefen, Tagebüchern und Notizen, die er erwähnt. (Was sich fand – genug für acht Umzugskartons –, wurde von mir und Gerald Clarke Seite um Seite durchgegangen und grob katalogisiert. Es bestand aus handschriftlichen Originalen und maschinengeschriebenen ersten, zweiten und dritten Entwürfen zu mehreren Erzählungen und Romanen; den Fahnenabzügen von *Kaltblütig* mit Korrekturen des Autors, einigen Photos; vielen Zeitungsausschnitten; Notizbüchern für *Kaltblütig* mit den Befragungen der Beteiligten; Fahnenabzügen der Zeitschriften wie *Esquire*, *Redbook*, *Mademoiselle* und *McCall's*, in denen seine Reportagen und Kurzgeschichten erschienen waren; einem halben Dutzend Briefen – und einigen Seiten mit frühen Notizen für *Erhörte Gebete*. All das wurde 1985 der New York Public Library überlassen, wo es bis heute eingesehen werden kann.) Das ist umso bedenklicher, als Truman sammelwütig war, so gut wie alles aufhob und keinen Grund hatte, diese Unterlagen zu vernichten. Außerdem fanden sich keinerlei Spuren von »Eine schwere Beleidigung des Gehirns« oder von jenem letzten Kapitel, das er zuerst geschrieben haben wollte. (Es sollte den Titel »Pater Flana-

gans koschere Rund-um-die-Uhr-Nigger-Schwulen-Pinte« tragen; andere Kapitelüberschriften, die er gelegentlich in Gesprächen mit mir und anderen erwähnte, lauteten »Jachten und anderer Klimbim« und »Audrey Wilders Schwanengesang«, ein Kapitel über Hollywood.)

Ab 1976 verschlechterte sich allmählich unsere Beziehung, vermutlich, weil Truman erkannte, dass ich mit meiner Meinung über die Vorabdrucke im *Esquire* recht gehabt hatte, auch wenn ich ihm das natürlich nie vorhielt. Er mag außerdem erkannt haben, dass seine schriftstellerischen Fähigkeiten abnahmen, und mag befürchtet haben, ich könnte ein zu strenger Richter sein. Darüber hinaus müssen ihn Schuldgefühle und Panikattacken geplagt haben, weil die *Erhörten Gebete* keinerlei Fortschritte machten. In den letzten Jahren schien er darauf bedacht, nicht nur mir und anderen engen Freunden über seine Arbeit daran etwas vorzumachen, sondern auch der Öffentlichkeit. Mindestens zwei Mal verkündete er in Interviews, er habe das Buch soeben beendet und Random House übergeben, so dass es innerhalb der nächsten sechs Monate erscheinen werde. Woraufhin unsere Presseabteilung und auch ich mit Anrufen bombardiert wurden, auf die wir nur antworten konnten, wir hätten bislang kein Manuskript gesehen. Truman muss wirklich verzweifelt gewesen sein.

Der letzte Grund für den Verfall unserer Beziehung war Trumans zunehmende Abhängigkeit von Alkohol und Drogen ab 1977. Ich habe inzwischen eingesehen, dass ich für sein Elend längst nicht genug Mitgefühl aufbrachte, vielmehr wurmte es mich, wie er sein Talent vergeudete,

wie er sich selbst betrog, mich nervten seine endlosen Faschleien, sein Lallen am Telefon nachts um eins – und vor allem grämte mich der Verlust eines langjährigen wunderbaren, geistreichen und herrlich boshaften Freundes, was mich in meiner Selbstsucht mehr dauerte als seine wachsende Not.

Es gibt drei Theorien über die fehlenden Kapitel von *Erhörte Gebete*. Die erste lautet: Truman vollendete den Roman, und das Manuskript befindet sich entweder im Tresorfach irgendeiner Bank oder es wurde von einem verstoßenen Liebhaber aus Rachsucht oder Geldgier entwendet oder – das neueste Gerücht – es schlummert in einem Schließfach des zentralen Omnibusbahnhofs von Los Angeles. Aber mit jedem Tag, der vergeht, wird all das immer unwahrscheinlicher.

Die zweite Theorie lautet: Nach dem Vorabdruck von »Kate McCloud« 1976 schrieb Truman an dem Roman keine einzige Zeile mehr, teils, weil ihn die öffentlichen und privaten Reaktionen völlig umwarfen, teils, weil ihm bewusst geworden war, dass er das Niveau von Proust, seinem Maßstab, niemals erreichen würde. Für diese Theorie spricht zumindest eines: Jack Dunphy, Trumans engster Freund und über dreißig Jahre lang sein Lebensgefährte, glaubt daran. Allerdings sprach Truman mit Jack nur selten über seine Arbeit, und die letzten Jahre verbrachten die beiden häufiger weit auseinander als miteinander.

Die dritte Theorie, der ich mich zögernd anschließe, lautet: Truman schrieb tatsächlich zumindest das eine oder andere der oben erwähnten Kapitel (wahrscheinlich

»Eine schwere Beleidigung des Gehirns« und »Pater Flanagan's koschere Rund-um-die-Uhr-Nigger-Schwulen-Pinte«), vernichtete sie aber Anfang der achtziger Jahre. Für diese Theorie spricht, dass wenigstens vier Freunde von Truman behaupten, außer den hier abgedruckten noch ein oder zwei weitere Kapitel zu kennen, denn der Autor habe sie ihnen zu lesen gegeben oder vorgelesen. Und ich für meinen Teil bin davon überzeugt, dass mehr von dem Roman vorhanden war, denn in den letzten sechs Jahren seines Lebens berichtete er beim gemeinsamen Lunch, auch wenn er oft aufgrund von Alkohol oder Drogen oder beidem fast wirr redete, wieder und wieder in großer Ausführlichkeit von den fehlenden vier Kapiteln, bis hin zu ganzen Sätzen aus Dialogen, die er im Abstand von Monaten oder sogar Jahren im selben Wortlaut wiedergab. Das Muster blieb sich jedoch immer gleich: Wenn ich ihn um das fragliche Kapitel bat, versprach er, es mir am nächsten Tag zu schicken. Wenn ich ihn am folgenden Abend anrief, sagte Truman stets, er lasse das Manuskript gerade neu tippen und werde es am Montag schicken; am Montagnachmittag dann ging er nicht ans Telefon und blieb mindestens eine Woche lang verschwunden.

Ich unterstützte diese Theorie nicht so sehr, weil ich meine Leichtgläubigkeit bemängeln möchte, sondern weil Truman die Kapitel so überzeugend beschrieb. Natürlich kann es sein, dass all diese Zeilen nur in seinem Kopf existierten, doch es fällt mir schwer, zu glauben, dass er sie nicht irgendwann zu Papier brachte. Er maß seiner Arbeit immer große Bedeutung bei, stand ihr allerdings auch mit ungewöhnlicher Objektivität gegenüber, und so habe ich

den Verdacht, dass ihn irgendwann die Vernichtungswut packte, von der einzig die drei im Vorabdruck erschienenen und in diesem Band enthaltenen Kapitel verschont blieben.

Nur ein Mensch kennt die Wahrheit, und der lebt nicht mehr. Gott sei ihm gnädig.

Joseph M. Fox, 1987

Zur Entstehungsgeschichte

Gerald Clarke
Truman Capote – Eine Biographie

Kapitel 52
S. 625 - 642

ZWEI UND FÜNFZIG

Erhörte Gebete verfolge ihn wie ein »verrückter Wind«, hatte Truman schon 1958 zu Newton gesagt, und tatsächlich hatte ihn das Vorhaben fast zwei Jahrzehnte lang nicht losgelassen und ihm in den Ohren geheult wie ein Schirokko. Aber zumindest für den Augenblick hatte die Veröffentlichung von »Mojave«, eines dafür vorgesehenen Teils, den lästigen Wind besänftigt. *Esquire* bezeichnete Truman als »einen modernen Meister« und zog seine Geschichte groß auf – das gesamte Titelblatt der Juninummer 1975 war ihr gewidmet –, und von denen, die die Geschichte lasen, hörte er nichts als Hosianna. Tennessee Williams, der gewöhnlich nicht zu seinen Bewunderern zählte, fand, sie verrate geradezu Genialität. »Ich habe nie etwas von ihm gelesen, außer möglicherweise *Miriam*, was vergleichbar war«, erklärte er.

So viel Begeisterung blies alle Sorgen und Zweifel Trumans weg und zerkrümelte seine Schreibhemmung zu einem kleinen und belanglosen Häufchen Erde. Er war fünfzig und hatte seinen Biss nicht verloren, weder Alkohol noch Tabletten, noch ruinöse Liebesaffären hatten der Gabe geschadet, die ihm am meisten bedeutete: seiner magischen Macht über Worte. Vielleicht, so schien er sich zu sagen, wurde *Erhörte Gebete* tatsächlich das Meisterwerk, das er angekündigt hatte. Vielleicht wurde er doch noch der amerikanische Proust. Vor Erscheinen von *Mojave* hatte er den Inhalt seines Buches strikt geheim gehalten. Nun konnte er den Applaus für seine Glanz-

leistung kaum erwarten. Zur Verblüffung der Herausgeber von *Esquire* versprach er weitere Kapitel. »Wir kippten fast aus den Schuhen, weil es uns gelang, von Truman Capote zu bekommen, was andere Leute seit sehr langer Zeit nicht mehr kriegen konnten«, bemerkte Gordon Lish, der Literaturredakteur des Magazins. »Jedes Mal, wenn er wieder zusagte, eine weitere Fortsetzung zu liefern, waren wir außer uns vor Freude.«

Der logischen Abfolge entsprechend, hätte das erste Kapitel des Buches, *Unspoiled Monsters* (*Unverdorbene Ungeheuer*), der Erzählung *Mojave*, die als zweites Kapitel vorgesehen war, vorausgehen müssen. Was viele argwöhnten, traf jedoch zu: Er hatte von *Erhörte Gebete* noch nicht so viel geschrieben, wie er stets behauptet hatte; das meiste stand erst in seinem Kopf. *Unverdorbene Ungeheuer* war erst halb fertig, und als Truman die Beziehung zu John wieder aufnahm und Vorbereitungen für seinen Aufenthalt in Hollywood traf, wurde ihm klar, dass er keine Zeit haben würde, das Kapitel vor Ende 1975 abzuschließen. Da er es eilig hatte, *Esquire* etwas Neues zu übergeben, setzte er sich noch einmal über seine Chronologie hinweg und entnahm seinen Notizheften das wahrscheinlich einzige weitere abgeschlossene Kapitel, das fünfte von acht geplanten. »Es schien mir in sich geschlossen und vollständig«, erklärte er. »Deshalb schickte ich es, ohne groß darüber nachzudenken, hin.«

Dieses fünfte Kapitel verdankte den Titel *La Côte Basque, 1965* Henri Soulés gleichnamigem renommiertem Restaurant an der East 55th Street, einem beliebten Treffpunkt der Schwäne und einem der wenigen

Restaurants in Manhattan, die das besaßen, was Truman als »echten Schick« bezeichnete. Die Handlung spielt an einem Nachmittag des Jahres 1965: P. B. Jones trifft in einer benachbarten Straße seine Freundin Lady Ina Coolbirth, die von ihrer Lunchpartnerin, der Herzogin von Windsor, versetzt wurde und die ihn daraufhin ins Restaurant hineinzieht, wo er den leeren Sitz der Herzogin an einem der begehrten vorderen Tische von Monsieur Soulé einnehmen soll.

Ungeachtet ihres Titels ist Lady Coolbirth gebürtige Amerikanerin, ein »mächtiges Weibsbild voll Schwung und Temperament« in den Vierzigern, die auf einer Ranch im Westen aufgewachsen und deren neuester Ehemann ein reicher englischer Adeliger ist. Kurz, sie ist das Abbild von Trumans alter Freundin Slim Keith. An diesem Nachmittag des Jahres 1965 hat die fiktive Lady Coolbirth viel auf dem Herzen, worüber sie reden möchte, und bei vielen Gläsern Champagner der Marke Roederer Cristal packt sie aus. Truman macht ihre Stimme zu seiner eigenen und nutzt so die Möglichkeit, seine Erzählung wie eine der fast grenzenlos dehnbaren Taschen von Louis Vuitton mit vielen jener Geheimnisse vollzustopfen, in die er in den Jahren seiner Intimität mit den ganz Reichen eingeweiht worden war.

Während Lady Coolbirths wissender Blick die anderen Gäste mustert – eine einmalige Gesellschaft, die Babe Paley und ihre Schwester Betsey Whitney ebenso einschließt wie Lee und deren Schwester Jacqueline Kennedy sowie Gloria Vanderbilt und Carol Matthau –, wird sie zu Trumans Sprachrohr. »In Wirklichkeit bin ich Lady Ina

Coolbirth!«, behauptete er später. »Ich bin es, der all diese Informationen gesammelt hat, und ihr Gespräch ist genau von der Art, wie ich es mit jemandem hätte führen können.« Lee wird zum Beispiel mit dem üblichen Kompliment bedacht: »Wenn ich ein Mann wäre, würde ich mich sofort in Lee verknallen«, bemerkt Lady Coolbirth. »Sie ist wundervoll gebaut, wie eine Tanagra-Figurine.« Die ältere Schwester Jackie erhält den üblichen Nadelstich. »Sehr fotogen, natürlich«, räumt Lady Coolbirth widerwillig ein, »aber die Wirkung ist etwas ... unkultiviert, übertrieben.« Aber der größte Teil von Lady Coolbirths Monolog dreht sich um zwei lange und skandalöse Geschichten: ein kaum verschleierter Bericht über den Mordfall Woodward und die Erzählung über einen treulosen Tycoon und die wohlverdiente Strafe, die ihn auf komische Weise ereilt.

Der Mordfall Woodward beschäftigte die gute Gesellschaft seit 1955. Damals hatte Ann Woodward ihrem Mann Bill mit einer doppelläufigen Churchill-Flinte mitten ins glatte und hübsche Gesicht gefeuert. Bill war ein Sportsfreund – seine Turf-Farben Rot und Weiß wurden vom berühmten Vollblut Nashua getragen – und ein beliebtes Mitglied der New Yorker Society gewesen. Am Tag seiner Beerdigung hatten seine Clubs die Flaggen auf halbmast gesetzt, und auf der ganzen East Side von Manhattan hatten sich Dienstboten freigenommen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Ein Geschworenengericht auf Long Island hatte die schießwütige Ann, die behauptete, ihn für einen Einbrecher gehalten zu haben,

freigesprochen, aber die meisten von Trumans Freunden, die von ihren furchterlichen Wutanfällen gehört hatten, glaubten nicht an ihre Version. Als sie abgedrückt hatte, war Bill eben aus der Dusche gekommen. Wie viele Einbrecher, fragte man sich, laufen schon nackt herum?

Als Truman 1958 anfing, sich Notizen für *Erhörte Gebete* zu machen, hatte er offenbar vorgehabt, Ann zur Hauptfigur zu erheben; auf einer Liste von acht Namen, die er sich in seinem Tagebuch notiert hatte, war der ihre als einziger unterstrichen. Bis 1975 war die Affäre Woodward jedoch weitgehend in Vergessenheit geraten, und er wählte eine andere zur Heldenin. Ann Woodward – er machte sich nicht einmal die Mühe, ihren Vornamen zu ändern, und nannte sie Ann Hopkins – ist zu einer Nebenfigur geschrumpft, deren Erscheinung im La Côte Basque Lady Coolbirth veranlasst, die Fakten des zwanzig Jahre alten Falles noch einmal aufzurollen, allerdings so, wie sie von Truman und den meisten seiner Freunde interpretiert wurden.

Seine Ann ist eine Landpomeranze aus West-Virginia, die zuerst Callgirl und dann Gangsterbraut in Manhattan wird und schließlich durch Glück und List zur Gattin eines der Goldjungen der Gesellschaft aufsteigt – Bill Woodward bis hin zu seiner Hemdengröße. Ihre Karriere verläuft in reibungslosem Glissando, bis ihr Mann, ihrer indiskreten Seitensprünge überdrüssig, erfährt, dass sie eine in jungen Jahren geschlossene Ehe niemals aufgelöst hat, nach dem Gesetz also gar nicht seine Frau ist. Als ihr klar wird, dass er drauf und dran ist, sie hinauszutwerfen, knallt sie ihn mit einer Flinte ab. Und sie geht sogar straflos aus, weil

die alte Mrs. Hopkins, bereit, alles zu tun, um hässliche Publicity zu vermeiden, die Polizei schmiert und genau wie Bills Mutter, Elsie Woodward, so tut, als sei ihr Sohn das Opfer eines schrecklichen Unfalls geworden. (Elsie Woodward hatte tatsächlich stets behauptet: »Der Tod meines Sohnes war ein verhängnisvoller Unfall. Ich habe nie etwas anderes geglaubt.«) Lady Coolbirth beschließt ihre makabre kleine Geschichte mit der Bemerkung, die alte Dame gebe niemals eine Dinnerparty, ohne ihre Schwiegertochter, die Mörderin, einzuladen. »Das Einzige, was ich wissen möchte«, fügt Lady Coolbirth hinzu, »ist, was jeder wissen möchte – wenn sie allein sind, bloß sie beide, worüber reden sie dann?«

Die zweite von Lady Coolbirths exemplarischen Geschichten wird durch den Anblick der Gattin eines früheren New Yorker Gouverneurs ausgelöst, die ebenfalls Monsieur Soulés teure Gastfreundschaft genießt. Eines Abends bei einer Dinnerparty, erzählt Lady Coolbirth, sei Sidney Dillon – »Schürzenjäger und Berater von Präsidenten« – der Platz neben dieser Dame angewiesen worden. Er hatte immer für sie geschwärmt, und da die beiderseitigen Ehehälften abwesend waren, lud er sie in seine kleine Zweitwohnung im Hotel Pierre ein, wo er sie ins Bett lockte, ohne von ihr daran gehindert zu werden. Die Eroberung erwies sich als enttäuschend: Sie hatte versäumt, ihn zu warnen, dass es die falsche Zeit des Monats war, und hatte nach Trumans arg übertriebener Darstellung nicht bloß eine Blutung, sondern den reinsten Blutsturz. Als sie ging, waren die Laken voll Blutflecken »von der Größe Brasiliens«.

Da Dillon seine Frau am nächsten Morgen früh, noch bevor das Stubenmädchen das Bett machen würde, zurückerwartete, zerfranste er sich fast, um die Spuren seines Seitensprungs zu tilgen, indem er die zinnoberroten Laken mit der einzigen vorhandenen Seife, Fleurs des Alpes von Guerlain, in der Badewanne bearbeitete. »Da hatte er's nun«, erzählte Lady Coolbirth, »der mächtige Mr. Dillon, lag auf den Knien und schrubpte Wäsche wie eine spanische Bauernmagd an einem Bach.« Er bekam die Laken schließlich sauber, und nachdem er sie im winzigen Backofen des Apartments getrocknet hatte, machte er das Bett und kroch zu einem warmen, aber etwas feuchten Schläfchen zurück unter die Decke. Er war so erschöpft, dass er seine Frau nicht kommen und gehen hörte. Sie hinterließ ihm eine liebevolle Nachricht auf der Kommode: »Liebling, du hast so fest und süß geschlafen, dass ich auf Zehenspitzen gegangen bin, mich umgezogen habe und nach Greenwich gefahren bin. Komm bald nach Hause.«

Von allen Prosatexten Trumans könnte man *La Côte Basque* wahrscheinlich als einzigen als Tour de Force bezeichnen: Er hat darin den Tisch eines Restaurants in Manhattan in eine Bühne verwandelt, auf der er seinen Jetset-Jahrmarkt der Eitelkeiten ablaufen lässt. Er richtet seinen Scheinwerfer auf eine Figur seines prächtigen Panoptikums nach der anderen, auf einen Reigen, der neben fiktiven Charakteren auch sehr reale wie Carol Matthau, Gloria Vanderbilt und Lee Radziwill einschließt. Es gibt keine durchgehende Handlung – das einzige verbindende Element ist ein Ton abgrundtiefer Desillu-

sion –, und Truman vollbringt eines der schwierigsten Kunststücke in der Literatur, nämlich aus unterschiedlichen Charakteren und zusammenhanglosen Geschehnissen eine nahtlose Erzählung zu formen. *La Côte Basque* ist nicht große Kunst, aber ausgezeichnetes Handwerk, Fabulierlust in höchster Vollendung.

Aber Truman hatte mehr als Literatur im Sinn, als er *La Côte Basque* schrieb. Er benutzte die Geschichte auch, um sich an manchen reichen Freunden schadlos zu halten, die ihn aus dem einen oder anderen Grund im Laufe der Jahre gekränkt hatten. *La Côte Basque* enthält eine verborgene Abschussliste. Ann Woodward ist natürlich darauf. Abgesehen davon, dass ihn ihre recht beeindruckende Biographie faszinierte, erinnerte er sich an eine viel beklatschte Begegnung in St. Moritz, bei der sie ihn »Tunte« genannt und er ihr im Gegenzug den Spitznamen »Bäng-Bäng« angehängt hatte. Ebenfalls auf dem Kieker hatte er Prinzessin Margaret (»Ich war drauf und dran, einzuschlummern, sie ist eine derartige Quasselstrippe«, bemerkte Lady Coolbirth, die das Pech hatte, ihr auf einer Party ausgeliefert zu sein), J. D. Salinger, einen der frühen Verehrer von Oona Chaplin (»Offenbar ist er ein Junge, der sehr leicht in Tränen ausbricht«, meinte Carol Matthau, nachdem sie einige seiner Briefe gelesen hatte), Gloria Vanderbilt, die als so geistesabwesend und egozentrisch beschrieben wird, dass sie nicht einmal ihren ersten Mann erkennt, als er an ihren Tisch tritt, um ihr Guten Tag zu sagen (»Ach, Liebling, fang nicht an zu grübeln. Schließlich hast du ihn fast zwanzig Jahre lang nicht mehr gesehen«, sagt Carol tröstend), und Josh und

Nedda Logan, denen Truman nicht verziehen hatte, dass sie seinen *New-Yorker*-Artikel über die Verfilmung von *Sayonara* sabotiert hatten (»Wie war sie [die Party der Logans]?«, fragt Carol Gloria. »Phantastisch – falls man noch nie auf einer Party war«). All diese Namen hätte man erwarten können. Doch einer ist eine ungeheure Überraschung, nämlich Bill Paley, Trumans alter Freund, der ihm als Vorbild für Sidney Dillon, den Laken waschenden Millionär, dient. In einer früheren Fassung hatte er Dillon nach W. Averell Harriman gestaltet, die Frau, mit der er ins Bett ging, war seine Geliebte gewesen, nicht eine, die er für einen Abend nach Hause gelockt hatte, und der Blutfleck, den sie zurückgelassen hatte, war von bescheidenem Umfang und nicht so »groß wie Brasilien« gewesen. In der endgültigen Fassung von *La Côte Basque* war die Episode radikal verändert worden. Dillon war nicht länger, wie Harriman, ein WASP, ein weißer angelsächsischer Protestant also, sondern ein reicher und attraktiver Jude, der sich danach verzehrt, ein angelsächsischer Protestant zu sein. Er wollte mit der Frau des ehemaligen Gouverneurs nicht schlafen, weil sie ihm gefiel – »sie sah aus, als trüge sie einen Tweed-BH und spiele jede Menge Golf« –, sondern weil sie ein Symbol dessen war, was er sich am meisten wünschte. »Für Dill war sie die lebendige Verkörperung all dessen, was ihm vorenthalten war, was ihm als Juden versagt blieb, möchte er auch noch so charmant und noch so reich sein«, bemerkt Lady Coolbirth, »der Racquet Club, Le Jockey, the Links, White's – all jene Etablissements, wo er sich nie an einen Tisch zum Backgammon-Spiel hinsetzen, all diese

Golfplätze, wo er nie einen Ball einlochen würde ...« Umgekehrt war ihre Absicht, als sie mit ihm ins Bett ging, ihn mit den blutigen Laken zu demütigen. Das war ihre Art, ihm zu zeigen, wo er hingehörte. »Sie hat ihn verhöhnt«, schließt Lady Coolbirth, »ihn für seine jüdische Anmaßung bestraft.«

Wenige Leser hätten erraten können, dass Dillon für Bill Paley stand. Weder im Aussehen noch im Verhalten glich er Bill, und es gab auch sonst keine eindeutigen Hinweise, wie sie in Schlüsselromanen üblich sind. Aber wer Truman und die Paleys gut kannte, dem war klar, dass er Bill treffen wollte. Der erste Fingerzeig war die Beschreibung von Dillons betrogener Frau Cleo – »das schönste lebende Geschöpf«, wie Lady Coolbirth sie verehrungsvoll nennt. Truman hatte so überschwängliche Ausdrücke für die Schilderung einer einzigen Sterblichen, nämlich Babe Paley, reserviert; selbst Lee wurde ein solches Lob nicht zuteil. Der zweite Anhaltspunkt: dass Dillon nach WASP-Hochwohlgeborenheit lechzt. Truman war überzeugt, dass Bills geheime Sehnsucht in die Richtung ging. Jedenfalls glaubte er, mittels so subtiler Signale Bill das anzutun, was die Frau des ExGouverneurs Dillon antat: ihm zu zeigen, wo er hingehörte. Mit Worten, so redete er sich ein, könne er den vielleicht einzigen wunden Punkt des Mannes treffen, dessen Selbstvertrauen unerschütterlich war, seine Empfindlichkeit, weil er Jude war.

»Truman erklärte mir, die Pointe der Geschichte mit dem Blutfleck sei, dass Bill Paley, ein Jude aus dem Mittelwesten, eine Nummer auf einer New Yorker WASP-Lady schiebe«, erinnerte sich John O’Shea, der *La Côte*

Basque auf Tippfehler durchlas, bevor das Manuskript an *Esquire* abgeschickt wurde. Von der Anekdote angewidert – »Das ist Klatsch! Das ist Quatsch!«, rief er aus –, versuchte er Truman dazu zu kriegen, dass er sie beschämt zurückzog. Er sagte ihm, sie seien doch erst wenige Wochen zuvor Gäste der Paleys auf Kiluna Farm gewesen, die Paleys hätten ihn im Laufe der Jahre mit Geschenken überhäuft, und er könnte Babe verletzen, sie hätten doch beide die traurige Gelegenheit gehabt, zu sehen, dass sie schwer an Lungenkrebs erkrankt sei. Er solle doch den Abschnitt über Dillon herausnehmen, drängte John, aber Truman ließ sich nicht überreden. »Es ist eine bösartige Geschichte«, meinte John, »und ich habe nie verstanden und werde nie verstehen, warum er sie einfügte. Da ist etwas, was sich jeder Analyse entzieht.«

Nur jemand, der das merkwürdige Trio Babe, Bill und Truman in früheren Zeiten beobachtet hatte, hätte Trumans Motivationsgeflecht entwirren können. Er mochte und bewunderte Bill; man spekulierte sogar, er vergöttere nicht nur Babe, sondern habe auch für Bill eine Schwäche. Aber er war auch eifersüchtig auf ihn, wie er auf jeden eifersüchtig gewesen wäre, der mit Babe verheiratet war. Und gleichzeitig konnte er Bill nicht verzeihen, dass er diese phantastische Frau unerklärlicherweise nicht zu schätzen wusste. Er war empört über das, was ihm als Demütigungen, als unerträgliche Herabsetzungen Babes von Seiten Bills erschienen. Die göttliche Babe! Von Truman und so vielen anderen verehrt, von ihrem eigenen Mann verhöhnt und missachtet! Sich die Ungerechtigkeit all dessen zu vergegenwärtigen, war mehr, als Truman

ertragen konnte. Babe war der einzige Mensch auf der Welt, den er ohne Zweifel oder Einschränkung liebte, und er allein erkannte, wie unglücklich sie war. Nun, da sie im Sterben lag – denn so war es –, rächte er sie auf die einzige Art, die ihm zu Gebote stand: indem er den Mann der Lächerlichkeit preisgab, der ihr so viele Kränkungen zugefügt hatte.

Truman wollte, dass Bill merkte, dass er verspottet wurde, sonst hätte die Sidney-Dillon-Anekdote keinen Sinn gehabt. Aber seine Gedanken waren gleichzeitig so wirr und widersprüchlich, dass er sich auch einzureden versuchte, weder Bill noch manche andere, über die er sich lustig machte, würden sich selbst erkennen. An einem schönen Julitag nahm er einen Freund zum Schwimmen in Gloria Vanderbilts Pool in Southampton mit – Gloria und Wyatt waren in Europa –, und entschlüsselte, nachdem der Freund das Manuskript gelesen hatte, nacheinander die wirklichen Vorbilder für seine Figuren. »Aber Truman, die werden sich darüber nicht gerade freuen«, warnte ihn der Freund. Auf dem Rücken dahintreibend, antwortete er träge: »Ach wo, die sind zu dumm dazu. Die werden nicht wissen, wer das alles ist.«

Aber sie wußten es doch, und als *La Côte Basque* Mitte Oktober die Zeitungsstände erreichte, ließ ihr Zorn den Boden unter seinen Füßen erzittern. Die ersten Erdstöße erfolgten am 10. Oktober, noch vor Erscheinen der Geschichte. Als Ann Woodward von ihrer führenden Rolle darin erfuhr – jemand hatte ihr ein Vorausexemplar der Novembernummer von *Esquire* zukommen lassen –,

schluckte sie eine tödliche Dosis Seconal, dasselbe Medikament, an dem Nina Capote gestorben war. Ann war schwer depressiv gewesen, und *La Côte Basque* war vielleicht nur der Katalysator, der das Unvermeidliche beschleunigte. Was Ann am meisten erschütterte, erzählte die abgekämpfte Elsie Woodward einer Freundin, war nicht, dass Truman die unheilvolle Vergangenheit wieder-aufgerührt hatte, sondern seine Andeutung, ihre Ehe mit dem armen Bill sei Bigamie gewesen. Immerhin bedauerten nur wenige Anns Tod, und allgemein herrschte das Gefühl vor, der Gerechtigkeit sei endlich Genüge getan worden. Aber viele waren empört über den Kummer, den Truman dem geliebten Idol, der zweiundneunzigjährigen Elsie, zufügte. Sie hatte sich zwanzig Jahre lang bemüht, den Skandal in Vergessenheit geraten zu lassen, und nun hatte er in wenigen Absätzen ihre ganze harte Arbeit zu-nichte gemacht.

Als *La Côte Basque* eine Woche später in aller Munde war, brach das eigentliche Erdbeben erst los und entsandte Schockwellen von New York bis Kalifornien, wo Truman gerade mit den Proben für seinen Film begann. Die Reaktion wurde am treffendsten von einer Karikatur auf dem Titelblatt des Magazins *New York* auf den Punkt gebracht: ein Pudel – unverkennbar Truman, bis hin zur Brille – reißt mit scharfen und habgierigen Zähnen auf einer vornehmen Party alles in Fetzen. »Capote beißt die Hände, die ihn gefüttert haben«, lautete die Schlagzeile und gab dem Schock und der Empörung seiner hochgestellten Freunde Ausdruck: Ihr verhätscheltes Schoßhündchen, ihr *ami de la maison*, hatte sich gegen sie gewandt.

Innerhalb von Stunden schrillte auf der ganzen East Side von Manhattan so manches Telefon. Eine der ersten Anruferinnen war Babe, die Slim bat, Sidney Dillon zu identifizieren. »Wer ist es?«, fragte Babe argwöhnisch. »Du glaubst doch nicht, dass es Bill ist, oder?«

»Nein, das glaube ich nicht«, antwortete Slim, die genau wusste, wer Dillon sein sollte – Truman hatte es ihr Monate zuvor erzählt. Aber Babe fand es auch so heraus, und statt Bill die Untreue vorzuwerfen, nahm sie es Truman sehr übel, dass er eine so geschmacklose Geschichte in Druck gegeben hatte. Truman hatte sie mit der verzückten Aufmerksamkeit eines Liebhabers studiert, und doch hatte er vielleicht die wichtigste Komponente ihres Charakters nicht erfasst: Loyalität gegenüber ihrer Familie. Im Geist der strengen katholischen Tugenden von Old Boston erzogen, hatte sie andere Wertvorstellungen als viele ihrer eleganten Freundinnen einschließlich Slim. Wie Peg O’Shea war sie überzeugt, dass es die Pflicht einer Ehefrau ist, zu ihrem Mann zu stehen, gleichgültig, ob er vom rechten Weg abgekommen ist und ob er sie gedemütigt hat oder nicht. Sie stand deshalb zu Bill. Durch den literarischen Hieb auf ihn hatte Truman auch ihre Familie und den Kodex angegriffen, nach dem sie lebte, und das konnte sie ihm nicht verzeihen.

Ebenso wenig Slim. »Du kommst auch vor, Big Mama«, hatte er sie gewarnt, aber sie hatte nicht mehr als einen kurzen Auftritt erwartet und war deshalb völlig unvorbereitet, sich als die geschwätzige Lady Coolbirth wiederzufinden. »Wenn man das liest, es ist meine Stimme, mein Körperbau, mein alles!«, explodierte sie.

»Sie sieht aus wie ich, sie redet wie ich, das bin ich! Ein Spiegelbild von mir! Ich war absolut fassungslos, als ich es las, wie vor den Kopf geschlagen, dass er mir bei Tisch gegenübersetzen und dann nach Hause gehen und alles niederschreiben konnte, was ich gesagt hatte. Ich hatte ihn heiß geliebt, und ich war so abgrundtief enttäuscht über diesen Missbrauch von Freundschaft und meine eigene Fehleinschätzung.« Andere waren ebenso tief getroffen. »Nie zuvor hat man ein solches Zähneknirschen, so lautes Rufen nach Rache, solche Schreie von Verrat und Empörung vernommen«, berichtete Liz Smith, die den Artikel zur Karikatur auf dem Titelblatt von *New York* schrieb. Ein Aufschrei stammte von den Logans, die seine böse Bemerkung über ihre Party verärgert hatte. »Diese schmierige kleine Kröte kommt nie wieder auf meine Partys«, erklärte Nedda. Ein anderer stammte von Gloria Vanderbilt, die schwor, ihm ins Gesicht zu spucken, falls sie ihn je Wiedersehen sollte. »Schließlich kennen sie und er einander seit langer Zeit«, erklärte ihr Mann Wyatt. »Zwar ist kein Geheimnis, wohl aber eine Art Vertrauensverhältnis verraten worden.«

»Es ist sehr schwierig, Gentleman und Schriftsteller zu sein«, hat Somerset Maugham einmal bemerkt, und Truman hatte sich schließlich für das Letztere entschieden. Er hatte die Regeln des Clubs gebrochen, und er musste bestraft werden. Genauso, wie es einst Mode gewesen war, ihn nach oben zu bringen, war es jetzt Mode, ihn herunterzumachen – »*the schick of the week*«, wie Charlotte Curtis es formulierte. Wer von *La Côte Basque* nicht persönlich betroffen war, reagierte oft

genauso empört wie die unmittelbaren Opfer. Marella Agnelli, die Truman mehr als einmal zu der einen oder anderen Kreuzfahrt im Mittelmeer eingeladen hatte, konnte sich nicht einmal mehr überwinden, seinen Vornamen auszusprechen. »Capote verachtet die Menschen, über die er spricht«, stellte sie resigniert fest. »Er nutzt einen die ganze Zeit nur aus. Privat baut er seine Freunde auf, und öffentlich macht er sie herunter.« Über Nacht wurden ihm die Türen vor der Nase zugeknallt, und mit Ausnahme von ein paar unentwegten Getreuen wie Kay Meehan und C.Z. Guest, die nicht verspottet worden waren, weigerten sich seine vornehmen Freunde, auch nur mit ihm zu sprechen. Seit Franklin Roosevelt an die Macht gekommen war, hatten sich die Reichen nicht mehr von jemandem, den sie als einen der Ihren betrachtet hatten, so missbraucht gefühlt. Truman war aufgenommen, verwöhnt und in die innersten Winkel ihres Privatlebens eingelassen worden, und zum Dank dafür hatte er sich über sie lustig gemacht und ihre Geheimnisse ausposaunt. In ihren Augen war er ein Schuft und ein Verräter.

»In der Gesellschaft zählt eine große Freundschaft nicht viel«, lautete Prousts zynische Beobachtung, und das bewahrheitete sich, als selbst Cecil, der die Ereignisse von England aus begierig verfolgte, sich flugs der Meute der Truman-Hasser anschloss. Vergessen waren die ungetrübten Tage, die Truman und er in Tanger, Portofino und Palamós miteinander genossen hatten, ausgeradiert die vielen Worte peinlicher Lobhudelei, mit denen Cecil sein Tagebuch vollgekritzelt hatte, aus der Erinnerung verbannt die Zeit, als Truman ihn in Honolulu vor den

zwei Matrosen gerettet hatte. Nachdem Cecil den größten Teil seines Lebens darauf verwendet hatte, seinen Platz in den führenden Rängen der Modewelt zu behaupten, wollte er nun nicht den Anschluss verpassen.

In Wirklichkeit hatte sich Cecil, dessen Hauptschwäche nicht Snobismus war, wie viele glaubten, sondern ein verzehrender Neid, schon zehn Jahre früher, nämlich nach dem Erfolg von *Kaltblütig*, insgeheim gegen Truman gewandt. »Der Triumph Trumans ist Salz in der eigenen Wunde«, hatte er Ende 1965 bitter in seinem Tagebuch notiert. Der erneute Triumph des großen Balles hatte ihn noch mehr ergrimmt. Zehn Jahre lang hatte er darauf gewartet, dass sich der Wind drehen würde. In seinen neiderfüllten Ohren klangen die Aufschreie der Empörung, die er jetzt von der anderen Seite des Atlantiks hörte, so wohltuend wie ein Wiegenlied – Trumans gehässigster Feind hätte nicht größere Genugtuung über seinen Sturz empfinden können. »Ich hasse die Vorstellung von Truman«, gestand er frohgemut einem Briefpartner. »Wie tief kann er noch sinken?« Selbst Trumans ehemals bester Freund hatte seinen Namen verflucht: Es hätte keine klarere Bestätigung geben können, dass er aus dem Olymp verstoßen war.

Naivität mag ein notwendiger Panzer für Schriftsteller sein, die wie Truman wirkliche Menschen und Geschehnisse erkennbar zum Vorbild ihrer Prosatexte nehmen. Wie könnten sie überhaupt je etwas schreiben, wenn sie voraussähen, was ihre Worte sie kosten werden? Nur eine solche schützende Unbefangenheit kann zum Beispiel

erklären, warum Thomas Wolfe nicht daran dachte, *Schau heimwärts*, *Engel* könnte seine Familie und seine Freunde kränken. Nur eine so absichtsvolle Blindheit kann Prousts Überraschung erklären, als manche seiner aristokratischen Freunde über ihre Porträts in *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* beleidigt waren. Und nur eine so verbohrte Selbsttäuschung kann das Erstaunen und Entsetzen erklären, mit dem Truman nach *La Côte Basque* die Wende seines Schicksals verfolgte.

Natürlich hatte er gehofft, den Blutdruck von Leuten wie den Logans ein wenig hochzutreiben und einige weitere wie Bill Paley und Gloria Vanderbilt vorübergehend zu ärgern. Was er aber nicht vorhergesehen hatte, war das totale Desaster, das jetzt über ihn hereinbrach. Gezwungen, in Kalifornien zu bleiben, solange er seinen Film drehte, hielt er sich aus der Ferne über die Geschehnisse auf dem Laufenden. »Er war so überrascht und schockiert, wie man sich nur vorstellen kann«, erinnerte sich Liz Smith. »Er rief mich immer wieder an und fragte mich – quälte mich –, was die Leute in New York über ihn gesagt hätten. Nach *La Côte Basque* war er nie wieder glücklich.« Joanne Carson sah hilflos zu, während er wie vor den Kopf geschlagen in ihrem Haus herumgeisterte und ständig wiederholte: »Aber sie wissen doch, dass ich Schriftsteller bin! Ich verstehe es nicht.« Er rief Slim an, um sie zu versöhnen. Als sie sich weigerte, seinen Anruf entgegenzunehmen, überredete er John, mit ihr zu telefonieren. John sollte ihr sagen, Lady Coolbirth möge zwar eine oberflächliche Ähnlichkeit mit ihr haben, repräsentiere in Wirklichkeit jedoch Slims alte Feindin Pamela Hayward,

die neue Mrs. W. Averell Harriman. »Truman ist völlig durcheinander über deine Reaktion«, sagte John. »Er dachte, du würdest darüber lachen.«

»Ich fand es nicht lustig«, entgegnete Slim, die ganz im Gegenteil ihren Anwalt konsultiert hatte, ob sie ihn verklagen solle.

»Findest du es nicht gut geschrieben?«, fragte John.

»Nein. Es ist geschmacklos«, urteilte die unerbittliche Slim, die in diesem Augenblick am anderen Ende jemanden atmen hörte und auflegte, da sie erkannte, dass Truman an einem zweiten Apparat mithörte. Truman gab dennoch nicht auf. Am Jahresende schickte er ihr ein Telegramm nach Australien, wo sie Ferien machte. »Frohe Weihnachten, Big Mama«, schrieb er. »Ich habe beschlossen, dir zu verzeihen. In Liebe, Truman.«

Auf eine weitere Abreibung gefasst, rief Truman auch Bill an, der seinen Anruf entgegennahm und unverfänglich so tat, als wäre seit ihrem letzten Gespräch nichts Besonderes geschehen. »Ich habe andere Mittel, um das kleine Miststück zu foltern«, sagte er später zu einer Freundin. Truman fragte ihn, ob er seine *Esquire-Geschichte* gelesen habe, und Bill antwortete: »Ich habe angefangen, Truman, aber ich bin darüber eingeschlafen. Dann ist etwas Schreckliches geschehen: Das Heft wurde weggeworfen.« Als Truman mit rührendem Eifer anbot, ein zweites Exemplar zu schicken, lehnte Bill höflich ab. »Mach dir keine Mühe, Truman. Ich habe im Moment anderes zu tun. Meine Frau ist sehr krank.« Meine Frau! Nicht Barbara, nicht Babe, sondern meine Frau! Als hätte Truman sie kaum gekannt, als hätte er nicht viele der

zauberhaftesten Stunden seines Lebens mit ihr verbracht, als hätte sie ihn nicht in Geheimnisse eingeweiht, die sie niemand anderem, nicht einmal ihrem Mann, anvertraute. Wie ein Fremder abgewimmelt zu werden – das war in der Tat eine Folter.

An Babe selbst schrieb Truman zwei lange Briefe. Sie antwortete ihm nicht, aber Anfang 1976 führte sie der Zufall im Quo Vadis, einem damals beliebten Restaurant an der East 63th Street, zusammen – trotz ihrer Krankheit konnte sie noch gelegentlich ausgehen. Er machte sie mit seinen Tischgenossen bekannt, und wie Bill war sie höflich, aber distanziert, als wäre er ein flüchtiger Bekannter. Irgendwann nahm Jack, ohne darum gebeten worden zu sein, Kontakt mit ihr auf. An einem Samstagnachmittag rief er sie in Kiluna-Farm an. Verzeih ihm, bat Jack sie. »Niemals! Niemals! Auf keinen Fall!«, gab sie zurück.

»Babe, was Truman in dieser Geschichte geschrieben hat, ist nicht deine Sache. Und auch nicht seine«, erwiderte Jack in dem strengen Ton, den Truman selbst so oft gehört hatte. »Er ist ein Künstler, und Künstler kann man nicht an die Kandare legen.«

»Ach Jack ...«, begann sie und schien noch mehr sagen zu wollen; nach einer Sekunde des Zögerns schloss sie dann: »Ich werde mit Bill darüber reden.« Jack wusste in dem Augenblick, dass er verloren hatte. An Slim trug er keine derartigen Bitten heran, was wahrscheinlich für beide besser war. »Wenn mir Slim je auf der Straße begegnet, gebe ich ihr einen Tritt«, versprach er. »Ich werde zu ihr sagen: ›Meine Güte, Slim, so nett, wie dieser

Mensch zu dir gewesen ist!« Als Truman und ich in Spanien lebten, hatte Leland Hayward sie gerade verlassen. Es ist ihr dreckig gegangen, sie ist ziellos herumgereist, und wir haben sie aufgenommen.«

Babe und Slim waren so haßerfüllt wie gegenüber einem Geliebten, der sie betrogen hat, und nicht bereit, Frieden zu schließen. Nichts, was Truman tat, ob er lange Briefe schrieb oder erheiternde Telegramme verschickte, konnte ihren Sinn ändern. All die Mittel, die ihm in der Vergangenheit so gute Dienste geleistet hatten, nutzten ihm jetzt nichts mehr. »Babe sprach von Truman immer mit absolutem Abscheu als von der Schlange, die sie verraten habe«, berichtete ihr gemeinsamer Freund John Richardson. »Habt ihr gehört, was Truman jetzt wieder gemacht hat?«, fragte sie ihre Freunde immer wieder und bekundete Entsetzen über jede neue Bemerkung, die sie zitiert sah, und jede neue Eskapade, von der sie hörte. Als Jim Fosburgh, der Mann ihrer Schwester Minnie, der einst Trumans Porträt gemalt hatte, aus der feindlichen Phalanx ausbrach und mit ihm mittagessen ging, rief ihn Babe am gleichen Nachmittag an, um ihm die Leviten zu lesen. Wie er, ihr eigener Schwager, nur so illoyal sein könne? fragte sie ihn. Doch unter ihrem Zorn verbarg sie sorgfältig ihre große Enttäuschung: Wie Truman hatte auch sie vielleicht ihren besten Freund verloren. Harper Lee bekam diese Enttäuschung bei den paar Anlässen, bei denen Babe und sie einander in den folgenden Monaten begegneten, zu spüren. Ihr Anblick erinnerte Babe an Truman, und sie brach jedes Mal unwillkürlich in Tränen aus.

Slim konnte sich ihrerseits nicht enthalten, endlos das

Unrecht wiederzukäuen, das ihr zugefügt worden war. »Wenn es eine Frau gab, die vor Wut außer sich war, dann Slim«, bemerkte eine Freundin. Und das stimmte buchstäblich. Wenn Slim über Truman sprach, regte sie sich so auf, dass sie nicht länger als einen Augenblick sitzen bleiben konnte und ständig rastlos von der Couch zum Sessel und vom Sessel zur Couch wechselte. »Nach *La Côte Basque* betrachtete ich Truman als einen Freund, der gestorben war«, erklärte sie, »wir haben nie wieder miteinander gesprochen. Ich habe die Axt genommen und ihn aus meinem Leben herausgehackt. Und das war's.«

In der Öffentlichkeit bedauerte Truman den Verlust der Freundschaft von Babe und auch Slim, behauptete aber, sich vom Sturm der Entrüstung, den er ausgelöst hatte, nicht betroffen zu fühlen. Wie Jack dozierte er ziemlich von oben herab über seine Mission als Künstler. »Der Künstler ist ein gefährlicher Mensch, weil er sich jeglicher Beherrschung entzieht«, verkündete er. »Er wird nur von seiner Kunst beherrscht.« Trotzig daran festhaltend, dass er nichts getan habe, was Proust nicht vor ihm auch getan hatte, versuchte er, sein Werk in den Mantel der Literatur zu hüllen. »Aber Schätzchen! Es ist Proust! Es ist schön!«, rief er in einem Gespräch mit Diana Vreeland aus.

Realistischer, stellte er fest, was wahrscheinlich längst allen bewusst geworden wäre, wenn er nicht, wie Slim es voll Reue ausdrückte, »so listig, so raffiniert und so brillant« gewesen wäre, dass selbst die Misstrauischsten die Deckung verließen. »Der einzige Stoff, den ein Schriftsteller hat, ist das, was er kennt und weiß«, erklärte er. »Zumindest ist es das Einzige, was ich habe – was ich

kenne und weiß.« Aber im kleinen Kreis, spätabends und wenn er getrunken hatte, brach er manchmal in Tränen aus. »Ich wollte niemandem wehtun«, schluchzte er. »Ich wusste nicht, dass die Geschichte einen solchen Wirbel verursachen würde.«

TRUMAN CAPOTE

Sommerdiebe

Roman

Aus dem Amerikanischen von Heidi Zerning

160 Seiten

ISBN: 978-3-0369-5157-7

Vor ihr liegt ein Sommer, in dem sie einen ganzen Kontinent zwischen sich und ihrer Familie weiß: Während ihre Eltern nach Europa segeln, bleibt die 17-jährige Grady allein zurück in einem schwülen New York ohne Aircondition, dafür aber mit vielen Versprechen. Grady verliebt sich in den Parkplatzwächter Clyde, einen jüdischen Jungen aus Brooklyn. Grady schwirrt durch diese heißen Monate mit Clyde und seinen Kumpeln – erfüllt von einer Sehnsucht nach einer Welt mit lauter Unbekannten.

Truman Capotes 2004 wiederentdecktes Manuskript ist sein wahres Debüt und ein Juwel der Weltliteratur.

»Hier ist ein Autor für uns wiederzuentdecken, der so zeitgemäß ist, weil er eine Sprache erfunden hat, die die Welt mit Worten verzaubert und entzaubert; eine Art Champagner-Realismus. Wo andere uns bis heute das Glas oder den Geschmack oder den Preis des Getränks beschreiben, interessiert sich Capote mehr für die perlenden Luftblasen, wie sie aufsteigen und zerplatzen.«

Die Zeit

TRUMAN CAPOTE

Andere Stimmen, andere Räume

Roman

Aus dem Amerikanischen neu übersetzt von Heidi Zerning

256 Seiten

ISBN: 978-3-0369-5158-4

Nach dem Tod seiner Mutter soll der 13-jährige Joel Knox zu seinem Vater ziehen, für ihn ein völlig Unbekannter. Als er in Alabama auf dem Land ankommt, findet er auf dem verfallenen Anwesen nur seine missmutige, spröde Stiefmutter Miss Amy und seinen rätselhaften Cousin Randolph vor, die wie Gespenster durch das geheimnisvolle Haus gestern – von seinem Vater fehlt weiterhin jede Spur.

»Ich bewundere Leute, die gut mit dem Wort umgehen können, und ich fand, Truman Capote füllte den leeren Raum so gut mit Worten, dass ich, als ich nach New York kam, ihm Verehrerbriefe zu schreiben anfing und ihn täglich anrief ...« Andy Warhol zu *Andere Stimmen, andere Räume*

»Nicht nur ein Werk ungewöhnlicher Schönheit, sondern auch ungewöhnlicher Intelligenz – einer der perfektesten Romane Amerikas.«

New York Herald Tribune

TRUMAN CAPOTE

Baum der Nacht

Erzählungen

Aus dem Amerikanischen neu übersetzt von Ursula-Maria Mössner

448 Seiten

ISBN: 978-3-0369-5162-1

Truman Capotes Erzählungen handeln von Heimatlosen und Verirrten, von Außenseitern und Sonderlingen. Ein unbestechlicher Sinn für Realitäten, das Gespür für psychologische Zwischentöne, ohne jedoch zu psychologisieren, und eine ausgeprägte Empfänglichkeit für Hauch und Schimmer des Romantischen machen den Zauber dieser Kurzgeschichten aus.

»In seinen Erzählungen zeigte Capote seine Wunden, seine Ängste, seine Sehnsüchte, er ging bis an den Rand des Traums und darüber hinaus.« Die Zeit

»Geschichten über teure Nerzmäntel, verunsicherte Matrosen und reiche Schlampen wurden in einer ähnlich stilistischen Feinnervigkeit nie wieder geschrieben.«

Financial Times Deutschland

*Sämtliche Erzählungen von Truman Capote,
darunter auch bisher auf Deutsch unveröffentlichte Stories.*

TRUMAN CAPOTE

Die Grasharfe

Roman

Aus dem Amerikanischen von Annemarie Seidel und Friedrich Podszus,

neu durchgesehen von Birgit Kruckels

192 Seiten

ISBN: 978-3-0369-5160-7

Eine Kleinstadt in den Südstaaten: Die erfinderische Dolly sammelt Kräuter, um aus ihnen Arznei zu brauen. Ihre herrschsüchtige Schwester Verena will daraus gegen Dollys Willen eine Goldgrube machen, und so flieht Dolly aus der Enge des Hauses in die Natur, wo sie mit ihrer Freundin Catherine und ihrem Neffen Collin Quartier in einem Baumhaus bezieht. Doch Schwester und Bewohner des Ortes belagern ihr Idyll und versuchen, sie zur Rückkehr in die Wirklichkeit zu zwingen. Es kommt zu einer regelrechten Schlacht, doch die Ausreißer harren in ihrem Refugium aus, bevor sie schließlich aus freien Stücken in die Welt zurückkehren.

»Truman Capote ist wohl der sensibelste unter den jungen amerikanischen Dichtern. Er lässt diese Geschichte den Wind erzählen, den Herbstwind, der auf der Harfe des dünnen Präriegrases spielt, irgendwo in den Südstaaten.«

Hannoversche Presse

TRUMAN CAPOTE

Frühstück bei Tiffany

Roman

Aus dem Amerikanischen neu übersetzt

von Heidi Zerning

128 Seiten

ISBN: 978-3-0369-5159-1

Die 18-jährige Holly Golightly lässt sich in New York vom Strom des leichten Lebens treiben. Mit charmanter Keckheit und überraschendem Einfallsreichtum schlägt sie sich zwischen Bohemiens, Playboys, Gin und Rosen durch und bleibt sich und ihrem Herzen treu. Und manchmal, wenn sie das »rote Elend«, diese unbestimmte Furcht, packt, dann hilft ihr nur eins: schleunigst zum Juweliergeschäft Tiffany zu gehen.

»Wer sich in Holly Golightly nicht verliebt, muss überhaupt kein Mensch sein, sondern eine sauer gewordene Portion unheilbarer Misanthropie. Wer aber ein Herz hat, dem wird es geschehen, dass er mit dem bloßen Verliebtsein bei dieser Person und bei dieser Erzählung nicht davonkommt.«

Süddeutsche Zeitung

TRUMAN CAPOTE

Wenn die Hunde bellen

Reportagen und Porträts

Aus dem Amerikanischen neu übersetzt von Marcus Ingendaay

ca. 600 Seiten

ISBN: 978-3-0369-5163-8

In dieser Auswahl meisterhafter essayistischer und journalistischer Prosa sind – neben vielen anderen – Capotes lebendige Notizen zu Louis Armstrong, Humphrey Bogart, Marilyn Monroe und Jane Bowles versammelt; aber auch die zu seinen vielen Reisen, etwa durch Russland. Neugierig auf alles vermeintlich Bekannte wie Unbekannte, beschreibt der ausgezeichnete Beobachter nahe und fremde Welten und erkennt in ihnen die kleinen Nuancen und Details, die das Leben reich machen.

»Dieser Amerikaner gehört zu den seltenen Autoren, die kaum eine langweilige Zeile zu Papier gebracht haben.«

Frankfurter Allgemeine Zeitung

TRUMAN CAPOTE

Kaltblütig

Roman

Aus dem Amerikanischen neu übersetzt von Thomas Mohr

544 Seiten

ISBN: 978-3-0369-5161-4

Mit diesem Bestseller erfand Capote das Genre des Tat-sachenromans. Ausgelöst von einem Zeitungsbericht, in dem von einem vierfachen Mord in Kansas berichtet wird, recherchiert Capote sechs Jahre lang die Hintergründe und Motive der beiden Täter Dick Hickock und Perry Smith. Er begleitet die Mörder bis zum Galgen.

Herausgekommen ist die atemberaubende Rekonstruktion eines grauenhaften Verbrechens, das sich wie ein Roman liest – und in dem doch jedes Wort wahr ist: ein literarisches Meisterwerk.

»Ein in der seriösen Literatur heute kaum vorstellbarer Triumph. Die Pioniertat eines neuen Stils, Romane zu schreiben. Ein Buch, das alle Welt lesen will.«

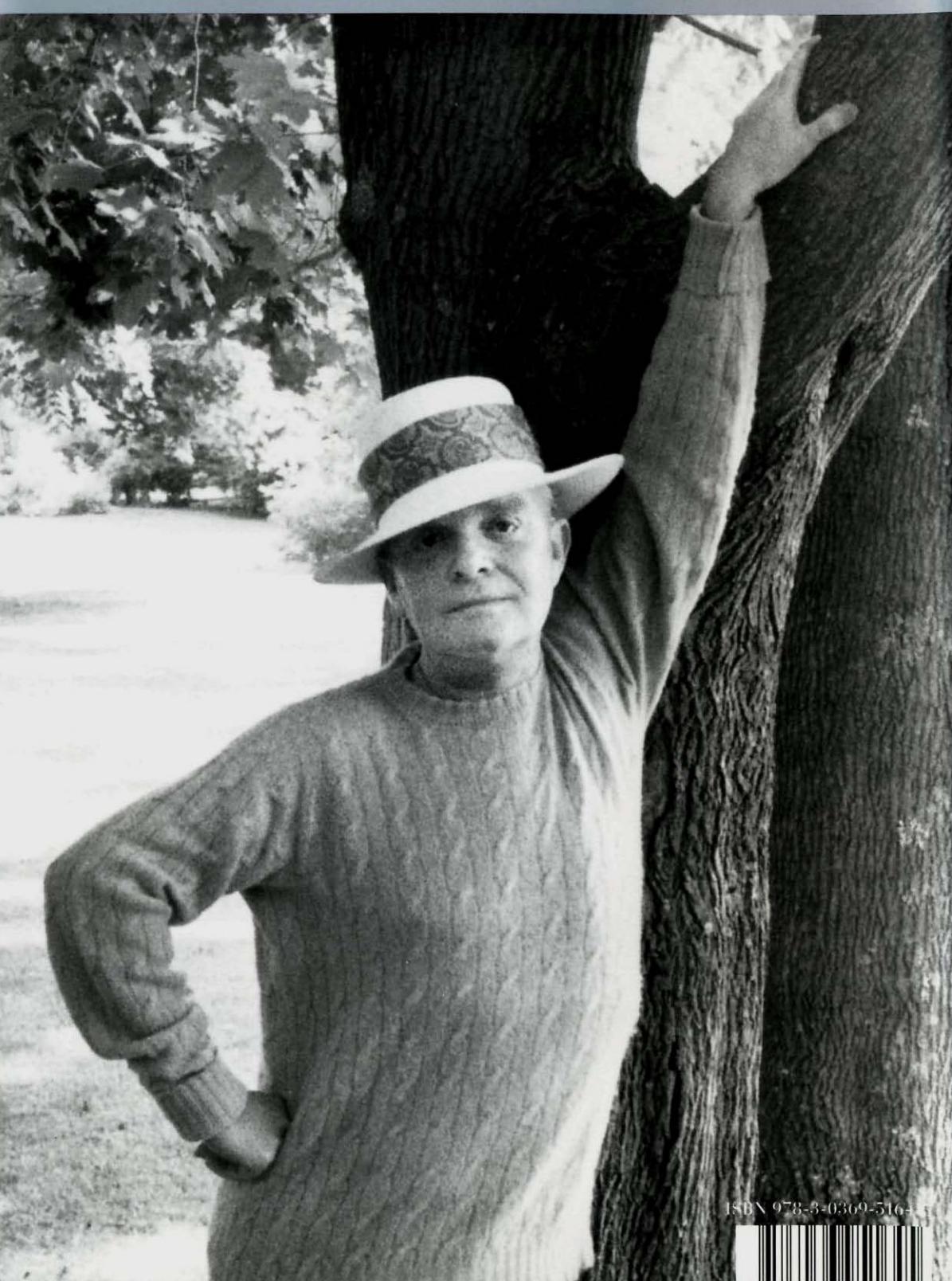
Der Spiegel

Truman Capote wurde am 30. September 1924 in New Orleans geboren.

Er wuchs in den Südstaaten auf, bis ihn seine Mutter als Achtjährigen zu sich nach New York holte. Mit zwanzig Jahren veröffentlichte er seine erste Kurzgeschichte »Miriam« in »Mademoiselle«; für die Erzählung »Die Tür fällt zu« wurde ihm 1948 der »O. Henry Price« verliehen. Im selben Jahr erschien sein Roman »Andere Stimmen, andere Räume«, der als das sensationelle Debüt eines literarischen Wunderkindes gefeiert wurde. 1949 folgte die Kurzgeschichtensammlung »Baum der Nachts«, 1950 die Reisebeschreibung »Lokalkolorit«, 1951 der Roman »Die Grasharfe«. Das 1958 veröffentlichte »Frühstück bei Tiffany« erlangte auch wegen der Verfilmung mit Audrey Hepburn große Berühmtheit. 1965 erschien der mehrmals verfilmte Tatsachenroman »Kaltblütig«, 1973 »Wenn die Hunde bellen« (Reportagen und Porträts), 1980 »Musik für Chamäleons« (Erzählungen und Reportagen).

- + Postum wurden 1987 – unvollendet – »Erhörte Gebete« und 2005 das lange verschollene Debüt »Sommerdiebe« veröffentlicht. Truman Capote starb 1984 in Los Angeles.

»Und jetzt«, fuhr sie fort und kam überraschend zur Sache, »sagen Sie mir, was Sie vom Leben erwarten. Abgesehen von Ruhm und Reichtum – das ist ja selbstverständlich.« Ich sagte: »Ich weiß nicht, was ich erwarten soll. Ich weiß, was ich gern wäre. Nämlich ein erwachsener Mensch.«



ISBN 978-3-0369-516-5

